~~Arch. G. 6~~
~~Arch. II. 8~~
~~c 17~~

Arch. 8° G. 1795

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Horen

Jahrgang 1796

Siebentes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1796.

Digitized by Google

Innhalt des siebenten Stücks.

I	Benvenuto Cellini.	Seite 1
II	Ekloge.	— 60
III	Theoderich, König der Ostgothen.	— 90

Digitized by Google

Die Horen.
Zweyter Jahrgang. Siebentes Stück.

I.

Benvenuto Cellini.

Fortsetzung.

Ich kam nach Florenz und wartete dem Herzog Alexander auf, der mir sehr freundlich begegnete und von mir verlangte, daß ich bey ihm bleiben sollte. Es war aber in Florenz ein Bildhauer, Nahmens Tribolo, mein Gevatter, ich hatte ihm einen Sohn aus der Taufe gehoben, der sagte mir, daß ein gewisser Jacob Sansuino, bey dem er in der Lehre gestanden, ihn verschrieben habe, und weil er Venedig niemals gesehen, so denke er hinzureisen, besonders, weil er daselbst etwas zu verdienen hoffe, und da er höre, daß ich auch nicht in Venedig gewesen sey, so bitte er mich, diese Spatzierreise mit ihm zu machen. Weil ich ihm nun dieses schon versprochen hatte, antwortete ich dem Herzog Alexander: ich wünschte erst nach Venedig zu gehen und würde nach meiner Rückkehr zu seinen Diensten seyn. Er war es zufrieden und des andern Tages, als ich reisefertig war, ging ich, mich nochmals zu

beurlauben. Ich fand ihn in dem Pallaſt der Pazzi, zu der Zeit, als die Frau und die Töchter des Herrn Lorenzo Cibo daſelbſt wohnten; ich ließ meine Abſicht melden, und der Herr Cosmus Medicis, der jetzt Herzog iſt, kam mit der Antwort zurück und ſagte mir: ich ſolle Nicolo di Monte Aguto aufſuchen, der würde mir fünfzig Goldgulden geben, dieſe ſchenke mir Seine Exzellenz der Herzog, ich ſolle ſie auf ſeine Geſundheit verzehren und alsdann zu ſeinem Dienſte zurückkommen. Ich erhielt das Geld und ging zu Tribolo, der bereit war und mich fragte, ob ich meinen Degen aufgebunden hätte? Ich ſagte ihm, wer zu Pferde wäre, um zu verreiſen, brauche den Degen nicht feſtzubinden. Er verſetzte darauf: in Florenz ſey das nun der Gebrauch, denn ein gewiſſer Fra Mauritio ſey ein ſehr ſtrenger Aufſeher, und würde, um einer Kleinigkeit willen, Sanct Johann den Täufer ſelbſt wirren laſſen; wenigſtens bis vor das Thor müßten wir die Degen aufbinden. Ich lachte und wir machten uns auf den Weg, indem wir uns an den Conducteur der ordinären Poſt von Venedig anſchloſſen, der Lamentone hieß, und ſo zogen wir zuſammen weiter.

Unter andern kamen wir nach Ferrara und traten in dem Wirthshaus auf dem Platz ein, Lamentone ging einige Ausgewanderte aufzuſuchen, denen er Briefe und Aufträge von ihren Weibern brachte. Denn das hatte der Herzog erlaubt, daß der Conducteur allein mit ihnen ſprechen durfte, ſonſt niemand, bey Strafe dergleichen Verbannung, in welche ſie verfallen waren. Um die Zeit,

Digitized by Google

es war ohngefähr zwey und zwanzig Uhr, ging ich mit Tribolo den Herzog von Ferrara auf seinem Rückwege zu sehen, der von Belfiore kam, wo man vor ihm turnirt hatte. Wir fanden unter der Menge viele Ausgewanderte, die uns so starr in die Augen sahen, als wenn sie uns nöthigen wollten, mit ihnen zu sprechen. Tribolo, der der furchtsamste Mensch von der Welt war, lispelte mir immer zu: sieh sie nicht an, rede nicht mit ihnen, wenn du wieder nach Florenz zurück willst. So sahen wir den Herzog einziehen und kehrten wieder in unsere Herberge, wo wir den Lamentone fanden. Gegen ein Uhr in der Nacht (nach Sonnenuntergang) kam Nicolo Benintendi und Peter sein Bruder, mit ihnen ein Alter, ich glaube es war Jacob Nardi, und zugleich mehrere junge Leute, alles Ausgewanderte. Der Conducteur sprach mit einem jeden von seinen Geschäften, Tribolo und ich hielten uns entfernt, um nicht mit ihnen zu reden. Nach einer Weile fing Nicolo Benintendi an: ich kenne die heyden recht gut, haben sie Quark im Maule, daß sie nicht mit uns reden können? Tribolo hielt mich an, ich sollte still seyn, und Lamentone sagte zu ihnen, Er habe die Erlaubniß, mit ihnen zu reden und nicht wir. Benintendi antwortete: das sey eine Eseley! der Teufel könne uns holen und andere dergleichen schöne Dinge. Da hub ich das Haupt auf und sagte, so bescheiden als ich nur wußte und konnte: Meine lieben Herren, bedenket, daß ihr uns viel schaden könnet und wir euch nicht zu helfen wüßten. Ihr habt zwar manches unschickliche Wort ge-

ſagt, aber wir wollen deßhalb mit euch nicht zürnen. Der alte Nardi ſagte: ich ſey ein braver junger Mann und habe auch ſo geſprochen. Darauf verſetzte Benintendi: ich gebe nichts auf ſie und ihren Herzog! Ich antwortete darauf, er habe ſehr unrecht, und wir wollten weiter nichts von ihm wiſſen. Der alte Nardi hielt es mit uns und ſtellte ihm ſeine Unart vor, aber er fuhr mit Schimpfreden fort und ich ſagte ihm: wenn er nicht aufhörte, ſo ſollte er es bereuen. Darauf rief er: er verwünſche den Herzog und uns, er und wir wären eine Hand voll Eſel.

Darauf ſchalt ich ihn einen Eſel und zog den Degen. Der Alte, der zuerſt die Treppe hinunter wollte, ſtolperte auf den erſten Stufen, ſtürzte hinunter, und die andern über ihn her, ich ſprang vor und wetzte mit dem Degen an den Wänden, und ſchrie wüthend: ich bringe euch alle zuſammen um! Doch nahm ich mich wohl in acht, jemand Leids zu thun, wie ich doch genug gekonnt hätte. Der Wirth ſchrie, Lamentano wollte mich abhalten, einige riefen: wehe mein Kopf! andere: laßt mich hinaus! Es war ein unſchätzbarer Handel, es ſchien eine Heerde Schweine durcheinander zu fahren. Der Wirth kam mit dem Lichte, ich ging wieder hinauf und ſteckte den Degen ein, Lamentoue verwieß dem Benintendi ſein Unrecht und auch der Wirth ſchalt ihn aus. Es ſteht das Leben darauf, ſagte dieſer, wenn hier jemand den Degen zieht, und wenn unſerm Herzog eure Inſolenzen bekannt wären, ſo ließ er euch alle aufhängen. Ihr verdientet wohl, daß ich es anzeigte, aber kommt mir nicht mehr ins Haus, ſonſt ſoll

Digitized by Google

es euch übel gehen. Hernach kam der Wirth herauf zu mir, und als ich mich entschuldigen wollte, ließ er mich nicht zum Worte kommen und sagte: er wisse wohl, daß ich tausend Ursachen habe, ich solle mich nur auf der Reise vor ihnen in acht nehmen.

Da wir abgegessen hatten, kam ein Schiffer, uns nach Venedig zu führen. Ich fragte, ob wir das Schiff ganz frey für uns haben könnten? er sagte ja, und darauf wurden wir einig. Des Morgens, gut um achte, nahmen wir Pferde, um nach dem Hafen zu gehen, der einige Miglien von Ferrara entfernt ist. Als wir im Hafen ankamen, fanden wir den Bruder des Nicolo Benintendi mit drey Gesellen, die mir aufpaßten, zwey von ihnen waren mit Spiessen bewaffnet, ich hatte mich aber auch wohl versehen und mir einen Spieß in Ferrara gekauft, und so erschrack ich nicht im mindesten, Tribolo desto mehr, der ausrief: Gott helfe uns! diese werden uns todt schlagen. Lamentone kehrte sich zu mir und sagte: du wirst am besten thun, nach Ferrara zurückzugehen, denn ich sehe, die Sache ist gefährlich, mein Benvenuto, gehe der Wuth dieser rasenden Bestien aus dem Wege. Da sagte ich: nur getrost vorwärts! Dem der recht hat, hilft Gott, und du sollst sehen, wie ich mir selbst helfen will. Ist dieses Schiff nicht uns allein versprochen? Lamentone sagte ja, und ich antwortete: so wollen wir auch allein darinn abfahren, wenn meine Kraft meinem Willen gleich ist. Ich trieb mein Pferd vorwärts und da wir ohngefähr zehen Schritte entfernt waren, stieg ich ab und ging mit mei-

nem Spiesse kühn auf sie loß. Tribolo war zurück geblieben und hatte sich auf seinem Pferde zusammengekauzt, daß er wie der Frost selbst aussah und Lamentone schnaubte und bließ, daß man einen Wind zu hören glaubte, denn es war seine Angewohnheit, und diesmal that er es stärker als gewöhnlich, denn er bedachte, was diese Teufeley für einen Ausgang haben möchte.

Als ich zum Schiffe kam, trat der Schiffer vor mich und sagte, daß diese Florentinische Edelleute, wenn ich es zufrieden wäre, mit in das Schiff steigen wollten. Darauf versetzte ich: das Schiff ist für uns, nicht vor andere gemiethet, und es thut mir herzlich leid, daß ich sie nicht einnehmen kann. Darauf sagte ein tapfrer Jüngling von den Magalotti: Benvenuto! du wirst wohl können, was wir wollen? Darauf antwortete ich: wenn Gott, mein Recht und meine Kräfte wollen und können, so werde ich wohl nicht wollen können, wie ihr wollt und meynt. Mit diesen Worten sprang ich sogleich ins Schiff, kehrte ihnen die Spitze der Waffen zu und sagte: Hiermit will ich euch zeigen, daß ich nicht kann. Der von den Magalotti zeigte einige Lust, zog den Degen und kam heran, da sprang ich auf den Rand des Schiffes und stieß so gewaltsam nach ihm, daß, wäre er nicht rücklings zur Erde gefallen, ich ihn durch und durch gestossen hätte. Die andern Gesellen, anstatt ihm zu helfen, zogen sich zurück, ich hätte ihn auf der Stelle umbringen können, aber anstatt ihm eins zu versetzen, sagte ich: stehe auf Bruder, nimm deine Waffen und gehe fort, wohl hast du gesehen,

daß ich nicht kann was ich nicht will. Dann rief ich Tribolo, den Schiffer, und Lamentone herein und so fuhren wir gegen Venedig. Als wir zehn Meilen auf dem Boot zurückgelegt hatten, kamen uns diese jungen Leute in einem Kahne nach, und als sie gegen uns über waren, sagte mir der dumme Peter Benintendi, komm nur weiter Benvenuto, es ist jetzt nicht Zeit, aber in Venedig wollen wir uns wieder sehen. Darauf versetzte ich: laßt es nur gut seyn, ich komme schon und ihr könnt mich überall wieder finden.

So kamen wir nach Venedig und ich wartete dem Bruder des Cardinal Cornaro auf, den ich bat, daß er mir die Erlaubniß verschaffen möge, den Degen tragen zu dürfen. Er versetzte darauf: daß ich ihn nur frey und ohne Erlaubniß anstecken sollte, das schlimmste, was mir begegnen könnte, wäre, daß mir die Policey den Degen wegnähme.

So gingen wir bewaffnet und besuchten Jacob del Sansuino den Bildhauer, der den Tribolo verschrieben hatte. Er begegnete mir äusserst freundlich und behielt uns zum Essen. Da sagte er zu Tribolo: er könne ihm gegenwärtig keine Arbeit geben, er möge doch ein andermal wieder kommen. Da fing ich an zu lachen und sagte scherzend zu Sansuino: sein Haus ist zu weit von dem eurigen, als daß er euch so ganz bequem besuchen könnte. Der arme Tribolo erschrack und zeigte den Brief vor, durch den er berufen war. Darauf antwortete Sansuino: wackre und kunstreiche Männer meines gleichen dürfen das und

noch mehr thun. Tribolo zog die Achseln und sagte Geduld, Geduld! Ich nahm darauf ohne Rücksicht auf das herrliche Mittagsessen, die Parthie meines Gesellen, der Recht hatte, und überdieß hatte Sansuino bey Tische nicht aufgehört von seinen großen Werken zu sprechen, von Michel Agnolo und allen Kunstverwandten übels zu reden und sich ganz allein übermäßig zu loben, so daß mir für Verdruß kein Bissen schmecken wollte. Da sagte ich nur die paar Worte: Wackre Männer zeigen sich durch wackre Handlungen, und die kunstreichen, die schöne und gute Werke machen, lernt man besser durch das Lob aus fremden Munde, als aus ihrem eigenen kennen. Darauf stiegen wir verdrüßlich vom Tische auf.

Noch denselbigen Tag begegnete ich beym Rialto dem Peter Benintendi, der von verschiedenen begleitet war, und da ich merkte, daß sie Händel suchten, trat ich bey einem Apotheker ein, und ließ den Sturm vorüber ziehen. Darnach hörte ich, daß der junge von den Magalotti, dem ich artig begegnet war, sie tüchtig ausgescholten hatte, und so ging die Sache vorüber.

Einige Tage nachher machten wir uns wieder auf den Weg nach Florenz, wir kehrten in einem gewissen Ort ein, der disseits Chioggia auf der linken Hand liegt, wenn man nach Ferrara geht. Der Wirth wollte bezahlt seyn, ehe wir uns schlafen legten, und da wir ihm sagten, daß es an andern Orten gebräuchlich sey, erst morgens zu bezahlen, so sagte er: ich will des Abends das Geld, es ist nun meine Art so. Darauf antwortete ich: die Leute, die

alles nach ihrer Art haben wollten, müßten sich auch eine besondre Welt dazu schaffen, denn in dieser gehe das nicht an. Er versetzte: ich sollte ihm den Kopf nicht warm machen, denn er wollte es nun einmal so haben. Tribolo zitterte für Furcht, stieß mich und sagte, ich sollte still seyn, damit es nicht noch schlimmer würde, so bezahlten wir den Kerl und legten uns schlafen. Wir hatten fürtreffliche Betten, alles neu und recht wie sichs gehört, mit allem dem aber schlief ich nicht, und dachte nur die ganze Nacht, wie ich mich rächen wollte. Einmal kam mir's im Sinn ihm das Haus anzustecken, ein andermal ihm vier gute Pferde zu lähmen, die er im Stall hatte. So leicht das zu thun war, so schwer hätte ich darnach mich mit meinem Gesellen retten können. Zuletzt, ließ ich unsere Sachen und die übrigen Gefährten einschiffen, und als die Pferde schon ans Seil gespannt waren, sagte ich, sie sollten still halten, bis ich wieder käme, denn ich hätte meine Pantoffeln im Schlafzimmer gelassen: so ging ich ins Wirthshaus zurück und rief nach dem Wirthe, der rührte sich nicht und sagte: er bekümmere sich nicht um uns, wir möchten zum Henker gehn. Es war noch ein Knäbchen im Hause, ein Stallpursche, der sagte ganz schlaftrunken zu mir: selbst um des Papstes willen würde sich sein Herr nicht in Bewegung setzen, darneben verlangte er ein Trinkgeld. Ich gab ihm einige kleine Venezianische Münzen und sagte ihm: er solle die Schiffleute noch so lange aufhalten, bis ich mit meinen Pantoffeln zurück käme. So ward ich auch den los, und

ging hinauf und nahm ein scharfes Messerchen und zerschnitt die vier Betten, so über und über, daß ich wohl einen Schaden von funfzig Scudi mochte gethan haben, steckte darauf einige Fetzen des Zeuges ein, stieg in das Schiff, und eilig sagte ich zu dem, der die Pferde führte: er möchte machen, daß er fortkäme; kaum waren wir ein wenig von dem Wirthshause entfernt, als Gevatter Tribolo sagte: er habe ein paar Riemchen zurückgelassen, womit er seinen Mandelsack aufs Pferd zu binden pflege, er wolle zurück, denn er könne sie nicht entbehren. Ich sagte ihm: er solle uns deswegen nicht aufhalten, ich wollte ihm Riemen machen lassen, so groß und so viel er wolle. Er sagte, ich solle nicht spaßen, er wolle nun ein für allemal seine Riemen wieder haben. Nun rief er: man solle halten, und ich rief man solle fortfahren! Indessen erzählte ich ihm den großen Schaden, den ich dem Wirthe versetzt hatte und zeigte ihm ein Pröbchen von dem Bettzeuge. Da ergriff ihn ein solches Schrecken, daß er nicht aufhörte zum Fährmann zu rufen: nur zu! nur zu! und die Angst verließ ihn nicht, bis wir vor die Thore von Florenz kamen.

Da sagte Tribolo: laßt uns um Gottes Willen die Degen aufbinden und treibts nur nicht weiter so fort, mir war's die ganze Zeit als wenn meine Eingeweide im Kessel kochten. Darauf sagte ich: Gevatter Tribolo! wie solltet ihr den Degen aufbinden, da ihr ihn niemals losgebunden habt? Und das sagte ich, weil er auf der ganzen Reise kein Zeichen eines Mannes von sich gegeben hatte. Dar-

auf ſahe er ſeinen Degen an und ſagte: bey Gott! ihr habt recht! das Gehäng iſt noch geflochten wie ich es zu Hauſe zurecht machte. So glaubte der Gevatter, daß ich ihm ſchlechte Geſellſchaft geleiſtet hätte, weil ich mich vertheidigt und gerochen hatte, wenn man uns etwas unangenehmes erzeigen wollte. Mir ſchien aber, er habe ſich eigentlich ſchlecht gehalten, daß er mir in ſolchen Fällen nicht beyſtand. Das mag nun jeder beurtheilen, wer ohne Leidenſchaft die Sache betrachtet.

Sobald ich abgeſtiegen war, ging ich zum Herzog Alexander und dankte ihm für das Geſchenk der funfzig Scudi und ſagte: ich ſey auf alle Weiſe bereit Ihro Excellenz zu dienen. Er antwortete mir, ich ſolle die Stempel zu ſeinen Münzen machen. Die erſte, die ich fertig machte, war von vierzig Soldi mit dem Bilde des Herzogs auf der einen, und mit dem Wappen auf der andern Seite. Darnach ſchnitt ich den Stempel für die halben Julier und darauf den Kopf des heiligen Johannes im Vollgeſichte, die erſte Münze der Art, die in ſo dünnem Silber geprägt worden, wovon die Schwierigkeit nur diejenigen einſehen können, die es in dieſer Kunſt auf den höchſten Grad gebracht haben. Alsdann wurden die Stempel zu den Goldgülden fertig: auf der einen Seite war ein Kreutz mit kleinen Cherubinen, auf der andern das Wappen des Herzogs. Da ich ſo mit viererley Münzen fertig war, bat ich Seine Excellenz ſie möchten mir nun eine Beſoldung auswerfen, und mich in die Zimmer auf der Münze einweiſen laſſen, wenn ihnen meine Be-

mühungen gefielen. Darauf sagte er, er sey es zufrieden, und werde die nöthigen Befehle ertheilen. Seine Excellenz sprach mich damals in der Gewehrkammer, ich bemerkte eine fürtreffliche Büchse, die aus Deutschland gekommen war, und als der Herzog sahe, mit welcher Aufmerksamkeit ich das schöne Gewehr betrachtete, gab er mir es in die Hand und sagte: er wisse wohl wie viel Vergnügen ich an solchen Dingen fände, und zum Gottespfennig seines Versprechens sollte ich mir eine Büchse, nach meinem Belieben, wählen, nur diese nicht, und er versichere mich, es seyen viele schönere und eben so gute in seiner Gewehrkammer. Dankbar nahm ich das Erbieten an, und als er bemerkte, daß ich mit den Augen herum suchte, befahl er dem Aufseher, der Pietro von Lucca hieß, er solle mich, was ich wollte, nehmen lassen, und so ging er mit den gefälligsten Worten weg, und ich wählte die schönste und beste Büchse, die ich in meinem Leben gesehen hatte, und trug sie nach Hause.

Den andern Tag brachte ich ihm Zeichnungen, die er zu einigen Goldarbeiten bestellt hatte, er wollte sie seiner Gemahlin schicken, die noch in Neapel war; ich bat ihn bey der Gelegenheit nochmals, daß er meine Anstellung möge ausfertigen lassen. Darauf sagte seine Excellenz, ich sollte ihm den Stempel von seinem Bilde machen, so schön wie das, vom Papst Clemens. Ich fing sogleich das Bildniß in Wachs an, und der Herzog befahl, daß, so oft ich käme, ihn zu portraitiren, ich ohne weiteres eingelassen werden sollte. Da ich merkte, daß meine An-

gelegenheit sich ins Weite zog, wählte ich einen gewissen Peter Paul von Monteritondo, der als kleiner Knabe in Rom bey mir gewesen war; er hielt sich gegenwärtig bey einem Goldschmiede auf, der ihn nicht gut behandelte. Deswegen nahm ich ihn weg und lehrte ihn die Stempel zu den Münzen aufs beste behandlen. Indessen portraitirte ich den Herzog, den ich öfters nach Tische mit seinem Lorenz Medicis schlummern fand, der ihn nachher umbrachte. Niemand war weiter zugegen, und ich verwunderte mich oft, daß ein solcher Fürst sich so vertrauen konnte.

Nun geschahe es, daß Octavian Medicis, der alles zu regieren schien, gegen den Willen des Herzogs, den alten Münzmeister begünstigen wollte, er hieß Bastian Cennini, ein altfränkischer Mann, der wenig verstand und beym Ausmünzen der Scudi seine dummen Stempel mit den meinigen durch einander schlagen ließ. Ich beklagte mich darüber beym Herzog, und legte ihm die Münzen vor, worüber er sehr verdrießlich war, und sagte: gehe zu Octavian und zeig es ihm. Da ging ich schnell weg, und wieß diesem, wie man meine schöne Münzen verschändet hatte. Darauf antwortete er mir recht eselmäßig: das beliebt uns so! Ich antwortete aber, das gehöre sich nicht, und mir wolle das nicht gefallen. Darauf versetzte er, und wenn es nun dem Herzog gefiele? Ich antwortete: auch da würde es mir nicht gefallen, denn es ist weder gerecht noch vernünftig. Darauf sagte er: ich solle mich wegpacken, und sollte es hinunter-

schlucken, und wenn ich dran erwürgen sollte. Ich kehrte zum Herzog zurück, erzählte ihm das ganze verdrießliche Gespräch, und bat ihn, daß er meine schöne Münzen nicht so möchte schänden lassen. Darauf sagte er: Octavian will zu hoch hinaus, dein Wille soll geschehen, denn dadurch beleidigt man mich.

Denselben Tag, es war ein Donnerstag, erhielt ich von Rom einen umständlichen Freybrief vom Papste, damit ich nach Rom gehen, und den Ablaß durch die heiligen Marien im August erlangen, und mich von den Flecken des Todschlags reinigen könnte. Ich ging zum Herzog, und fand ihn, da er nicht wohl war, im Bette, ich brauchte noch zwey volle Stunden zu dem Wachsbilde, zeigte es ihm vollendet, und es gefiel ihm gar sehr, dann brachte ich den Freybrief hervor und eröffnete ihm, wie der Papst mich zu gewissen Arbeiten bestellt habe, ich wolle deswegen wieder die schöne Stadt Rom gewinnen, und indessen an seiner Medaille arbeiten. Halb zornig sagte darauf der Herzog: Benvenuto, folge mir! verreise nicht, du sollst deine Besoldung und die Zimmer in der Münze haben, und mehr, als du verlangen kannst. Denn das, was du verlangst, ist gerecht und billig, und wer sollte mir die schönen Münzen prägen, die du gemacht hast. Darauf sagte ich: Gnädiger Herr! auch daran hab ich gedacht, denn ich habe hier einen jungen Römer, der mein Schüler ist, den hab' ich alles gelehrt, und der wird Ew. Excellenz recht gut bedienen können, bis ich mit der fertigen Denkmünze zurückkomme, um alsdann immer

bey Ihnen zu bleiben. Denn ich habe auch noch in Rom eine offene Werkstatt, Arbeiter und verschiedene Geschäfte. Habe ich nur einmal erst den Ablaß, so will ich das ganze Römische Wesen einem meiner Zöglinge überlassen, und mit Ew. Excellenz Erlaubniß wieder zu Ihnen zurückkehren. Bey dieser Unterredung war auch Lorenz Medicis gegenwärtig, der Herzog winkte ihm einigemal, er solle mir doch auch zureden, er sagte aber nichts als: Benvenuto, du thätest beßer da zu bleiben! Ich sagte aber, daß ich auf alle Weise nach Rom gehen wolle. Lorenz wiederholte immer dieselbigen Worte, und sah beständig den Herzog mit einem fatalen Blick an.

Ich hatte indessen mein Modell geendiget und in die Schachtel geschlossen. Darauf sagte ich: Gnädiger Herr, ich versichere Euch, Eure Medaille soll besser werden, als die, des Papst Clemens, denn jene war die erste, die ich machte und ich versteh es nun besser. Ich hoffe, Herr Lorenzo giebt mir eine treffliche Rückseite, er ist gelehrt, und von schönem Geiste. Darauf antwortete Lorenz geschwind: ich denke an nichts anders, als dir eine schöne Gegenseite zu geben, die Ew. Excellenz werth sey. Der Herzog lächelte spöttisch, und sagte: bring ihn auf die Gegenseite, und so verreist er nicht. Da sagte Lorenz: ich will so geschwind als möglich fertig seyn, es soll etwas werden, worüber die Welt erstaunt. Der Herzog, der ihn zum besten hatte, und ihn überhaupt nicht achtete, kehrte sich im Bette herum, und lachte über das, was er ihm gesagt hatte. Ich ging fort ohne weitere Umstände, und ließ sie

allein. Der Herzog glaubte nicht, daß ich abreisen würde, und sagte nichts weiter. Da er aber erfuhr, daß ich weg war, schickte er mir einen Bedienten nach, der mich in Siena antraf und mir fünfzig Goldducaten im Nahmen seines Herrn überbrachte, mit den Worten: daß ich sie auf seine Gesundheit verzehren, und sobald als möglich wieder kommen sollte; dann setzte er hinzu: Herr Lorenz läßt dir sagen, daß er zu der Schaumünze, die du machen wirst, eine wundersame Rückseite im Sinne habe. Uebrigens hatte ich alles obgedachtem Peter Paul übergeben, und ihn angewiesen, wie er mit den Münzen verfahren sollte, weil es aber ausserordentlich schwer ist, so konnte er niemals ganz damit zu rechte kommen. Mir blieb die Münze über siebzig Scudi für meinen Stempel schuldig.

So reiste ich nach Rom und hatte meine schöne Büchse mit dem Rade bey mir, die ich mit größtem Vergnügen unterweges oft gebrauchte, und mehr als einen wundernswürdigen Schuß damit that. Weil mein Haus in Rom, das in Strada Julia lag, nicht eingerichtet war, so stieg ich bey Herrn Johann Gaddi ab, dem ich vor meiner Abreise meine schöne Waffen, und viele andere Dinge, die ich sehr werth hielte, in Verwahrung gegeben hatte, denn an meiner Werkstatt wollte ich nicht absteigen, und schickte nach Felix meinem Gesellen, er sollte geschwind meine Wohnung aufs beste in Ordnung bringen. Den andern Tag schlief ich dort, machte meine Kleider, und alles was ich bedurfte zu rechte, denn ich wollte den andern Tag zum Papste gehen und ihm danken. Ich hatte zwey Kna-

den in meinem Dienste und unter mir wohnte eine Wäscherinn, die mir sehr gut kochte.

Ich hatte des Abends einige meiner Freunde zu Tische gehabt, wir waren sehr vergnügt gewesen, und ich legte mich schlafen. Kaum war die Nacht vorbey, es mochte eine Stunde vor Tage seyn, als ich mit entsetzlicher Wuth an meine Thüre schlagen hörte. Ein Schlag fiel auf den andern, ich rief meinem ältesten Diener, der Cencio hieß, eben dem, der mit mir im Kreise des Negromanten gewesen war, und sagte ihm: er solle sehen, wer der Narr sey, der zu dieser Stunde so bestialisch poche. Der Knabe ging und ich zündete noch ein Licht an, denn eins habe ich die Nacht immer brennen, warf ein vortreffliches Panzerhemd über und darüber eine Weste, wie sie mir in die Hand fiel. Cencio kam zurück und rief: o wehe mein Herr! der Bargell mit allen Häschern ist vor der Thür und sagt: wenn ihr nicht geschwind macht, so werde er die Thüre niederrennen, sie haben Fackeln und tausend Dinge bey sich. Darauf sprach ich: sag ihnen, daß ich mich ankleide und sogleich komme.

Da ich vermuthete, daß es ein Streich von Herrn Peter Ludwig sey, nahm ich in die rechte Hand einen vortrefflichen Dolch, in die linke meinen Freybrief, dann lief ich an die hinteren Fenster, die auf gewisse Gärten gingen, auch da sah ich mehr als dreyßig Häscher, und begriff, daß ich auf dieser Seite nicht entfliehen konnte. Da nahm ich die beyden Kinder vor mich und sagte: sie sollten die Thüre aufmachen, sobald ichs befähle, und so stell-

te ich mich in Ordnung, den Dolch in der rechten, den Freybrief in der linken, vollkommen im Vertheidigungszustande. Dann sagte ich zu den Kindern, fürchtet euch nicht, und macht auf.

Sogleich sprang Vittorio, der Bargell, mit zwey andern herein, sie glaubten mich leicht in die Hände zu bekommen, da sie mich aber auf gedachte Weise bereit fanden, zogen sie sich zurück und sagten: hier wills Ernst werden. Da sprach ich, indem ich den Freybrief hinwarf: leset das! und da ihr mich nicht fangen könnt, so sollt ihr mich auch nicht einmal berühren. Der Bargell sagte darauf zu einigen: sie sollten mich ergreifen, und den Freybrief könnte man nachher sehen. Da hielt ich ihnen kühn den Dolch entgegen und rief: lebend entkomm ich, oder todt habt ihr mich! Der Platz war sehr enge, sie drohten jeden Augenblick gewaltsam auf mich einzudringen und ich stand immer in Positur mich zu vertheidigen. Da nun der Bargell wohl sahe, daß sie mich nur auf die Weise haben könnten, wie ich gesagt hatte, rief er den Actuarius und gab, indessen dieser den Freybrief las, einigemal das Zeichen, daß sie mich fahen sollten, deswegen ich mich nicht aus meiner Stellung verrückte. Endlich gaben sie ihren Vorsatz auf, sie warfen mir den Freybrief auf die Erde und gingen ohne mich fort.

Als ich mich wieder hinlegte, fühlte ich mich sehr angegriffen, und konnte nicht wieder einschlafen. Als es Tag war, hatte ich mir vorgesetzt zur Ader zu lassen, und fragte nur erst den Herrn Johann Gaddi um Rath, und

der ließ so ein Hausärztlein rufen, das fragte mich, ob ich denn erschrocken wäre? Nun sage einer, was soll man von dem Verstand eines Arztes denken, dem man einen so grossen und ausserordentlichen Fall erzählt, und der so eine Frage thut? Es war eben ein Kautz, der gleichsam beständig über nichts lachte, und mir auch lachend sagte: ich sollte einen guten Becher griechischen Weines trinken, mich lustig machen, und weiter nicht erschrocken seyn. Herr Johann sagte: Meister! und wenn einer von Erz und Marmor gewesen wäre, so hätte er sich bey dieser Gelegenheit entsetzt, geschweige ein Mensch. Darauf sagte das Aerztlein: Monsignor! wir sind nicht alle nach Einer Weise gebauet, dieser Mann ist nicht von Erz noch von Marmor, sondern von reinem Eisen; somit legte er mir die Hand an den Puls und sagte unter seinem unmäßigen Gelächter: fühlt einmal hierher, Johannes, kein Mensch, kein erschrockener Mensch hat einen solchen Puls, das ist ein Löwe, ein Drache. Ich, der ich wohl wußte, daß mein Puls stark und über das rechte Maas schlug, wie das Affengesicht von Hippokrates und Galen nicht gelernt hatte, fühlte wohl mein Uebel, zeigte mich aber munter, um nicht erschrockner zu scheinen, als ich war. Es war eben Tafelzeit und ich aß mit der ganzen Gesellschaft. Sie war sehr auserlesen, Herr Ludwig von Fano, Herr Johann Greco, Herr Antonio Allegretti, alles sehr gelehrte Personen, auch Herr Hannibal Caro, der noch sehr jung war. Man sprach von nichts, als von meinem wackern Betragen, und dann liessen sie sich die Geschichte

von meinem Diener Cencio, der sehr geistreich, lebhaft und von schöner Gestalt war, oftmals wiederholen, und so oft er die rasende Begebenheit erzählte und dabey meine Stellungen und meine Worte wiederholte, fiel mir immer ein neuer Umstand ein. Dabey fragten sie ihn oft: ob er erschrocken wäre, er antwortete, sie sollten mich fragen, es wäre ihm geworden wie mir. Zuletzt ward mir das Geschwätz beschwerlich und da ich mich sehr bewegt fühlte, stand ich vom Tische auf und sagte: ich wollte gehen und mich und meinen Diener in blaues Tuch und Seide neu kleiden, da ich in vier Tagen am Feste der heiligen Marien in Prozession zu gehen hätte, und Cencio sollte mir die weisse brennende Kerze tragen. So ging ich, und schnitt die blauen Tücher, sodann ein Westchen von blauem Ermisin und ein Ueberkleid von demselbigen, Cencio aber sollte beydes von blauem Taffent haben.

Da ich das alles zugeschnitten hatte, ging ich zum Papste, der mir sagte: ich sollte mit seinem Herrn Ambrosio reden, er habe befohlen, ich solle ein grosses Werk von Gold machen. Ich ging zu Ambrosio, der recht gut um die Geschichte des Bargells wußte, denn er war mit meinen Feinden einverstanden und hatte den Bargell tüchtig ausgescholten, daß er mich nicht ergriffen hatte, der sich entschuldigte, daß sich gegen einen solchen Freybrief nichts thun lasse. Herr Ambrosio fing an von den Arbeiten zu sprechen, wie ihm der Papst befohlen hatte, dann sagte er, ich sollte die Zeichnungen machen, und er wolle sodann alles besorgen.

Inzwischen kam der Tag der heiligen Marien heran und weil es die Gewohnheit mit sich bringt, daß die, welche einen solchen Ablaß erlangen wollen, sich vorher ins Gefängniß begeben müssen, so ging ich abermals zum Papste und sagte Ihro Heiligkeit: ich hätte nicht Lust mich gefangen einzustellen, er möchte mir die Gnade erzeigen, bey mir eine Ausnahme zu machen. Der Papst antwortete mir, es sey die Gewohnheit so. Da kniete ich von neuem nieder, dankte ihm nochmals für den Freybrief, den er mir ausgestellt hatte, und sagte, daß ich nun mit demselben zu meinem Herzog von Florenz, der mich mit so viel Liebe und Verlangen erwartete, zurückkehren wolle. Darauf wendete sich Seine Heiligkeit zu einem ihrer Vertrauten und sagte: Benvenuto mag den Ablaß ohne Gefängniß haben, setzt das Rescript auf und so mags gut seyn. Das geschah, der Papst unterzeichnete, auf dem Capitol ward es registrirt und am bestimmten Tage ging ich, zwischen zwey Edelleuten, ehrenvoll in der Prozession, und erhielt vollkommenen Ablaß.

Nach vier Tagen überfiel mich ein schreckliches Fieber, mit einem unglaublichen Frost. Ich legte mich gleich zu Bette und hielt die Krankheit für tödlich. Ich ließ sogleich die ersten Aerzte zusammen berufen, darunter war Meister Franziskus von Norcia, ein sehr alter Arzt, der in Rom den größten Ruf hatte. Ich erzählte ihm, was ich für die Ursache meines grossen Uebels hielt, auch wie ich hatte wollen Blut lassen, und wie ich daran verhindert worden war; ich bat, wenn es Zeit wäre, möch-

ten sie es noch thun. Meister Franziskus antwortete, es sey jetzt nicht Zeit Ader zu lassen, hätte man es damals gethan, so hätte mich nicht das mindeste Uebel befallen, jetzt müsse man einen andern Weg nehmen.

So fingen sie nun die Cur an mit allem Fleiß, wie sie nur wußten und konnten, und alle Tage wurde es wüthend schlimmer, und am Ende der Woche war das Uebel so groß, daß die Aerzte an ihrem Unternehmen verzweiflend, meinen Leuten auftrugen, man solle mich nur zufrieden stellen und mir geben, was ich verlangte. Meister Franziskus sagte: solange Athem in ihm ist, rufet mich zu jeder Stunde, denn es kann sich niemand vorstellen, was die Natur in einem jungen Manne dieser Art zu thun vermag, und wenn er ohnmächtig werden sollte, wendet mir diese fünf Mittel, eines hinter dem andern an, und ruft mich, ich will zu jeder Stunde der Nacht kommen, ich möchte diesen lieber durchbringen, als irgend einen Cardinal in Rom.

Auch kam täglich Herr Johann Gaddi, zwey oder dreymal, zu mir, und jedesmal nahm er meine schönen Büchsen in die Hand, meine Panzerhemde und Degen, und sagte beständig: wie ist das so schön! wie ist das noch schöner! und so machte er es mit meinen Modellen und andern Kleinigkeiten, so, daß er mir zuletzt recht zur Last ward. Mit ihm kam auch ein gewisser Mattheus, ein Franzose, der eben auch auf meinen Tod recht sehnlich zu warten schien, nicht, weil er von mir etwas zu erwarten

hatte, sondern wahrscheinlich, weil er Herrn Gaddis Verlangen befriedigt zu sehen wünschte.

Indessen stand Felix, mein Geselle, mir auf alle Weise bey und that für mich, was ein Mensch für den andern thun kann. Meine Natur war äusserst geschwächt und so herunter, daß mir kaum so viel Kraft übrig blieb, wenn ich ausgeathmet hatte, wieder Athem zu schöpfen. Doch war mein Kopf so stark, als in gesunden Tagen. Da ich nun so völlig bey mir war, kam ein schrecklicher Alter an mein Bette, der mich gewaltsam in seinen ungeheuren Kahn hineinreissen wollte, deswegen rief ich Felix: er sollte zu mir treten, und den abscheulichen Alten verjagen. Felix, der mich höchlich liebte, kam weinend gelaufen und rief: fort alter Verräther, du sollst mir mein Glück nicht rauben. Herr Johannes Gaddi, der auch gegenwärtig war, sagte: der arme Narr faselt, es wird nicht lange mehr währen. Mattheus, der Franzose, versetzte: er hat den Dante gelesen, und für grosser Schwäche phantasirt er. Darauf sagte er lachend: fort du alter Schelm! laß unsern Benvenuto ungehudelt! Da ich sahe, daß man über mich spottete, wendete ich mich zu Herrn Johann Gaddi, und sagte: wißt nur lieber Herr, daß ich nicht phantasire, daß es mit dem Alten richtig ist, der mir so zur Last fällt, ihr thätet besser, mir den leidigen Mattheus zu entfernen, der über mein Unglück lacht, und da Ew. Gnade mit die Ehre Ihres Besuchs erzeigt, so wünschte ich, ihr kämt mit Herrn Antonio Allegretti, Herrn Hannibal Caro und mit euren übrigen trefflichen Männern, das sind Per-

sonen von anderer Lebensart und anderm Geist, als diese Bestie. Darauf sagte Herr Johannes im Scherze zu Mattheus: er solle ihm auf immer aus den Augen gehen; aber aus diesem Scherz ward Ernst, denn er sah ihn nachher nicht wieder. Darauf ließ er die Herrn Allegretti, Ludwig und Caro rufen, ihre Gegenwart diente mir zur größten Beruhigung, ich sprach ganz vernünftig mit ihnen und bat nur immer den Felix, er möchte mir den Alten wegjagen. Herr Ludwig fragte mich, was ich denn sähe, und wie er gestaltet sey? indeß ich ihn recht deutlich beschrieb, nahm mich der Alte beym Arme und riß mich in seinen schrecklichen Kahn. Kaum hatte ich ausgeredet, als ich in Ohnmacht fiel, mir schien, als wenn mich der Alte wirklich in den Kahn würfe.

In dieser Ohnmacht soll ich mich herumgeworfen und gegen Herrn Gaddi harte Worte ausgestossen haben, als wenn er mich zu berauben käme, als wenn er keine Barmherzigkeit gegen mich habe, und andere häßliche Reden, wodurch Herr Gaddi sehr beschämt war. Alsdann blieb ich, wie sie sagten, als ein Todter, und verharrte in solchem Zustande eine völlige Stunde. Als es ihnen däuchte, daß ich kalt würde, liessen sie mich für todt liegen, und als sie nach Hause kamen, erfuhr es Mattheus, der Franzose, der schrieb sogleich nach Florenz an Benedetto Varchi, meinen liebsten Freund, um welche Uhr der Nacht man mich habe sterben sehen. Auf diesen vermeynten Tod machte dieser treffliche Mann und Freund ein herrliches Sonnett, das ich an seinen Platz einrücken werde. Drey

lange Stunden vergingen, ehe ich mich erholte, und da alle jene fünf Mittel des Meister Franziskus nichts helfen wollten, und mein liebster Felix sahe, daß ich kein Lebenszeichen von mir gab, lief er zum Hause des Arztes, pochte ihn heraus und bat ihn weinend: er möchte doch mitkommen, denn ich sey wahrscheinlich todt. Darauf sagte Meister Franz, der ein heftiger Mann war: Sohn! wozu soll ich kommen? ist er todt, so schmerzt es mich mehr als dich, denkst du, daß ich mit meiner Medicin ihm in den H * * * blasen kann, um ihn wieder lebendig zu machen? Da er sahe, daß der arme Knabe weinend wegging, rief er ihn zurück und gab ihm ein gewisses Oel, mir die Pulse und das Herz zu salben; dann, sagte er, sollten sie mir die kleinen Finger und Zehen recht fest halten, käme ich wieder zu mir, so möchten sie ihn rufen. Felix lief und that nach der Verordnung. Da es nun fast Tag war, und ihm alle Hoffnung verlohren schien, machten sie sich dran, um mich zu waschen. Auf einmal fühlte ich mich wieder und rief den Felix, daß er mir sobald als möglich den lästigen Alten wegjagen sollte. Felix wollte zu Meister Franzen laufen, da sagte ich ihm: er solle bleiben, denn der Alte habe Furcht vor ihm und mache sich fort. Felix näherte sich, ich berührte ihn und mir schien, daß der rasende Alte sogleich sich entfernte, deswegen bat ich den Knaben, immer bey mir zu bleiben, nun kam auch der Arzt und sagte: er wolle mir auf alle Weise durchhelfen, er habe seine Tage in einem jungen Mann so viel Kraft nicht gefunden. Nun fing er an zu schrei-

ben und verordnete mir Bähungen, Pflaster, Waschwasser, Salben und andere unschätzbare Dinge; inzwischen litt ich an mehr als zwanzig Blutigeln am H * * *, ich war durchbohrt, gebunden und ganz geknetet. Meine Freunde kamen, das Wunder vom auferstandenen Todten zu sehen. Viele Männer von grosser Bedeutung besuchten mich, in deren Gegenwart ich sagte: das wenige Gold und meine Baarschaft, es konnte ohngefähr an Gold und Silber, Juwelen und Gelde achthundert Scudi seyn, solle meiner armen Schwester in Florenz, Nahmens Liberata, hinterlassen bleiben, alle meine übrigen Sachen, sowohl Waffen, als was ich sonst besässe, sollten meinem armen Felix gehören und noch fünfzig Goldducaten, damit er sich kleiden könne. Auf diese Worte warf sich mir Felix um den Hals und sagte: er verlange nichts, als daß ich leben solle. Darauf sagte ich ihm, wenn du mich lebendig erhalten willst, so halte mich auf diese Weise fest und schilt auf den Alten da, der sich vor dir fürchtet. Da erschracken einige von den Gegenwärtigen, denn sie sahen, daß ich nicht phantasirte, sondern bey mir war, und vernünftig sprach. So ging es mit meinem grossen Uebel, das nach und nach sich ganz langsam besserte. Der vortreffliche Meister Franz kam vier oder fünfmal des Tages. Herr Johann Gaddi schämte sich und ließ sich nicht wieder sehen.

Auf einmal erschien mein Schwager, der, um mich zu beerben, von Florenz gekommen war, aber als ein braver Mann sich ausserordentlich freute, mich lebendig

zu finden. Ihn wieder zu sehen, war mir der gröſste Trost, er begegnete mir aufs freundlichste und versicherte mich, er sey nur gekommen, mir selbst zu warten. Das that er auch mehrere Tage, dann entlieſs ich ihn, als ich fast sichere Hoffnung zur Genesung hatte, und da gab er mir das Sonnett des Herrn Benedetto Varchi, dessen ich oben erwähnt habe.

Wer wird uns trösten, Freund? Wer unterdrückt
Der Klagen Flut bey so gerechtem Leide?
Ach ist es wahr? ward unsers Lebens Weide
So grausam in der Blüthe weggepflückt?

Der edle Geist, mit Gaben ausgeschmückt,
Die nie die Welt vereint gesehn, vom Neide
Bewundert, seiner Zeitgenossen Freude,
Hat sich so früh der niedern Erd' entrückt?

O liebt man in den seligen Gefilden
Noch Sterbliches, so blick' auf deinen Freund,
Der nur sein eignes Loos, nicht dich beweint!

Wie du den ew'gen Schöpfer abzubilden
Hienieden unternahmst mit weiser Hand,
So wird von dir sein Antliz dort erkannt.

Indessen war meine Schwachheit ausserordentlich, und es schien nicht möglich sie zu heben. Der brave Meister Franz gab sich mehr Mühe als jemals, und brachte mir alle Tage neue Mittel, wodurch er das arme ver-

stimmte Instrument wieder in Ordnung bringen wollte, und bey allen diesen unschätzbaren Bemühungen wollte sich diese Zerrüttung doch nicht wieder herstellen lassen, so, daß alle Aerzte fast verzweifelten und nicht wußten, was sie thun sollten. Ich hatte einen unendlichen Durst und enthielt mich mehrere Tage des Trinkens, wie man mir verordnet hatte, und Felix, dem äusserst daran gelegen war, mich zu erhalten, ging mir nicht von der Seite. Der Alte war mir nicht mehr so beschwerlich, aber er kam manchmal im Traum zu mir. Eines Tages war Felix ausgegangen, zu meiner Aufwartung war ein kleiner Knabe und eine Magd übrig geblieben, die Beatrix hieß. Ich fragte den Knaben, was aus Cencio meinem andern Diener geworden sey? und was das heisse, daß er sich nicht sehen lasse? Das Kind sagte mir, Cencio habe sich noch schlimmer befunden, als ich, und liege am Tode. Felix habe ihm befohlen, mir nichts davon zu sagen. Ich hörte diese Nachricht mit dem größten Verdrusse, da rief ich die Magd und ersuchte sie, sie möchte mir helles frisches Wasser in einem Kühlkessel bringen, der eben da stund. Gleich lief sie, und brachte mir ihn ganz voll. Ich sagte, sie sollte mir ihn an den Mund heben, und wenn sie mich nach Herzenslust trinken liesse, wollte ich ihr eine Jacke schenken. Das Mädchen hatte mir einige Sachen von Werth gestohlen und hätte mich gern todt gesehen, damit ihre Untreue verborgen bliebe, so ließ sie mich auf zweymal trinken, so viel ich nur wollte, so, daß ich wohl ein Maas Wasser verschluckt hatte. Dann deckte

ich mich zu, fing an auszudünsten und schlief ein. So hatte ich eine Stunde gelegen, als Felix zurückkam und das Kind fragte, was ich mache? Dieses antwortete: ich weiß es nicht, Beatrix hat ihm den Kühlkessel voll Wasser geholt, und er hat ihn fast ganz ausgetrunken, ich weiß nicht, ob er todt oder lebendig ist. Da wäre der arme Felix vor Schrecken fast umgefallen, er ergriff sogleich einen Stock und schlug ganz unbarmherzig auf die Magd loß und rief: Verrätherinn! du hast mir ihn umgebracht! Indessen Felix zuschlug und sie schrie, träumte mir, der Alte käme mit Stricken in der Hand und wolle mich binden. Felix war ihm zuvor gekommen und traf ihn mit einem Beil, der Alte floh und sagte: laß mich gehen, ich komme eine ganze Weile nicht wieder. Beatrix war mit entsetzlichem Geschrey in meine Kammer gelaufen, ich erwachte und sagte zu Felix: laß es gut seyn, vielleicht hat sie mir aus böser Absicht mehr genutzt, als du mit aller deiner Sorgfalt nicht im Stande warst. Helft mir jetzt, da ich so ausserordentlich geschwitzt habe, und kleidet mich schnell um. Felix faßte wieder Muth, trocknete und tröstete mich, ich fühlte grosse Erleichterung und fing an auf Gesundheit zu hoffen. Meister Franz war gekommen, sah meine grosse Besserung und wie die Magd weinte, der Knabe hin und wieder lief, und Felix lachte, da merkte der Arzt, daß etwas ausserordentliches vorgefallen seyn müsse, wodurch ich auf einmal zu solcher Besserung hätte gelangen können. Indessen war auch Meister Bernhardin angekommen, jener, der mir anfangs kein Blut

lassen wollte. Meister Franz, der vortreffliche Mann, rief aus: O Gewalt der Natur! sie kennt ihre Bedürfnisse, und die Aerzte verstehen nichts. Sogleich antwortete das andere Gehirnchen, hätte er nur mehr als eine Flasche getrunken, so wäre er gleich völlig genesen. Meister Franz, dem sein Alter ein grosses Ansehen gab, versetzte: er wäre zum Henker gegangen, wohin ich euch wünsche. Dann fragte er mich, ob ich mehr hätte trinken können, ich sagte nein! denn mein Durst sey völlig gestillt, da wandte er sich zu Meister Bernhardinen und sagte: sehet, wie genau die Natur ihr Bedürfniß genommen hat, nicht mehr und nicht weniger, und dasselbe forderte sie auch damals, als der junge Mann verlangte, daß ihr ihm Blut lassen solltet, und hättet ihr wirklich eingesehen, daß er mit zwey Maas Wasser zu kuriren wäre, so hättet ihr es eher sagen, und großen Ruhm dadurch erwerben können. Das fuhr dem Aerztlein vor den Kopf, er ging und kam nicht wieder. Darauf sagte Meister Franz, man solle mich aus meiner Stube auf einen von den Römischen Hügeln bringen.

Als der Cardinal Cornaro von meiner Besserung hörte, ließ er mich in eine seiner Wohnungen, die er auf Monte Cavallo hatte, bringen, es geschah noch selbigen Abend, ich saß in einem Tragsessel wohl versorgt und bedeckt. Kaum war ich angekommen, als ich mich erbrechen mußte. Da ging ein haariger Wurm von mir, wohl eine viertel Elle lang, die Haare waren groß, und der Wurm abscheulich, gefleckt, mit verschiedenen Farben, grünen,

ſchwarzen und rothen. Man hub ihn für den Arzt auf, der verſicherte, er habe ſo etwas nie geſehen, dann ſagte er zu Felix: ſorge für deinen Benvenuto, denn er iſt geneſen und nun laß ihm weiter keine Unordnung zu, denn wenn ihm die eine durchhalf, ſo könnte die andere dir ihn umbringen. War er doch ſchon ſo weit, daß man ihm die letzte Oehlung nicht zu geben getraute, und jetzt wird er mit ein wenig Zeit und Gedult ſich bald wieder erhohlen, daß er treffliche Arbeiten fertigen wird. Dann wandte er ſich zu mir und ſagte: mein Benvenuto ſey klug und halte dich ordentlich, und wenn du wieder völlig geneſen biſt, ſollſt du mir eine Mutter Gottes machen, die ich dir zu Liebe immer anbeten will. Die verſprach ich ihm und fragte, ob ich mich wohl dürfte nach Florenz bringen laſſen? er ſagte, daß ich erſt ein wenig ſtärker werden müßte, und man werde ſehen, was die Natur thue.

Acht Tage waren vorbey, und die Beſſerung ſo unmerklich, daß ich anfing mir ſelbſt zur Laſt zu werden, denn ich hatte wohl dreyßig Tage die groſſe Noth ausgeſtanden; endlich entſchloß ich mich, miethete ein paar Tragſeſſel und ließ mich und meinen lieben Felix nach Florenz, in das Hauß meiner Schweſter tragen, die mich zu gleicher Zeit beweinte und belachte.

Da kamen viele Freunde mich zu beſuchen, unter andern Peter Landi der beſte und liebſte, den ich auf der Welt gehabt hatte. Den andern Tag kam ein gewiſſer Niccolo da Monte Aguto, der auch mein groſſer Freund war, und mir erzählte, er habe den Herzog ſagen hören:

er hätte beſſer gethan zu ſterben, denn ich werde es ihm niemals verzeihen, und nun hab ich ihn am Stricke. Ich antwortete meinem Freunde, der ganz außer ſich vor Bangigkeit war, Meiſter Niccolo, erinnert Seine Excellenz, daß Papſt Clemens mich auch einmal übereilt beſtrafen wollte, er ſolle mich beobachten laſſen, und wenn ich geſund bin, will ich ihm zeigen, daß er nicht viel ſo treue Diener hat. Irgend ein Feind hat mir bey ihm dieſen böſen Dienſt geleiſtet.

Dieſer Feind war, wie ich wohl erfuhr, Georg Vaſellai (Vaſari) Mahler von Arezzo, wahrſcheinlich verläumdete er mich aus Dank für die vielen Wohlthaten, die ich ihm erzeigt hatte. Schon in Rom, wo ich ihn aufnahm, und ihn unterhielt, kehrte er mein Haus das oberſte zu unterſt. Er hatte ſo einen gewiſſen trocknen Ausſchlag und ſeine Hände waren immer gewohnt zu kratzen, da ſchlief er mit einem guten Knaben, den ich hatte, der ſich Manno nannte, er glaubte ſich zu kratzen, und hatte mit ſeinen ſchmutzigen Pfoten, an denen er niemals die Nägel abſchnitt, ſeinem armen Schlafgeſellen das ganze Bein abgeſchunden. Manno ging aus meinen Dienſten und ſchwur ihn todt zu ſchlagen, ich aber ſuchte die Sache beyzulegen. So verſöhnte ich auch den Cardinal Medicis mit gedachtem Georg, und half ihm auf alle Weiſe. Zum Dank erzählte er nun dem Herzog Alexander, daß ich von ſeiner Excellenz übel geſprochen habe, ich hätte mich vermeſſen in Verbindung mit den Ausgewanderten, zuerſt die Mauer von Florenz zu erſteigen. Nachher erfuhr ich wohl,

daß der treffliche Herr Octaviano Medicis, der sich an mir wegen des Verdrusses über die Münze rächen wollte, den er, nach meiner Abreise von Florenz, mit dem Herzog gehabt hatte, ihm die Worte in den Mund gelegt habe.

Ich hatte an dieser Nachrede nicht die mindeste Schuld, und fürchtete mich auch nicht im geringsten. Der geschickte Meister Franz da Monte Varchi sorgte für meine Gesundheit, ihn hatte mein liebster Freund Lucas Martini zu mir geführt, der den größten Theil des Tages bey mir zubrachte.

Indessen hatte ich meinen getreuen Felix wieder nach Rom geschickt, um meinen Sachen vorzustehen, und als ich mich nach vierzehn Tagen wieder ein wenig erholt hatte, ob ich gleich noch nicht auf den Füßen stehen konnte, ließ ich mich in den Pallast Medicis, auf die Terrasse tragen, und setzte mich, um zu warten, bis der Herzog vorbey ging. Da versammelten sich meine vielen Freunde, die ich am Hof hatte, und verwunderten sich, daß ich, ohne meine Genesung abzuwarten, mich dem Herzog vorstellen wollte. Alle verwunderten sich nicht sowohl, weil sie mich für todt gehalten hatten, sondern weil ich wie ein Todter aussah. Da sprach ich in aller Gegenwart: es hat mich ein nichtswürdiger Mensch beym Herzog verläumdet, als wenn ich übels von Seiner Excellenz gesprochen, und mich vermessen hätte, zuerst Ihre Mauern zu übersteigen. Nun kann ich nicht leben noch sterben, ehe ich diese Schande von mir gewälzt habe, und bis ich weiß, wer der Verräther ist. Inzwischen hatten sich mehrere

Edelleute versammelt, die mir alle grosen Antheil bezeugten, der eine sagte dies, der andere jenes, und ich versetzte, daß ich nicht von hinnen gehen wollte, ohne meinen Ankläger zu kennen. Da trat zwischen sie alle, Meister Augustin, der Schneider des Herzogs, hinein und sagte, wenn du weiter nichts wissen willst, das kannst du bald erfahren. In demselben Augenblik ging Meister Georg, der obbenannte Mahler, vorbey, da sagte Augustin: hier ist dein Ankläger, nun magst du dich weiter erkundigen. Lebhaft, ob ich mich gleich nicht vom Platze bewegen konnte, fragte ich Georgen, ob es wahr sey? dieser leugnete die ganze Sache, Augustin aber versetzte du Galgenschwengel! weißt du nicht, wie genau ich davon unterrichtet bin? sogleich ging Georg hinweg und verharrte auf seinem Leugnen. Kurz darauf ging der Herzog vorbey, ich ließ mich aufheben und unterstützen, und er blieb stehen. Ich sagte ihm, daß ich in diesem Zustande nur gekommen sey, um mich zu rechtfertigen. Der Herzog sah mich an, und war verwundert mich lebendig zu sehen, dann sagte er, ich sollte redlich und brav seyn, und an meine Gesundheit denken.

Da ich nach Hause kam, besuchte mich Niccolo da Monte Aguto und sagte mir: ich sey vor diesmal einer der größten und denklichsten Gefahren entgangen, er habe mein Unglück mit unauslöschlicher Dinte geschrieben gesehen, ich solle nur suchen bald gesund zu werden, und alsdann mit Gott mich davon machen; denn es gedächte mirs ein Mann, der nicht leicht vergäße. Dann sagte er: be-

denk nur, was du dem Octavian Medicis für Verdruß gemacht haſt. Ich antwortete, daß ich ihm keinen, er wohl aber mir genug gemacht habe. Da erzählte ich ihm die Geſchichte von der Münze, worauf er mir ſagte: gehe mit Gott ſo geſchwind als du kannſt, und ſey nur ruhig, denn geſchwinder als du denkſt, wirſt du dich gerochen ſehen. Ich ſorgte für meine Geſundheit und unterrichtete Peter Paulen weiters, wie er ſich in verſchiedenen Fällen wegen der Stempel zu verhalten habe, dann kehrte ich nach Rom zurück, ohne mich vom Herzog oder ſonſt jemand zu beurlauben.

Nachdem ich mich in Rom mit meinen Freunden genug ergötzt hatte, fing ich die Medaille des Herzogs an, und ich hatte ſchon in wenig Tagen den Kopf in Stahl gegraben, das ſchönſte Werk, das ich jemals in dieſer Art gemacht hatte, da kam wenigſtens alle Tage einmal ein gewiſſer alberner Menſch, Franciskus Soderini, ein florentiniſcher Emigrirter, zu mir und ſagte, da er meine Arbeit ſahe: Grauſamer! ſo willſt du uns doch den raſenden Tyrannen unſterblich machen, an deiner vortrefflichen Arbeit ſieht man wohl, daß du unſer grimmiger Feind und eben ſo ſehr Freund von jenem biſt. Hat dich der Papſt und er nicht zweymal ungerecht wollen aufhängen laſſen? jenes war der Vater, das iſt der Sohn, nimm dich nun vorm heiligen Geiſt in acht. Denn man glaubte ganz gewiß, Herzog Alexander ſey der Sohn von Papſt Clemens. Dabey ſchwur Herr Franzesko: wenn er könnte, wollte er mir die Stempel der Medaillen entwenden. Ich ſagte

ihm darauf: es wäre gut, daß ich es wüßte, ich wolle mich vor ihm schon in acht nehmen, und er solle sie nicht wieder sehen.

In der Zeit ließ ich nach Florenz wissen, man möchte Lorenzinen an die Rückseite der Schaumünze erinnern, die er mir versprochen habe. Niccolo di Monte Auguto, dem ich geschrieben hatte, antwortete mir: er habe den närrischen, hypochondrischen Philosophen, den Lorenzin, gesprochen, der ihn versichert habe: er denke Tag und Nacht an nichts anders, und wolle sobald als möglich die Rückseite liefern. Doch rieth mir mein Freund, ich solle darauf nur nicht weiter hoffen, die Rückseite nach meiner Erfindung machen, und wenn ich fertig wäre, dem Herzog Alexander die Arbeit freyen Muthes überbringen. Ich machte darauf eine Zeichnung, und arbeitete fleißig vorwärts. Da ich mich aber noch nicht ganz von meiner entsetzlichen Krankheit erholt hatte, ging ich manchmal mit meinem lieben Felix auf die Jagd, der zwar nichts von meiner Kunst verstand, weil wir aber Tag und Nacht beysammen waren, von einem jeden für einen großen und trefflichen Meister gehalten wurde. Er war sehr angenehm und munter, und wir lachten oft über den großen Ruf, den er sich erworben hatte. Besonders scherzte er manchmal mit einer Anspielung auf seinen Nahmen, indem er Felix Guadagni hieß, daß sein Gewinn gering seyn würde, wenn ich ihn nicht zu einen so großen Gewinner gemacht hätte. Ich sagte ihm darauf: es gebe zwey Arten zu gewinnen, einmal für sich und dann für andere, an

ihm hätte ich die zweyte Art zu loben, denn er habe mir das Leben gewonnen.

Auf dieſe Weiſe unterhielten wir uns öfters, und einmal vorzüglich, am Feſte Epiphania, (1537) da wir auf der Jagd waren, wo ich viel ſchoß und wieder recht krank hätte werden können, weil ich noch Abends, indem ich eine getroffene Ente aus dem Graben holen wollte, den rechten Stiefel voll Waſſer bekam, und mir bey der groſſen Kälte der Fuß erſtarrt wäre, wenn ich nicht ſogleich den Stiefel mit Entenflaumen angefüllt hätte.

Wir ritten wieder nach Rom zurück, es war ſchon Nacht, und als wir auf eine kleine Höhe gelangten, und nach der Gegend von Florenz hinſahen, riefen wir beyde zugleich aus: Gott im Himmel was iſt das für ein Zeichen, das über Florenz ſteht? Es war wie ein großer Feuerbalke, der funkelte und den ſtärkſten Glanz von ſich gab. Ich ſagte zu Felix: wir werden bald hören, daß etwas großes in Florenz vorgefallen iſt. So kamen wir nach Rom in finſtrer Nacht, ich ſtürzte noch über und über mit dem Pferde, das ſehr brav war, und einen Schutthaufen hinaufſprang, den ich nicht bemerkt hatte; doch that ich mir durch Gottes Hülfe keinen Schaden, ſpeißte noch Abends mit guten Freunden, da denn noch viel von unſerm Jagdſtückchen, beſonders auch von dem Feuerbalken geſprochen wurde. Jeder fragte was das wohl bedeuten möchte? und ich ſagte, wir werden ſchon was neues von Florenz hören.

Den folgenden Abend ſpät kam die Nachricht von dem

Tode des Herzog Alexanders, und meine Bekannten verwunderten sich, wie wahr ich gesprochen hatte. Da kam auf seinem Maulthiere, mit Bocksprüngen, Franziskus Soderini hergehupft, lachte unterweges wie ein Narr und rief: da hast du die Rückseite zur Medaille des schändlichen Tyrannen, Lorenzin hat sein Wort gehalten. Du wolltest die Herzoge verewigen, wir wollen keine Herzoge mehr, und so trutzte er mir spöttisch, als wenn ich ein Haupt der sieben gewesen wäre, welche den Herzog zu wählen pflegen. Nun kam auch noch ein gewisser Baccio Bettini dazu, der einen garstigen dicken Kopf wie ein Korb hatte, und mich auch aufziehen wollte, haben wir sie doch nicht entherzogt, rief er, wir wollen keine Herzoge mehr, und du wolltest sie unsterblich machen. Diese und andere verdrießlichen Worte wurden mir denn doch zuletzt lästig, und ich sagte: o ihr albernen Menschen! ich bin ein armer Goldschmied, ich diene jedem, der mich bezahlt, und ihr begegnet mir als wenn ich das Haupt einer Parthey wäre. Wollte ich euch jetzt eure ehemalige Unersättlichkeit, eure Narrheiten und euer ungeschicktes Betragen vorwerfen, so hätte ich viel zu thun, aber so viel sollt ihr bey eurem albernen Lachen nur wissen, ehe zwey, oder höchstens drey Tage vergehen, werdet ihr einen neuen Herzog haben, der schlimmer ist als der letzte.

Den andern Tag kam Bettini wieder an meine Werkstatt und sagte: wahrlich du brauchst kein Geld für Curiere auszugeben, denn du weißt die Dinge, ehe sie geschehn, was für ein Geist offenbahrt dir das? dann sagte er mir

daß Cosmus Medicis, Sohn des Herrn Johannes, Herzog geworden sey, doch nur unter gewissen Bedingungen, die ihn abhalten würden, nach Belieben zu schalten und zu walten. Da kam nun die Reihe über sie zu lachen an mich, wobey ich sagte: die florentinischen Bürger haben einen Jüngling auf ein herrliches Pferd gehoben, sie haben ihm die Sporn selbst angeschnallt, und ihm den Zaum frey in die Hand gegeben, dann haben sie ihn in das schönste Feld geführt, wo Blumen, Früchte und unzählige Reizungen sind, und haben ihm dabey gesagt, er möchte nur gewisse bestimmte Grenzen nicht überschreiten. Nun sagt mir wer will ihn halten, wenn er Lust hat, drüber hinaus zu gehen? kann man dem Gesetze geben, den man so zum Herren macht? Von der Zeit an ließen sie mich in Ruhe, und ich war ihr verdrießlich Geschwätze losgeworden.

Indessen arbeitete ich fleißig in meiner Werkstatt, zwar keine bedeutende Sachen, denn es war mir vorzüglich an der Wiederherstellung meiner Gesundheit gelegen, die noch nicht ganz befestigt war. Indessen kam der Kaiser siegreich von seiner Unternehmung auf Tunis zurück, und der Papst schickte nach mir, um sich zu berathen, was er vor ein würdiges Geschenk dem Kaiser machen könnte. Ich versetzte, daß ich für sehr schicklich hielt, Ihro Majestät ein goldenes Kreutz, mit einem Christusbilde zu verehren, wozu ich die Zierrathen gewissermasen schon fertig hätte, dadurch würden mir Ihro Heiligkeit auch eine besondere Gnade erzeigen, denn drey runde Figürchen von

Gold ungefähr einen Palm groß, stünden schon da. Es waren jene Figuren, die ich für den Kelch des Papst Clemens gearbeitet hatte, und Glaube, Hofnung und Liebe vorstellten. Sogleich fügte ich alles übrige von Wachs dazu, nicht weniger das Modell von dem Christusbilde, und andern sehr schönen Zierrathen. Der Papst war alles wohl zufrieden, und wir verglichen uns wie es gemacht werden sollte, auch wurden wir einig über den Preis. Das war vier Uhr in der Nacht, und der Papst hatte Herrn Latino Juvenale Befehl und Auftrag gegeben, mir des andern Morgens das Geld auszahlen zu lassen. Diesem Herrn Latino, der eine gewaltige Narrenader im Leibe hatte, fiel es ein, eine eigene Erfindung dem Papst aufzudringen, und so zerstöhrte er alles, was ausgemacht war.

Des Morgens, da ich von ihm das Geld zu erhalten dachte, sagte er mit seinem bestialischen Dünkel: uns gehört die Erfindung, und ihr möcht immerhin ausführen. Ehe ich gestern Abend vom Papste wegging, haben wir uns was bessers ausgedacht. Da ließ ich ihn gleich nicht weiter reden, und versetzte: weder ihr noch der Papst könnt was bessers erdenken, als wo Christus und sein Kreutz gegenwärtig ist. So sagt denn aber euer höfisches Geträtsch nur heraus. Zornig, und ohne ein Wort zu reden, ging er fort und suchte die Arbeit einem andern zuzuwenden; der Papst aber ließ sich darauf nicht ein, schickte nach mir und sagte, daß ich wohl gesprochen hätte, sie wollten aber ein kleines Brevier, zu Ehren der

Mutter Gottes, das ganz herrlich gemahlt war, dem Kaiser zum Geschenk bestimmen. Dem Kardinal Medicis habe die Mignatur mehr als zweytausend Scudi gekostet, man müsse sich gegenwärtig nach der Zeit richten, denn der Kaiser werde in sechs Wochen erwartet, nachher könne man ihm noch immer das Geschenk, das ich vorgeschlagen hätte, und das seiner würdig sey, verehren. Das Büchlein sollte einen Deckel von massivem Golde haben, reich gearbeitet, und mit vielen Edelsteinen geziert, sie mochten ohngefähr sechstausend Scudi werth seyn. Ich erhielt sie, und das Gold, legte fleißig Hand an, und in wenig Tagen erschien das Werk schon von solcher Schönheit, daß der Papst sich verwunderte und mir ausserordentliche Gunst bezeugte. Besonders war ausgemacht, daß die Bestie, der Juvenal, mir nicht zu nahe kommen sollte.

Ich hatte das Werk fast vollendet, als der Kaiser eintraf, dem man die herrlichsten Triumphbogen erbauet hatte. Die Pracht seines Einzugs mögen andere beschreiben, denn ich will mich nur auf das, was mich selbst angeht, einschränken. Gleich bey seiner Ankunft schenkte er dem Papst einen fürtrefflichen Diamanten, den er für zwölftausend Scudi gekauft hatte, der Papst übergab mir ihn sogleich, daß ich ihn in einen Ring, nach dem Maas des Fingers Seiner Heiligkeit fassen sollte, doch wollte er erst das Büchelchen sehen, und wie weit ich damit sey? Als ich es brachte, war der Papst sehr damit zufrieden, und befragte mich, was man wohl für eine gültige Ent-

schuldigung finden könnte, da man dem Kaiser das Werk unvollendet überreichen müsse? Ich versetzte darauf, daß ich wohl nur meine Krankheit anführen dürfte, und Ihro Majestät, wenn sie mich so blaß und mager sehen würden, diese Entschuldigung wohl gelten lassen. Darauf versetzte der Papst, das sey ganz recht, ich sollte aber, wenn ich dem Kaiser das Geschenk brächte, hinzusetzen, der Papst mache Ihro Majestät ein Geschenk mit mir selbst, und darauf sagte er mir die Worte vor, wie ich mich ausdrücken sollte. Ich wiederholte sie ihm sogleich und fragte, ob es so recht sey? Er versetzte: das wäre wohl gut und schön, wenn du auch das Herz hättest, dich vor einem Kaiser so auszudrücken. Darauf antwortete ich, es solle mir nicht an Muth fehlen, noch vielmehr es zu sagen, denn der Kaiser sey nur gekleidet wie ich, und ich würde glauben, mit einem Menschen von meiner Art zu reden; aber so gehe es mir nicht, wenn ich mit Ihro Heiligkeit spreche, in der ich eine höhere Gottheit erblickte, sowohl wegen der Würde der geistlichen Kleidung und Zierde, als wegen des schönen Alters Ihro Heiligkeit, wodurch ich weit mehr in Verlegenheit gesetzt würde, als die Gegenwart des Kaisers jemals über mich vermöchte. Darauf sagte der Papst: Gehe mein Benvenuto, du bist ein tüchtiger Mann, mache uns Ehre und es soll dir fruchten.

Der Papst bestimmte noch zwey türkische Pferde für den Kaiser, die seinem Vorfahren Clemens gehört hatten; keine schönere waren jemals in die Christenheit gekommen. Er gab Durante, seinem Kämmerier, den Auftrag, er

ſolle ſie hinunter in die Gallerie des Pallaſtes führen, und ſie dort dem Kaiſer verehren. Zugleich legte er ihm die Worte in den Mund, die er zu ſagen hatte. Wir gingen zuſammen hinunter, und als wir vor den Kaiſer kamen, führte man die beyden Pferde herein, die mit ſolcher Majeſtät und Geſchick durch die Zimmer ſchritten, daß der Kaiſer und jedermann darüber erſtaunt war. Da trat nun auch Herr Durante hervor, mit den ungeſchickteſten Manieren, und verwickelte ſich, mit gewiſſen breſcianiſchen Redensarten, die Zunge dergeſtalt im Munde, daß man nichts ſchlimmers hätte hören noch ſehen können, und der Kaiſer einigermaſen zum Lachen bewegt wurde.

Inzwiſchen hatte ich auch meine Arbeit aufgedeckt, und da ich bemerkte, daß der Kaiſer auf die gefälligſte Weiſe ſich nach mir umſah, trat ich hervor und ſagte: Geheiligte Majeſtät, unſer Heiligſter Papſt Paul läßt dieſes Brevier Eurer Majeſtät überreichen, es iſt geſchrieben und gemahlt von der Hand des größten Mannes, der jemals dieſe Kunſt getrieben, der reiche Deckel von Gold und Edelſteinen iſt wegen meiner Krankheit unvollendet, deswegen übergiebt Seine Heiligkeit auch mich zugleich mit dem Buche, damit ich es bey Eurer Majeſtät vollende, wie alles übrige, was ſie ſonſt zu befehlen haben mögte, und ihr diene, ſo lange ich lebe. Darauf antwortete der Kaiſer, das Buch iſt mir angenehm und ihr auch, aber ihr ſollt es mir in Rom vollenden, iſt es fertig, und ſeyd ihr geheilt, ſo kommt und bringt mirs. Indem er nun weiter mit mir ſprach, nannte er mich beym Nahmen,

worüber ich mich sehr verwunderte, denn mein Nahme war bisher in der Unterredung nicht vorgekommen. Er sagte darauf: er habe den Knopf des Pluvials gesehen, worauf ich für Papst Clemens so wundernswürdige Figuren gemacht habe. So sprachen wir umständlich eine ganze halbe Stunde, von verschiedenen trefflichen und angenehmen Gegenständen uns unterhaltend, und da mir weit grössere Ehre wiederfahren war, als ich mir versprochen hatte, ergriff ich eine kleine Pause des Gesprächs, neigte mich und ging weg.

Der Kaiser soll gesagt haben: man zahle sogleich fünfhundert Goldgulden an Benvenuto, und der, der sie hinauftrug, fragte, wo der Diener des Papstes sey, der mit dem Kaiser gesprochen habe? Da zeigte sich Herr Durante, und entwendete mir die fünfhundert Gulden. Ich beklagte mich darüber beym Papste, der mir sagte, ich sollte ruhig seyn, er wisse, wie gut ich mich bey meiner Unterredung mit dem Kaiser gehalten habe, und von dem Gelde solle mir gewiß mein Theil nicht fehlen.

Ich kehrte in meine Werkstatt zurück, und arbeitete mit grosser Sorgfalt, den Diamanten zu fassen. Da schickte mir der Papst die vier ersten Juvelier von Rom zu, denn man hatte ihm gesagt, der Stein sey durch den ersten Goldschmied der Welt, Meister Milano Targhetta, in Venedig, gefaßt worden, und da der Diamant ein wenig zart sey, so müsse man beym Fassen mit vieler Vorsicht zu Werke gehn. Unter diesen vier Meistern war ein Mailänder, Kajo genannt, eine eingebildete Bestie, was

er am wenigsten verstand, glaubte er eben am besten zu verstehen. Die übrigen waren bescheidene und geschickte Leute. So fing denn auch der Kajo vor allen andern an zu reden und sagte: bleibe ja bey der Folie des Milano, denn vor der mußt du die Mütze abnehmen. Beym Fassen ist es die gröste Kunst, die rechte Folie zu finden, Milano ist der gröste Juwelier, und das ist der gefährlichste Diamant.

Darauf versetzte ich: desto grösser ist die Ehre, in einer solchen Kunst, mit einem so trefflichen Manne zu wetteifern. Dann wendete ich mich zu den andern Meistern und sagte: seht hier verwahre ich die Folie des Milano, ich will nun einige selbst versuchen, und sehen, ob ich sie besser machen kann. Gelingt es mir nicht, so will ich diese wieder unterlegen. Nun sagte Kajo, wenn dir das geräth, so will ich gern selbst die Mütze abziehen.

Nun fing ich mit grossem Fleiß an, verschiedene Folien zu machen, deren Bereitung ich euch an einem andern Orte lehren will. Gewiß ist es, dieser Diamant war der bedenklichste, der mir vor und nachher in die Hand kam, und die Folie des Mailänders war trefflich gemacht, doch ließ ich nicht nach, schärfte die Werkzeuge meines Verstandes und erreichte sie nicht nur, sondern übertraf sie wirklich. Da ich nun meinen Vorgänger übertroffen hatte, ging ich darauf aus, mich selbst zu übertreffen, und es gelang mir, auf einem neuen Wege noch eine vollkommnere Folie zu finden.

Da ließ ich die Goldschmiede berufen und zeigte ihnen

den Diamant mit der Folie des Milano, und hernach mit der meinen; darauf sagte Raphael del Moro, der geschickteste unter ihnen, Benvenuto hat die Folie des Milano übertroffen! Kajo wollte es nicht glauben, und kaum hatte er den Diamanten in der Hand, so rief er: der Stein ist zweytausend Ducaten mehr werth, als vorher! Nun versetzte ich, da ich einen solchen Meister übertroffen habe, laßt sehen, ob ich mich selbst übertreffen kann. Darauf bat ich, sie möchten einen Augenblick verziehen, ging auf meinen Altan und schob die andere Folie unter. Als ich ihn zurückbrachte, rief Kajo: so etwas habe ich in meinem Leben nicht gesehen, der Stein ist jetzt mehr als achtzehntausend werth, da wir ihn vorher nur auf zwölftausend geschätzt hatten. Die anderen Goldschmiede sagten darauf: Benvenuto ist die Ehre unserer Kunst und wir müssen vor ihm und seinen Folien die Mütze wohl abnehmen. Kajo sagte: jetzt will ich gleich zum Papste gehen, er soll tausend Goldgulden vor die Fassung zahlen. Auch lief er wirklich sogleich hin und erzählte alles. Darauf schickte der Papst desselbigen Tages dreymal, ob der Ring nicht fertig wäre.

Um drey und zwanzig trug ich den Ring hinauf, und weil ich freyen Eintritt hatte, so hub ich den Vorhang an der Thüre bescheiden auf, ich sah den Papst mit dem Markese del Guasto sprechen, sie schienen über gewisse Dinge nicht einig zu seyn und ich hörte den Papst sagen: es geht nun einmal nicht, ich muß neutral bleiben, sonst habe ich nichts zu thun. Ich zog mich sogleich zurück,

der Papst rief mich, schnell trat ich hinein, und da ich ihm den schönen Diamanten überreichte, zog er mich ein wenig bey Seite und der Markese entfernte sich. Indem der Papst den Diamanten ansah, sagte er leise: Benvenuto! fange etwas mit mir zu reden an, das wichtig aussieht, und höre nicht auf, so lange der Markese im Zimmer ist. Nun ging er mit mir auf und ab, es gefiel mir, daß ich mich bey dieser Gelegenheit zeigen konnte, und fing an dem Papst zu erzählen, wie ich mich benommen hatte, dem Diamanten die schöne Folie zu geben.

Der Markese lehnte sich zur Seite an die Tapeten und wiegte sich von einem Fuß auf den andern; nun hatte ich zu meinem Discurs ein solches Thema, daß ich drey ganze Stunden hatte reden können, um es recht auszuführen. Der Papst hörte mir mit Vergnügen zu und schien die unangenehme Gegenwart des Markese zu vergessen. Ich hatte denn auch in meinem Vortrag den Theil von Philosophie gemischt, der zu dieser Kunst nöthig ist, und hatte so beynah eine Stunde gesprochen; endlich fing es an den Markese zu verdriessen und er ging halb erzürnt hinweg. Da erzeigte mir der Papst die vertrautesten Liebkosungen und sagte: sey nur fleissig Benvenuto, ich will dich anders belohnen, als mit den tausend Gulden, die mir Kajo vorgeschlagen hat.

Als ich weg war, lobte mich der Papst vor seinen Leuten, worunter denn auch Latino Juvenale sich befand. Der war nun mein abgesagter Feind geworden und suchte mir auf alle mögliche Weise zu schaden. Als er sahe,

daß der Papst mit so vieler Neigung und Kraft von mir sprach, versetzte er: es ist kein Zweifel, Benvenuto ist ein Mann von ausserordentlichen Talenten und es ist ihm nicht zu verargen, daß er von seinen Landsleuten vortheilhaft denkt, nur sollte er auch wissen, wie man von einem Papste spricht, denn es ist doch unvorsichtig, wenn er sagt: Clemens sey der schönste Fürst gewesen, und dabey der würdigste, nur habe er leider kein Glück gehabt; bey Eurer Heiligkeit sey es ganz umgekehrt, die Krone schiene sich auf Ihrem Haupte zu betrüben, man glaubte nur einen gekleideten Strohmann zu sehen und nur Ihr gutes Glück sey zu rühmen. Diese Worte brachte er mit einer so ungezwungenen Art vor, daß sie leider nur eine zu starke Wirkung thaten, und der Papst ihnen glaubte, da ich sie doch weder jemals gesagt, noch auch irgend so etwas gedacht hatte. Hätte der Papst mir mit Ehren etwas unangenehmes erzeigen können, so hätte er es wohl gethan, aber als ein Mann von grossem Geiste schien er darüber zu lachen. Indessen behielt er einen unversöhnlichen Haß gegen mich, ich merkte es bald, denn ich konnte nur mit grosser Mühe in die Zimmer gelangen. Da sah ich nun als einer, der an diesem Hofe viele Jahre gelebt hatte, wohl ein, daß mir jemand einen schlechten Dienst geleistet habe, ich erkundigte mich auf geschickte Weise darnach und erfuhr die üble Nachrede, aber nicht den Urheber. Ich konnte mir auch damals nicht vorstellen, wer es gewesen seyn könnte, hätte ich es gewußt, so hätte ich ihm die Rache mit dem Kolbenmanse zugemessen.

Als das Büchelchen fertig war, brachte ich es dem Papst, der, als er es erblickte, sich nicht enthalten konnte, mich höchlich zu loben; darauf bat ich ihn, er mögte mich es auch, wie er es mir versprochen, hinbringen lassen. Er versetzte: ich hätte meine Arbeit gethan, und er wolle nun thun, was ihm gefiele. Und so befahl er, ich sollte gut bezahlt werden. Ich erhielt fünfhundert Goldgulden, so viel hatte ich ohngefähr in zwey Monaten verdient, und alles übrige, was er mir versprochen hatte, war zunichte. Man rechnete den Ring für hundert und fünfzig Gulden, das übrige war für das Büchelchen, woran ich mehr als tausend verdient hatte, denn die Arbeit war äusserst reich an Figuren, Laubwerk, Schmelz und Juwelen. Ich nahm eben, was ich haben konnte, und setzte mir vor, mit Gott Rom zu verlassen. Der Papst schickte Herrn Sforza, einen seiner Nepoten mit dem Büchelchen zum Kaiser, der es sehr lobte und äusserst zufrieden war, auch sogleich nach mir fragte. Der junge Sforza, den man schon abgerichtet hatte, versetzte, wegen meiner Krankheit sey ich nicht selbst gekommen. Das erfuhr ich alles wieder.

Indessen machte ich Anstalt nach Frankreich zu gehen, und ich hätte die Reise wohl allein unternommen, wäre nicht ein junger Mensch, Nahmens Ascanio, gewesen, der sich schon eine Zeit lang in meinen Diensten befand. Er war sehr jung und der beste Diener von der Welt. Er hatte vorher bey einem gewissen spanischen Goldschmied, Nahmens Francesko, gedient, und ich sagte ihm mehr als Einmal, daß ich ihn nicht zu mir nehmen wollte, um

mit seinem Meister nicht in Streit zu gerathen. Der Knabe, der aber nun einmal Verlangen zu mir hatte, trieb es so lange, bis mir sein Meister selbst ein Billet schrieb, worinn er mir den Jungen willig überließ. So blieb er mehrere Monate bey mir, und war mager und eingefallen, wir nannten ihn nur unser Altchen, und man hätte wirklich denken sollen, daß er alt sey, denn er diente fürtrefflich, war so vernünftig und kaum schien es möglich, daß jemand im dreyzehnten Jahre so viel Verstand haben könnte. In kurzer Zeit hatte sich der Knabe wieder erholt, und indem sein Körper zunahm, ward er der schönste Jüngling von Rom, und neben seinen übrigen Tugenden ward er auch in der Kunst fürtreflich. Ich liebte ihn, wie meinen Sohn und hielt ihn auch so in der Kleidung. Als der Knabe sich wieder hergestellt sah, war er ganz entzückt über das Glück, das ihn in meine Hände geführt hatte, und er ging oft, seinem Meister zu danken, der sich in dieser Sache hatte so willig finden lassen. Nun hatte der Meister eine schöne junge Frau, die sagte zum Knaben, wie bist du nur so schön geworden? Darauf antwortete Askanio: es ist mein Meister, der mich schön, der mich aber auch gut gemacht hat. Das mochte dem Weibe gar nicht gefallen, und da sie es mit ihrem guten Rufe nicht genau nahm, mochte sie den Jüngling mit allerley Liebreitzungen an sich locken, die eben nicht die ehrbarsten waren, und ich merkte wohl, daß er anfing, mehr als gewöhnlich seine ehemalige Meisterin zu besuchen.

Nun begab sichs, daß er eines Tages einen meiner

Lehrpursche ohne Ursache geschlagen hatte, der sich, als ich nach Hause kam, darüber beklagte und versicherte, Askanio habe nicht die mindeste Ursache dazu gehabt. Darauf sagte ich zu diesem: Mit oder ohne Ursache sollst du niemand in meinem Hause schlagen, oder du sollst sehen, wie ich dich treffen will. Als er darauf etwas einwenden wollte, warf ich mich gleich über ihn her und versetzte ihm, mit Fäusten und Füssen, so rauhe Stösse, als er wohl jemals gefühlt haben mochte. Sobald er nur aus meinen Händen zu entkommen wußte, floh er, ohne Jacke und Mütze aus der Werkstatt, und ich wußte zwey Tage nicht, wo er war, auch bekümmerte ich mich nicht um ihn. Nach Verlauf derselben kam ein spanischer Edelmann zu mir, der Don Diego hieß, und der liberalste Mann war, den ich je gekannt habe. Ich hatte für ihn einige Arbeiten vollendet, und noch einige unter der Hand, so daß er mein grosser Freund war. Er sagte mir: Askanio sey zu seinem alten Meister zurückgekehrt, und ich möchte doch so gut seyn, ihm seine Mütze und Weste wieder zu geben. Ich antwortete: Meister Francesko habe sich übel betragen, und es sey dieses die rechte Art nicht; hätte er mir gleich angezeigt, daß Askanio sich in seinem Hause befinde, so hätte ich ihm gern den Abschied gegeben, da er ihn aber zwey Tage im Hause gehalten habe, ohne mir es anzuzeigen, so würde ich nicht leiden, daß er bey ihm bliebe, und sie sollten es nur nicht darauf ankommen lassen, daß ich ihn einmal dort erblickte. Alles das überbrachte Don Diego und Francesko spottete nur darüber.

Den andern Morgen sah ich Askanio, der an der Seite seines Meisters einige Lappalien arbeitete, er grüßte mich, da ich vorbeyging, der Meister aber schien mich beynahe zu verlachen und ließ mir durch Don Diego sagen: wenn mirs beliebte, so möchte ich Askanio die Kleider schicken, die ich ihm geschenkt hätte, thäte ichs auch nicht, so hätte es nichts zu sagen, Askanio soll doch Kleider finden. Darauf wendete ich mich zu Diego und sagte: mein Herr! ich habe keinen edlern und rechtschaffnern Mann gekannt als euch, und davon ist der nichtswürdige Francesko gerade das Gegentheil, sagt ihm von meinetwegen, daß, wenn er mir vor der Nachtglocke nicht den Askanio hierher in meine Werkstatt bringt, so ermorde ich ihn ohne Umstände, und dem Askanio sagt: wenn er nicht in der bestimmten Stunde von seinem Meister weggeht, so soll es ihm gleichfalls übel bekommen.

Ohne hierauf etwas zu antworten, ging Don Diego fort, richtete umständlich aus, was ich gesagt hatte, und Francesko erschrack dergestalt, daß er nicht wußte, was er thun sollte. Inzwischen hatte Askanio seinen Vater aufgesucht, der nach Rom gekommen war, und, nachdem er den Handel erfuhr, dem Francesko gleichfalls rieth, den Askanio zu mir zu führen. Darauf sagte Francesko: so gehe denn nur Askanio! dein Vater mag dich begleiten! Darauf versetzte Don Diego: Francesko, ich befürchte irgend ein grosses Unglück, du kennst Benvenuto besser als ich, führe ihn sicher zurück, ich geh mit dir. Indessen hatte ich mich zu Hause vorbereitet, ging in meiner Werk-

ſtatt auf und ab, und erwartete den Schlag der Abendglocke, völlig entſchloſſen, die fürchterlichſte Handlung meines Lebens zu begehen. Endlich traten herein Don Diego, Franceſko, Askanio, und der Vater, den ich nicht kannte; ich ſah ſie alle mit einem fürchterlichen Blick an, Franceſko, ganz blaß, ſagte: ſiehe, hier iſt Askanio, den ich bisher bey mir gehabt habe, ohne daß es meine Abſicht war, dir Mißvergnügen zu machen. Askanio ſagte voll Ehrfurcht: Meiſter! verzeiht mir, ich bin hier alles zu thun, was ihr befehlet. Darauf verſetzte ich: biſt du gekommen, deine verſprochene Zeit bey mir auszuhalten? Ja, ſagte er, und ich will niemals wieder von euch weichen. Darauf wendete ich mich und befahl dem Lehrpurſchen, den er geſchlagen hatte, das Bündel Kleider zu holen; hier iſt, ſagte ich zu Askanio, was ich dir geſchenkt hatte, nimm zugleich deine Freiheit und gehe wohin du willſt. Don Diego, der ganz etwas anders erwartete, ſtand verwundert, indeſſen bat mich Askanio, ich möchte ihm verzeihen, und ihn wieder nehmen, das gleiche that der fremde Mann, der dabey ſtund. Ich fragte ihn, wer er wäre, er ſagte, daß er der Vater ſey, und fuhr zu bitten fort, endlich verſetzte ich: aus Liebe zu euch mags geſchehen.

Nun hatte ich mich, wie ſchon oben erwähnt iſt, entſchloſſen, nach Frankreich zu gehen. Da der Papſt mich nicht wie ſonſt mit günſtigen Augen anſah, durch böſe Zungen mein gutes Verhältniß geſtöhrt worden war, und ich ſogar befürchten mußte, daß es noch ſchlimmer wer-

den könnte; wollte ich ein besseres Land, und mit Gottes Hülfe ein besseres Glück suchen, und gedachte mich allein auf den Weg zu machen.

Als ich eines Abends meine Reise für den andern Morgen beschlossen hatte, sagte ich meinem treuen Felix: er sollte sich aller meiner Sachen bis zu meiner Rückkunft bedienen, und wenn ich ausser bliebe, sollte alles sein gehören. Nachher setzte ich mich noch mit einem Peruginer Gesellen auseinander, der mir geholfen hatte, die Arbeit für den Papst zu endigen; ich entließ ihn und bezahlte seine Arbeit, er aber bat mich, ich möchte ihn mit mir nehmen, er wolle die Reise auf seine Kosten machen. Nun war er freylich, wenn ich in Frankreich Arbeit finden sollte, der beste von den Italiänern, die ich kannte, um mir zu helfen und beyzustehn, da ließ ich mich denn überreden und nahm ihn mit auf die Bedingungen, die er mir vorgeschlagen hatte. Askanio, der bey diesem Gespräche gegenwärtig war, sagte, halb weinend: ihr habt mich wieder genommen, ich habe versprochen, lebenslang bey euch zu bleiben und das will ich auch thun. Ich sagte ihm: diesmal könne ich ihn nun nicht mitnehmen, darauf machte er Anstalt, mir zu Fusse zu folgen. Da ich diesen Entschluß sah, nahm ich ein Pferd auch für ihn, ließ ihn einen Mandelsack aufbinden, und so hatte ich mich viel mehr belästigt, als zuerst meine Absicht war.

So zog ich auf Florenz nach Bologna, Venedig, und von da nach Padua. Aus dem Wirthshause holte mich Albertaccio del Bene, mein werther Freund. Den an-

dern Tag ging ich Herrn Peter Bembo die Hand zu küssen, der damals noch nicht Cardinal war, er empfing mich mit ausserordentlichen Liebkosungen, dann wendete er sich zu Albertaccio und sagte: Benvenuto soll mit allen seinen Leuten bey mir bleiben, und wenn es hundert wären, und ihr bleibt nur auch gleich in meinem Hause, denn auf andere Weise kann ich ihn euch nicht überlassen, und so genoß ich des Umgangs dieses trefflichsten Herrn.

Er hatte mir ein Zimmer eingeräumt, das zu ehrenvoll für einen Cardinal gewesen wäre, und verlangte, daß ich beständig an seiner Gnaden Seite speisen sollte; sodann zeigte er, auf die bescheidenste Weise, im Gespräche das Verlangen, das er hatte, von mir abgebildet zu seyn, und ich, der ich nichts mehr in der Welt wünschte, bereitete mir sogleich in ein Schächtelchen die weiseste Masse und fing an diesen geistreichen Kopf mit so guter Art zu entwerfen, daß Ihro Gnaden ganz erstaunt darüber waren.

Nun war er in den Wissenschaften der größte Mann und ausserordentlich in der Poesie, aber von meiner Kunst verstanden Ihro Gnaden auch gar nichts, so, daß Sie glaubten ich wäre fertig, da ich kaum angefangen hatte, und ich konnte ihm nicht begreiflich machen, daß man viel Zeit brauche, um so etwas gut zu machen. Ich aber entschloß mich, so viel Zeit und Mühe anzuwenden, als ein solcher Mann verdiente, und da er einen kurzen Bart nach venezianischer Art trug, hatte ich viele Noth einen Kopf zu machen, der mir genug that. Doch ward ich endlich fertig und es schien mir die schönste Arbeit, die ich

jemals gemacht hatten, was meine Kunst betraf. Er aber war ganz verwirrt, denn er hatte geglaubt, ich würde das Modell in zwey Stunden und den Stempel vielleicht in zehn fertig machen, nun aber sah er wohl, daß ich verhältnißmäßig über zweyhundert brauchen würde, und noch gar Urlaub verlangte, nach Frankreich zu gehen, da wußte er gar nicht, was er sagen sollte, und verlangte, daß ich nur noch zur Rückseite einen Pegasus, innerhalb eines Myrrthenkranzes, abbilden sollte. Das that ich in drey Stunden und die Arbeit sah sehr gefällig aus. Er war äusserst zufrieden und sagte: das Pferd scheint mir nun zehnmal schwerer zu machen, als das Köpfchen, mit dem ihr euch so sehr gequält habt, ich kann die Schwierigkeit nicht einsehen. Dann bat er mich, ich sollte ihm doch noch den Stempel schneiden. Ich weiß, sagte er, ihr macht das so geschwind, als ihr nur wollt. Dagegen versetzte ich, daß ich sie hier nicht machen könne, sobald ich aber irgendwo eine Werkstatt errichtete, sollte es nicht fehlen.

Indessen hatte ich auch um drey Pferde gehandelt, und er ließ alle meine Schritte beobachten, denn er stand zu Padua in dem größten Ansehn. Als ich nun die Pferde bezahlen wollte, die ich vor fünfzig Ducaten gehandelt hatte, sagte der Besitzer: trefflicher Mann! ich verehre euch diese drey Pferde. Darauf antwortete ich: du verehrst sie mir nicht, und von dem, der sie mir verehrt, darf ich sie nicht annehmen, denn ich habe ihm nichts leisten können. Darauf sagte der gute Mann,

wenn ich dieſe Pferde nicht nähme, ſo würde man mir gewiß in Padua keine andern geben, und ich würde genöthigt ſeyn zu Fuſſe wegzugehn. Darauf ging ich zu Herrn Pietro, der von nichts wiſſen wollte, und mich aufs freundlichſte erſuchte, in Padua zu bleiben. Ich aber, der ich auf alle Weiſe fort wollte, war genöthigt, die Pferde anzunehmen, und ſo reiſte ich weiter.

(Die Fortſetzung folgt.)

Stammtafel des

zum Verständniß des Lebens

Johann

Cosmus
Vater des Vaterlandes
geb. 1389
gest. 1464

Peter Gonf. 1460
gest. 1472

Lorenz
der herrliche
Vater der Gelehrsamkeit.
geb. 1448
gest. 1492

Julian
geb. 1453
erm. 1478
wahrscheinlich
Vater von

Peter
geb. 1471
verj. 1494
umg. 1504

Johann
Leo X. geb. 1475
Card. 1488
Papst 1512
gest. 1523

Julian
geb. 1478

Julius
Clemens VII.
geb. 1478
Card. 1513
Papst 1523
gest. 1535

Lorenz
Herzog von Urbino.
geb. 1492
gest. 1518

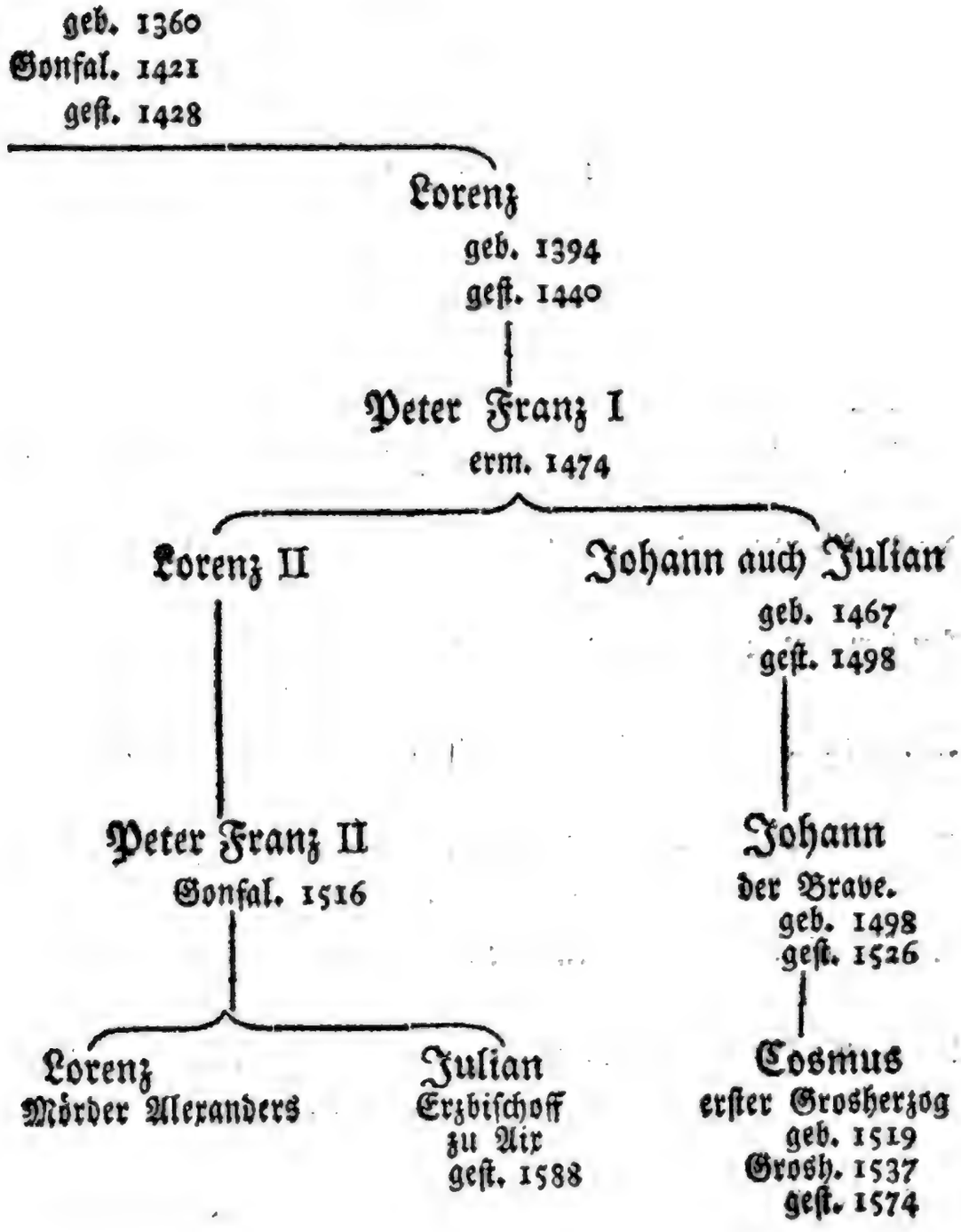
Hyppolithus Nothus
Card. 1529
gest. 1535

Catharina
Gem. Heinr. II.
Kön. v. Frankr.

Alexander
erster Herzog von Florenz
geb. 1510
erm. 1537
Es ist ungewiß, ob er ein Sohn
Lorenzens, Herzogs von Urbino,
oder Clemens VII. gewesen.

Hauſes Medicis,

des Benvenuto Cellini.



II.

Ekloge.

Wie ich lebe, mein Lieber, in dieser äusserſten Thule,
Wie am Geſtade des wogenden Meers, wie ſo fern von der Städte
Flitterndem Tand, von den Freuden des Klubs, von den Zirkeln der Weiſen,
Und von der Freund' erquikkendem Umgang? wie mir des Tages
Zögernde Stunden entfliehn, und die einſamen Stunden des Abends?
Dieſes alles begehrſt du von mir ausführlich zu wiſſen.
Wiſſ' es dann, mein Guter, und neide den glüklichen Siedler!

Zwiſchen wallenden Saaten, und zwiſchen den Pappeln des Kirchhofs,
Rechts und links umgürtet mit labyrinthiſchen Gärten,
Von Sturmweiden bekränzt und hundertjährigen Eſchen,

Ruht mein stilles Gehöfft am Saume des ländlichen Flekkens.
Trokken und rein ist der räumige Hof. In des Hofes Vorgrund
Wohnt im bescheidenem Häuschen mein wohlbeleibter Colonus.
Manche zog er der rüstigen Söhne, der blühenden Töchter,
Deren die Einen am Pflug, an der Sens', in der Scheun' und der Wiese,
Diese mit hochgeschürztem Gewand in der Küch, und im Kuhstall,
Auf der Bleich und am Webstuhl die alternden Eltern erleichtern.
Reges Leben und fröhlicher Fleiß, unendlicher Jubel
Schrillt um mich her in die sinkende Nacht vom dämmernden Morgen.
Horch, es pfeift in der Buß * der Hechselschneider. Es flöthen
Auf dem Holzhof die sägenden Bursche. Die munteren Dirnen
Säubern dahlend den Stall, und bleichen jachternd die Leinwand.
Siehe, wie brausen die dampfenden Pferd' im Weiher des Hofes!
Siehe den breitgestirnten Stier, die hüpfende Starke,
Und die ehrbarwandelnde Kuh mit strozzendem Euter.

* Buß, Verschlag, Verließ. Ein Provinzialwort.

Brüllend kommen sie, schlürfen des trüben Teiches. Die Enten
Lärmen dazwischen, es schnattern die Gänse. Es kollert der Truthahn.
Lauter denn all' erjauchzt der schwemmende Junge. Das Mägdlein
Kauert indessen am Eymer, und singt sich ein lustiges Stükchen.

Aber ein wenig zurükgerükt von Lärmen der Wirthschaft
Ruht an des Hofes fernstem Saume mein ländliches Wohnhaus.
Finsterbelaubte Kastanien schirmen die Stuffen des Eingangs
Vor der Sonne mittäglichem Brand. Ein lachender Rasen
Dienet zum Tummelplazze, zum fröhlichen, weichen, den Kleinen,
Welche das rothe Staket vor des Teichs Gefahren beschüzzet.
Einfach, Freund, ist mein ländliches Haus. Nicht Pfannen noch Zungen
Dekken es, sondern nur Stroh, und seine Wände sind leimern.
Aber es ist so vertraulich darinnen; man fühlt sich einander
Drinnen so nah, und doch wieder so einsam. Ich möcht es nicht tauschen
Gegen Potemkins Eisenpallast, mein freundliches Zimmer
Nicht um den Bernsteinsaal der grosen Frauen in Osten.

Wie ich verlebe den zögernden Tag, wie des einsamen Abends
Langsam gleitende Stunden mir fliehen, begehrst du zu wissen?
Wiß' es dann, Lobredner der Stadt, und neide den Kläußner!

Dämmernd erwacht im Osten der Tag. Die Blume des Morgens
Oefnet die tausendblättrige Knospe. Die Rosen, die Krokos
Regnen bis in mein Lager herein. Die wachsende Helle
Reget mir leise die Wimper, und sanft erwach ich ins Leben.
Angelächelt vom werdenden Tag entschlüpf ich dem Lager,
Lehn' ins offene Fenster hinaus, und Augen und Seele
Weiden sich, wiedergebohrne Natur, an deiner Verjüngung.

Dieses lautere Blau, und diese lebendige Kühle,
Diese duftende Frisch', und dieses wogende Lichtmeer
Quellen sie, rieseln sie nicht aus des Ewigen strömender Urne!
Heben sie nicht den ermatteten Geist zu dämonischem Leben,
Blähen mit Aether die Lung', und schwellen die Adern mit Ichor?

Sieh, wie das ſpringende Licht in immer mächtigern Strahlen
Aufſprüht! Wega erblaßt. Es verbleicht die Wange Selenens.
Phosphoros hängt mit geſchorenen Lokken. Im lodernden Frühroth
Siehe, wie funkeln die Gärten! Wie wallen die Wipfel der Eſche!
Siehe, wie blizzet die thauende Flur! Der blühende Himmel
Strahlet gemildert zurük aus des Meers geſchliffenem Spiegel!

Alſo entſtieg dem Bade des Meeres der Dulder Odüſſeus,
Schimmernd von Schönheit und Reiz. Wie die purpurne Blum' Hyakinthos
Wallte geringeltes Haar um ſeine blendende Schultern.
Alſo enttauchet in blendendem Glanze, von brennenden Lokken
Rings umrollt, die Sonne den öſtlichen Fluthen. Wie glühet
In ihr flieſſendes Gold getaucht, des Hütteneylands *
Graue Scheitel. Wie flimmern die Wetterfahnen der Dörfer,
Wie die Fenſter der Burg, darin mein Julius hauſet!

* Hütteneyland; die Inſel Hiddenſee (Hythims-ö)

Aber schon wird dem Betrachter des unermeßlichen Himmels
Und der lebenernährenden Erde zu enge das Zimmer.
Lechzend den vollebendigen Strom mit lüsternen Zügen
Einzuschlürfen, mich sehnend an deinen wallenden Busen,
Mutter Natur, mich anzuschmiegen mit Inbrunst des Kindes,
Flieg ich die Stuffen hinab, entschlüpfe der Pforten, und schreite
Selig hinaus in den seligen Tag; die Kühle des Morgens
Wehet schauernd mich an, wie Säusel der nahenden Gottheit.

Sinnend wandl' ich auf und ab auf dem duftendem Rasen
Unter dem fächernden Schirm der Kastanien, erfrische die Glieder
Mit der Kühle des Quells und mit der Kühlung des Morgens,
Mustre die Blumen, die hinter den grünen Staketen am Fenster
Etwa die thauende Nacht erschloß, und die freundliche Frühe,
Breche die blühendste mir, die blätterreichste der Rosen,
Höre der Melkerin Morgengesang, des tränkenden Jungen
Frohes Gejauchz', und bedenke die Pflichten des eigenen Tagswerks.

Jezzund träget der Diener der gabenreichen Levante
Balsam hauchendes Oel hinan die Stuffen. Nicht ungern
Folg ich dem Knaben. Und während noch säuselt die freundliche Frühe
Während noch schlummern das liebende Weib und die lärmenden Kleinen,
Tauch' ich hinunter in seliger Muss' in die Wonne des Denkens;
Steige hinab in die Tiefen des Ich, in den Schacht des Bewußtseyns,
Lüpfe den Schleyer des Denkens, und lausch' am Vorhang des Willens,
Suche das ewig entschlüpfende Band, das mit dem Gedanken
Das Gedachte verknüpft, und mit dem Grunde die Würkung;
Grübl' über Raum und Zeit, und über das Seyn und das Nichtseyn,
Ueber die Form und den Stoff, und über das Ich und das Nichtich,
Ueber den Trieb und die Pflicht, und über das Thun und das Leiden,
Ueber den schwer zu schlichtenden Zwist der Natur und der Sazzung,
Ueber den ewigen Kraysgang und den unendlichen Fortschritt,
Ueber das eiserne Fatum und den anarchischen Zufall,
Ueber des Weisen tröstende Ahnung, den Glauben der Guten

An moraliſche Ordnung, und weiſe Güte des Weltplans —
Ueber diß alles verſteigt ſich der Grübler in ſchaudernde Tiefen,
Thürmet Soriten, und ſpaltet Begriffe, und ſpizzet den Ausdruk,
Bis es ihm ſchwindelt. Der Faden entſchlüpft, die Fakkel erliſcht ihm.
Undurchdringliche Nacht, und ausgangloſe Verwirrung
Starren um den Tappenden her. Es retten ihn kaum noch
Des Gemeinſinns leitender Strahl, und der Rufer im Buſen.

Meidend des Grübelns weichenden Sand, und die Syrten der Skepſis
Lauſch' ich ein anderesmahl dem Wink der Erfahrung, durchwandle
In der Geſchichte ſpärlichem Tag die Gefilde der Vorzeit.
Mühſam tapp' ich den thürmenden Schutt, den rankenden Epheu,
Mühſam die trümmernden Mahle mich durch bis zur Wiege der Menſchheit,
Sehe den lallenden Säugling entfaltet zum tändelnden Knaben,
Sehe den Knaben erwachſen zum trozzigen Jüngling, den Jüngling
Reifend zum rüſtigen Mann, und bald von der blumigen Feßel
Der Cultur den Starken gebändigt vom Becher des Luxus

Seine Knie ihm gelöst, und den Mann verschrumpfet zum Greyse.
Völker seh ich entblühn auf dem ewigändernden Schauplaz,
Und die Erblühten wieder verwelken, wie Graß auf der Hayde.
Zeugungen seh' ich gemäht von Einem Schwunge der Sense;
Lese von Tygertoden, von Ländern, welche der Fluthen
Strudel verschlang, von Städten, die hoch ein Stoß in die Luft warf.
Lese von kronentragenden Schlächtern, die Helden sich nannten,
Von Mordbrennern, Erobrer gegrüßt, von Sesostren und Cäsarn,
Tamerlanen und DschinkisKhanen und vierzehnten Ludwigs,
Welche berufen sich wähnend, den Wald der Menschheit zu lichten,
Schwellten die Ströme mit Blut, die Aekker düngten mit Aesern;
Meilenweit die Gefilde besäten mit dorrenden Knochen.
Bürger seh ich das Schwerdt auf den Bürger zukken, den Bruder
Seh ich vom Bruder erdolcht, den Vater verrathen vom Sohne.
Herrscher seh ich, wie schlechtes Gewürm, die Völker zertreten,
Gaukler die blendende Bind' um die Augen des Glaubenden schnüren,

Priester den mordenden Stahl im Namen schwingen der Gottheit,
Lodern seh ich den Brand des hundertjährigen Krieges,
Bartholomäus Nächte erblik ich, und Pulvercomplotte,
Dragonaden, und Auto da Fe's, und wende voll Unmuths
Von den Gräueln mich weg. Ein schadenfroher Ariman,
Dünkt mich, führe das Ruder der Welt, kein gütiger Hormuzd.

Aller Würklichkeit satt, und ihrer Thoren und Buben
Schwing ich ein anderesmahl mich auf dem Fittig des Liedes
In der Ideen bezaubertes Land, und das Eden der Fabel.
Euren Entzükkungen lausch ich, ihr Göttlichen, welchen von oben
Aufgeschlossen der Sinn, und die feurige Zunge gelößt ward,
Um die mühebeladenen Brüder zu trösten und lehren;
Die ihr das Thier durch die Kraft des Gesanges zum Menschen erzoget
Durch das seeleschmelzende Lied den rauhen Naturssohn
Für die Schönheit gewannt, und izt in strafenden Tönen
An der Cultur entartetem Sohn die verschmähte Natur rächt;

Die ihr ſanget am ſtillen Ilyß, an der gelblichen Tyber,
An den Geſtaden des Joniſchen Meers, auf den Bergen von Lochlin;
Die ihr ſanget in ſpäterer Zeit am Quell der Vaucluſe,
An des Thames hallendem Strand, und am friedlichen Avon;
Die ihr ſinget noch jetzt am ſiebenarmigen Iſter
An der Elb', an der Saal', an der hochbegnadigten Ilme —
Edle theure unſterbliche Sänger, ihr ſtrömet dem Lauſcher
Flammen ins Herz und Thränen ins Auge. Das Licht des Geſanges
Fühl ich erwachen in mir. Des Dichtens heiliger Wahnſinn
Wehet mich an, und reiſſet mich hin. Die Zukunft enthüllt ſich.
Siehe ein neues Geſchlecht, ein beſſres entſteiget dem Himmel.
Dice waltet, die Hehre; es waltet Irene; erhaben
Schlichtet Eunomia jeglichen Zwiſt. In ſeeligem Bunde
Gatten ſich Neigung und Pflicht; es huldigt der Trieb dem Gedanken;
Und zur Nothwendigkeit klimmt der gezeitigte Menſch durch die Freyheit.

Alſo verwehn wie Minuten die Stunden mir. Gänzlich vergeß ich

Ueber des Denkens Genuß, und über des Dichtens Entzücken
Meiner wunden Bruſt, und des menſchenfreundlichen Arztes
Weiſer Warnung. Mich würd' am Pulte der Mittag ereilen,
Träte nicht dieſer und jener herein, der den Sinnenden ſtörte,
Izt die liebende Gattin, zu fragen nach dieſem und jenem,
Dann der rüſtige Großknecht, um für die Geſchäfte des Tages
Sich die Befehle zu hohlen; dann mein ſüßſchmeichelndes Wienchen,
Um zu warten der Puppen, der Niedlichen, welche ſie ſorgſam
Vor des Bruders zerſtörendem Grimm auf mein Zimmer geflüchtet,
Wo ſie mit Plato und Kant und Gibbon ſich friedlich betragen.
Doch es dauert nicht lange, ſo kömmt der zerſtöhrende Gottfried
Selber heraufgepoltert, und heiſchet das Buch mit den Hunden
Oder den theuren Borowsky (wie theuer, kümmert ihn wenig)
Oder die Reiſen zu Waſſer und zu Land mit den prächtigen Schlöſſern,
Porzellanenen Thürmen, und glozzenden Menſchengeſichtern.
Mächtig heiſcht er die Bücher, und Vater muß ſie ſchon geben.

Jene nun dahlt mit dem niedlichen Püppchen, und lullt es in Schlummer.
Dieser durchtobet das stiebende Buch, und: Vater, was ist das?
Fragt er bey jeglichem Blatt. Fürwahr da dichtets sich herrlich!
Immer noch such' ich zu fahen den oft entschlüpfenden Faden.
Siehe da tritt vor der ehrbaren Mutter mein züchtiges Julchen
Trippelnd herein, und zupfet den schreibenden Vater beym Ermel.
Nieder schau ich zu schmälen. Des Mägdleins rollendes Auge
Trift mir das Herz. Mir entsinket die Feder. Nicht länger mich haltend
Spring ich auf von dem wehenden Blatt, und drükke mit Inbrunst
Mein süßlallendes Kind an den schlagenden Busen. Hinunter
Stürmen nun Groß und Klein in den blüthenduftenden Garten.

Vieles wird hier geschmählt, wenn der kunstverständige Gärtner
Etwa die schwebende Nelke zu fest an das Stäbchen geschnüret,
Oder den Bux und den Tax mir zu unbarmherzig gestuzt hat;
Aber auch vieles gerühmt, wenn nun auf zierlichen Beeten
Prangend die Pflanzungen stehn, und schwellend in üppiger Fülle.

Höchlich erfreut mich der fröhliche Wuchs der ſüßen Laktuke,
Höchlich die wuchernde Möhr, und die hochaufrankende Erbſe,
Höchlich die brennende Blüthenguirlande der indiſchen Bohne.
Jedes Beet wird gemuſtert, und jede Pflanze beſchauet,
Jede Blume beäugelt, die etwa der freundliche Morgen
Oder die thauende Nacht erſchloß. Mit inniger Wonne
Häng' ich wohl ganze Minuten am Kelche der keuſchen Narciſſe,
Oder der eben aufbrechenden Roſe. Diß ruhige Leben,
Dieſe kindliche Stille, diß nimmerändernde Daſeyn,
Dieſe ewige Einheit mit ſich entlokket dem freyen
Aber der Freyheit nicht mächtigen Geiſt ein Seufzer der Wehmuth.

Aber mir naſchen die Kleinen indeß von des Stacheldornes
Halbgezeitigter Frucht, und von der Johannisbeerſtaude
Kaum erſt röthelnden Träubchen. Hinweg von den lokkenden Sträuchen
Führ' ich ſie eilends zur ſchwanken Wipp' im Schatten des Birnbaums,
Oder ſchleudre ſie hoch in die Luft in der ſchwebenden Schaukel.

Und nun flammet die Sonn in sengendem Mittag. Der Diener
Kommt und ladet zum ländlichen Mahle. Wir schmausen vertraulich
Von der köstlichen Milch der eigenen Kühe, vom Brode,
Das wir bauten auf eigener Flur, vom Gemüse des Gartens,
Und von des eigenen Teichs Karauschen. Es trinken die Kindlein
Von dem lebendigen Quell. Es trinket der schwächliche Vater,
Eingedenk der Vermahnung des heiligen Paul und des Arztes,
Wenige Gläser des röthlichen Medok. Der schelmische Gottfried
Lauschet genau auf die Neig' und schlürfet sie lüstern hinunter.

Eingenommen ist nun das Mahl. Die gesättigten Kindlein
Haben nachahmend die Hände gefaltet, und haben den Eltern
Eine gesegnete Mahlzeit gewünscht. Der schläfernde Vater,
Von der Schwüle des Tages erschöpft, und der geistigen Arbeit,
Wanket hinauf in sein einsam Gemach, im schwellenden Polster
Wenige stille Minuten zu ruhn. Um den ruhenden gaukeln
Leicht und luftig unzählige Bilder, gleich stöbernden Schlossen,

Wirbeln und tummeln sie bunt durcheinander, verschmelzen allmählich
In Ein grosses dämmerndes Ganzes. In süsser Betäubung
Sink ich zusammen, erwach' aus luftigem Schlummer, und fühle
Jeden Nerv gestrafft, und jede ermattete Fiber.

Heiter sez' ich mich dann zum schöngeformeten Schreibtisch,
Welchen zum lezten heiligen Christ mir mein Julius schenkte,
Sich erbarmend der Noth des geplagten Autors, den vormal
Auf dem engeren Pult, ein unentwirrbares Chaos,
Rechts und links die Papier umstarrten, seit Wochen und Monden
Uebereinandergeschichtet; dem rechts und links die Quartanten
Und die gewaltigen Foliobände, vom staubigen Estrich
Bis zum Kinn' ihm thürmend, die Luft und die Sonne verbauten,
Solcher Noth sich erbarmend verehrte der Schöne und Gute
Mir zum jüngsten heiligen Christ den staatlichen Schreibtisch,
Welchen, von ihm belehrt, der kunstverständige Schreiner
Tüchtig und zierlich erbaut und mit schimmerndem Weiß bemahlt hat.

Mit Auszügen iſt er verſehn, und unzählichen Fächern,
Mit geräumiger Platte zu faßen der Bücher wol funfzig,
Mit ſchiefliegender Schreibefläche, zur Schonung des Auges
Sorgſam mit grünem Tuche bekleidet. Zur Rechten und Linken
Thürmen auf künſtlich durchbrochnen Gerüſten die Globen von Akrell.
Drüber prangen im zierlichen Schreine Britanniens Weiſe,
Galliens Lehrer, und ihr, der heiligen Hellas Heroen.
Solche Männer im Auge, von ſolchem Muſtern entflammet,
Sez' ich mich heiteren Muthes, verſuche das Blatt zu vollenden,
Was ich am Morgen begann; und wenn es der Genius wehret,
Wähl' ich mir flugs ein andres Geſchäft. Denn hadern zu wollen
Mit dem Genius, frommt nicht. Er nahet und flieht nach Belieben.

Wieder vertief ich mich nun in die Freuden und Mühen der Arbeit,
Doch nur wenige Stunden. Denn ſchon den Weſten beſchreitend
Sendet die Sonne mir blendendes Licht, unerträgliche Gluthen
In das Gemach. Ihr wehret vergebens der wehende Vorhang.

Willig räum' ich der Wüthenden dann den dampfenden Wahlplatz,
Flüchte das Buch in der Hand in eine der Lauben des Gartens,
Unter dem fächernden Schirm der breiten Kastanien Wipfel,
Oder ins nordliche kühle Gemach, wo in schimmernden Reihen
Hangen die Weste, die Reynolds, die Raphael, Guido, Correggio,
Nachgebildet in sprödes Kupfer vom Griffel der Meister.

Aber schon toset vom morschen Thurme, den Jüngern der Fibel
Und des Valentin Heyn * willkommen die brummende Betglok.
Fröhlichen Muthes entwimmeln die Kleinen der schmoorenden Stube,
Nach dem Vesperbrod lüsternd, und nach der seeligen Freyheit.
Auch mein Töchterchen hüpfet herbey, bey Küsters Luise,
Hat sie genäht und gestrikt, und im Campe gelesen und Salzmann.
„Väterchen, ruft sie, das Wetter ist schön, auch wird es schon kühler;
„Wollen wir nicht ein wenig spazzieren fahren ans Wasser,
„Etwa nach Goor, oder Vite, oder nach der schönen Arkona?"

* Valentin Heyns Grundleger der Rechenkunst.

„Nicht nach Arkona, mein Kind. Arkona ist weit, und die Sonne
„Neiget mit Macht. Doch wollen wir fahren ans kühle Gestade."

Christian wird nun entboten, der rüstige Kutscher. Es wird ihm
Angedeutet, in Eil den grossen hollsteinischen Wagen
Anzuspannen. Nicht ungern gehorchet der rüstige Kutscher.
„Aber, so ruft noch dem Eilenden nach die sorgende Hausfrau,
„Aber bey Leibe nur nicht den scharrenden Rappen genommen
„Oder den brausenden Wittfoth! Die Thiere gebährden sich gräulich!"
Freundlich nikket der Schalk' und thut nach eignem Belieben.

Hurtig nun werden die Hüthe, die Mäntel, die Flore gesammelt.
Mütterchen hat noch vieles zu rüsten, der emsigen Köchin
Vieles noch auszugeben, dem durstenden Witte das Schlükchen
Zuzuspenden, dem flinken Georg, dem muthigen Buslaff,
Und dem vielerfindenden Jochen das Brod mit dem Schaafkäß.
Angesprengt kömmt Christel indeß, es stieben die Funken,
Und das schütternde Pflaster erdröhnt. Die sorgende Hausfrau

Reicht ihm den ſtärkenden Schluk, und die mächtige Butterſchnitte,
Vieles noch mahnend und flehend, doch ehrbar zu fahren und langſam.
Freundlich nikket der Schalk, und thut nach eignem Belieben.

Eingeſtiegen wird jezt. Im Hintergrunde des Wagens
Sizzen die liebenden Eltern. Auf wohlgepolſterter Ruhbank
Sizzen behaglich die Kleinen. Und nun fliegt praſſelnd und ſchmetternd
Chriſtian mit uns im Sturmwind dahin. Ein wakkerer Kutſcher
Muß ja zeigen den Leuten, daß er ſein Handwerk verſtehe.
Aengſtlich dukt an den Boden des Wagens die zitternde Mutter,
Aengſtlich ſchmiegt ſich Allwina an ſie. Dem ſchelmiſchen Gottfried
Lachet indeß im Leibe das Herz, und das liebliche Julchen
Nichts befahrend ergözt ſich am raſchen Schwunge der Räder.

Alſo ſtäuben wir hin durch die Gaſſe des ländlichen Flekkens
Wie im Gewitter. Es rollen zur Rechten und Linken die Häuſer
Hinter uns weg. Wir vermögen den freundlich nikkenden Nachbarn

Kaum den vertraulichen Gruß zu erwiedern. Es geht wie im Fluge,
Bis wir das Blachfeld draussen erreichen. Von nun an beliebt es,
Im behaglichen Trott uns ehrbarlich weiter zu führen.

Welche Wonne nunmehr zu schaun auf den wechselnden Fluren.
Des Getraides üppige Pracht, zu schauen der Gerste
Grünlich schimmernde Fluth, und den weislich wogenden Roggen,
Und den lichtblau blühenden Flachs, und die Fülle des Waizens!
Welche mächtigre Wonne, so bald wir die Höhe gewonnen
Anzuschauen des heiligen Meeres lebendige Bläue.
O du heiliges Meer, ein Emblem des Erhabenen, ein Spiegel
Unausschöpflicher Kraft und unauslöschlicher Milde!
Nimmer zu schauen vermag' ich dein majestätisches Ruhen,
Nimmer zu hören das Grollen der fernherwälzenden Fülle,
Ohne daß mir das Herz erschwillt, daß Schauder mich anwehn,
Und der Unendlichkeit Riesengefühl die Seele mir ausfüllt.

Rechts ab lenken wir nun aus der dörfergattenden Strasse

Rechts ab lenken wir nun aus der dörfergattenden Strasse
An das Gestade des heiligen Meers. Da thürmt schon der Vorzeit
Hehrer Ruin, das Hünenmahl, geründet aus Steinen,
Welche beschämen den Fels, auf welchen der eherne Zaar steht.
„Kindlein, steigen wir ab, und wandeln ein wenig." Behende
Werden die Kleinen vom Wagen gehoben. Wir wandeln am hohen
Ufer entlang, und schauen mit schauernder Wonn' in die Tiefe,
Schauen hinüber, o Jasmund, nach deinen Riesengestaden,
Klimmen sodann vorsichtig auf schmalen geschlängelten Pfade
Eine der Lithen * hinab zum kieselgepflasterten Meerstrand.
Höchlich ergözzet die Kleinen das schimmernde glatte Gerölle.
Sieh, wie sie sammeln die blankesten Kieseln, wie gierig! wie lüstern!
Nicht zu fassen vermögen die Schäzze die strozzenden Taschen.
Mütterchen sizt indeß auf einem gewaltigen Quarzblok
Welchen der wühlende Schnee dem mürben Gestad' entspühlte;

* Lithen, so nennen unsre Einwohner, und die Einwohner der Pyrenäen, eine Uferschlucht.

Während der Vater mit Hülfe des hohlgeschliffenen Glases
Mühsam späht nach des Steinreichs Wundern, nach deinen Gebilden,
Unergründliche Kraft, die du izt den Quarz und den Feldspath
Innigst zum Ganzen vereinst, und izt das gediegene Ganze
Launisch wieder zerreibest zum stiebenden Sande der Dünen;
Die du Länder bewölkst mit undurchdringlichen Wäldern
Dann den verschlemmten Wald verkohlest im Bette des Meeres;
Die du den fallenden Tropfen zum Stalaktiten verdichtest,
Und des Schaalthiers Gallert zum funkenstiebenden Kiesel;
Die du wölbest im Schoose der Berge krystallene Grotten,
Kunstreich dann den Basalt zu Rotunden thürmest und Domen;
Solcher Wunder denkend durchspäh' ich das bunte Geschiebe.
Manchen Zeugen ertapp ich des umgewälzten Planeten,
Manchen Fremdling, herein von den Antipoden gewandert,
Manchen Ruin aus des Erdballs Kindheit. Ich freue nicht minder
Meines Fundes mich, als meine Kleinen des Ihren.

Schneller schon eilet die Sonne hinab zu den westlichen Fluthen.
Und wir verlassen den Strand. Hinan das schroffe Gestade
Klimmen wir tiefaufstöhnend. — Am Saume des kreidigen Ufers
Sezzen wir uns ein Weilchen, und staunen die Fluthen hinüber,
Sehen auf breitem Gestein sich sonnen den zottigen Seehund,
Sehen das fröhliche Volk der Mäwen die Wogen beschiffen,
Sehen im leichten Kahne sich schaukeln den Fischer der Vitte,
Sehn an des Horizonts duftigen Saum manch weißliches Seegel.
Hurtiger eilet indeß die Sonne den Bogen hinunter.
Feuernd vor Ungeduld scharret der Rapp und wiehert der Adler.
Manches Pfeifchen bereits erlosch dem rüstigen Christel.
Izzund werden die Kiesel mit Fleiß in den Wagen gepakket,
Izzund die Kleinen. — Wir rollen dahin — Im Golde des Abends,
Siehe wie lodert die Fluth, wie brennen die hüglichten Dünen.

Bald vollbracht ist die fröhliche Fahrt. Der ländliche Flekken
Nimmt uns schon auf. Uns empfängt das vertraute Gehöffte. Gar freundlich

Harren unser an knarrendem Heck die fromme Sophie
Nebst dem flinken Georg, und dem lustigwedelnden Dachshund.
Siehe der Tisch ist gedekt. Das Mahl ist bereitet. Die Seeluft
Reizt die Begier. Wie mundet den Heimgekomnen die Nachtkost,
Wie den Kleinen die köstliche Milch, dem Vater der Spargel
Nebst dem geräucherten Lachs, den ihm die Vitter verehrten.

Nun ist die Sonne zu Gott gegangen. Die wirbelnden Vögel
Gingen zu Neste, zu Neste die jüngsten und zärtesten Kindlein.
Julie ligt schon die Holde, und schlummert im schwebenden Bettchen.
Niedergebeugt hat des Schlafes Gewalt den wakkeren Gottfried
Auf den Polstern des Sopha. Noch sizt in der Kühle des Abends
Meine Allwine bey mir und plaudert von diesem und jenem.
„Vätterchen, spricht sie, die Milch ist geseihet, gesahnt sind die Schaalen.
„Mutter ist fertig. Wie wenn wir izt noch ein wenig spazzierten
„Zwischen den Häusern des Dorfs. Es spazziert sich so traulich im Dunklen."
Und wir thun ihr den Willen. Den doppelbeschatteten Kirchhof

Wallen wir schauernd entlang. Es thauet der Rasen der Gräber.

Ueber den tükkischen Rost wird sorglich die Kleine gehoben.

Und nun wandern wir auf und ab in den Gaßen des Flekkens

Mancher ehrliche Nachbar, der treulich die Schweisse des Tags trug,

Sizt in der Thür, und freut sich des Pfeifchens, und freut sich der Kleinen,

Welche rastloß noch schnellen den Ball, und jagen den Dritten.

Rechts und links wird jeder gar freundlich gegrüsset. Mit jedem

Wird zur Rechten und Linken ein freundliches Wörtchen gegrüsset.

Manche friedliche Schwell wird beschritten. Die schlummernden Kindlein

Werden beschauet und höchlich gelobet. Des winzigen Gärtchens

Pflanzungen werden besehn, und über die Massen gerühmet.

Aber wenn brauner nun werden die Schatten, und stiller die Hütten,

Wenn die schmälende Mutter die tummelnden Kleinen nun heimruft,

Und nach erloschenem Pfeifchen der schläfernde Vater ins Haus wankt;

Gerne sizzen wir dann an dem Weiher des Dorfs auf den Blökken,

Welche der emsige Wagner zu Axen und Felgen zersägte,

Sehen den Himmel sich spiegeln im stillen Wasser des Teiches,
Sehen die Lampen erlöschen, vernehmen das Lullen der Mütter,
Und den klagenden Abendgesang der einsamen Wittwe.
Dunkler wird es, und stiller um uns, und stiller im Busen.
Endlich beginnt es Allwinen zu grauen. „Es wird schon so dunkel.
„Väterchen, gehen wir bald!" Wir thun ihr den Willen, und gehen.
„Väterchen, Siehe es brennt!" ruft Wine, indem wir des Kirchhofs
Düstre Schatten beschreiten — und siehe der heilige Vollmond
Wallt, eine lodernde Welt, aus dem Osten herauf, und Geflitter
Sendet er durch das säuselnde Laub der Esp' und der Pappel.

Stiller noch wird es um uns, und stiller im Busen. Wir wallen
Zögernden Schrittes zurük in unsre friedliche Wohnung.
Hier herrscht feyrliche Ruh, und leise schauerndes Dunkel
Ausgestorben ist jedes Gemach. Auf der Flur, auf dem Vorsprung,
Rings auf dem räumigen Hof und draussen auf Feldern und Weiden
Waltet die heilige Nacht. Bey der Lampe wankenden Schimmer

Legt Allwine sich schlaffen. Es legt sich die sorgende Hausfrau
Von der Schwüle des Tages erschöpft, und den Lasten der Wirthschaft.

Aber ich wandle noch lang' in den Schattengängen des Gartens,
Während der Mond die Bäume versilbert, und fern aus dem Westen
Einer Vergangenheit gleich, das Spatroth blasser heraufstrahlt.
Dann umschatten mich ernste Gedanken; Gedanken der Tage
Welche dahin sind, Gedanken der längst verblüheten Jugend.
Sehnend gedenk ich der Guten, die fern aus dem Süd und dem Osten
Nach dem Geliebten die Arm ausstrekken; ich denke der Edlen,
Deren Gräber der Mond versilbert. Dein denk ich vor allen
Treffliche Ida, und dein zunächst, holdselige Rosa.
Edle reine unschuldige Seelen! Ihr Seelen mit Thränen
Und mit Träumen und Flügeln — mit Flügeln, die ach! nur zu frühe,
Viel zu frühe zurük euch trugen zur besseren Heymath.
Ich gedenke, der Zeit, der nahen vielleicht! wo ich selber
Lieg' und schlafe den eisernen Schlaf, wo die liebende Gattin

Schluchzend des Schläfers Hügel besucht, wo meine Allwina
Jammernd dem Vater ruft, dem nieerwachenden Vater!
Während bestürzt die Unmündigen da stehn, wenig es ahnend
Was dem Schwesterchen sey, und der händeringenden Mutter.
Dieses bedenkend durchwandl' ich des Gartens schattige Gänge
Dunkler werden die Schatten um mich. Wie Gräbergedüfte
Wehn mich an die Gerüche des blühenden Flieders. Des Rohrspaz
Dumpfes Rufen gemahnt mich wie Todten-Geläute; bis etwa
Sich der thränende Blik erhebt zum ewigen Himmel,
Bis mit der Nacht entschleyertem Glanz, mit dem Schimmer der Sterne
Mit des Arkturus röthlichem Licht, mit dem Funkeln der Wega
Strahlend in mir der Gedank erwacht, das hohe Bewußtseyn:
Daß wir sind, um ewig zu seyn! — Gestärkt und getröstet
Wandl' ich nun heim auf mein einsam Gemach. Die Wolke des Schlummers
Wallet hernieder und schließt mir leise säuselnd die Augen.

Also verfließt mir das Leben in dieser äussersten Thule.

Alſo vergleiten in reinen Genüſſen und ſeligen Mühen
Mir die Stunden des Tags, und des Abends einſame Stunden.

Fliehet ihr Horen dahin! und müſſe der Fliehenden keine
In den Buſen mir weinend drükken den Stachel der Reue!

Fliehet ihr Horen dahin! und müſſe die jüngſte, die ſchönſte
Engelhold und bräutlich geſchmükt mit duftender Palme
Kühlung dem Scheidenden wehn, und lächelnd die Augen ihm ſchlieſſen!

III.

Theoderich, König der Ostgothen.

Ein Bote, welcher in Theodemirs Lager in der Nähe von Wien kam, um eine gute Kunde zu bringen, fand hier alles voll Freude, denn der Heerführer war kaum von seinem liebsten Kebsweibe Erelieva mit einem Knaben beschenkt worden, welchen er Theoderich nannte. In keiner schönern Stunde konnte er die Nachricht vernehmen, daß die Hunnen, welche sich unvermuthet unter der Anführung von Attilas Söhnen auf seinen Bruder Walamir geworfen hätten, von diesem tapfer wären zurückgeschlagen worden. Dieser Sieg sicherte die Unabhängigkeit der Ostgothen von der hunnischen Herrschaft, welcher sie sich bald nach Attilas Tode entzogen hatten. In den fruchtbaren, wenn gleich verheerten Gefilden Pannoniens lebten sie jetzt mit Bewilligung des griechischen Hofes, drei Brüder aus dem alten Heldenstamme der Amalen, Widemir, Walamir und Theodemir genannt, leiteten die Nation durch ihre gemeinschaftlichen Rathschläge, wiewohl

sie sich in dem weiten Strich Landes von Surmium bis Wien getheilt hatten. *

Ein anderer Schwarm von Ostgothen hatte sich in Thracien niedergelassen, und ihr Anführer Theoderich, der Sohn des Triarius, stand in grossem Ansehen beim kaiserlichen Hofe, von welchem er jährlich ein bestimmtes Geld erhielt. Die amalischen Brüder wollten gleiche Vortheile geniessen, und fielen daher plötzlich in Illyrien ein. Dadurch hatten sie den Griechen gezeigt, was sie vermochten. Kaiser Leo schloß einen Bund mit ihnen, und versprach einen jährlichen Sold. Zur Geissel für die Treue der Gothen sollte Theodemir seinen Theoderich hingeben. Er stand und zauderte, und gab ihn endlich hin auf die dringenden Bitten seines Bruders Walamir.

Als ein siebenjähriger Knabe kam Theoderich nach Konstantinopel, und schon seine Schönheit gewann ihm die Herzen der Griechen, welche auch politische Gründe genug hatten, ihn mit Liebe zu behandeln. Die Künste des Kriegs lernte er mit ausgezeichnetem Glück, er besuchte die Schulen der vornehmsten Meister: und wiewohl ihm selbst die ersten Anfangsgründe aller literärischen Bildung unbekannt blieben, so erhielt doch seine Seele durch die Eindrücke der Erziehung eine gewisse Achtung gegen wissenschaftliche Kultur, welche grossen Einfluß auf seine nachherige Regierung geäussert hat. Der Anblick der

* Jornandes de rebus Geticis. c. LII. in Grotii historia Gothorum. Amstel. 1655. p. 689, 90. — Priscus p. 74. A.

Griechen mußte ihn früh auf den Gedanken bringen, welcher späterhin seine Maxime ward, daß nehmlich alle wissenschaftliche Kultur, so nützlich sie im Staat seyn möchte, der Tapferkeit nachtheilig und daher eines Gothen unwürdig sei. *

Unterdessen Theoderich in Konstantinopel lebte, kam sein Oheim Walamir in einem Treffen um, und sein Vater Theodemir erhielt nun bei den gemeinschaftlichen Unternehmungen die Hauptanführung. Als dieser einst von einem siegreichen Zug über die gefrorne Donau in das Land

* Jornandes l. c. — Procopii Gothicae hist. l. I. ap. Grotium p. 144. — Als König von Italien mußte sich Theoderich ein Goldblech machen lassen, worin die vier ersten Buchstaben seines Nahmens durchschnitten waren, so daß er innerhalb der Zwischenräume seine Züge machen konnte, wenn er ein Edikt unterschreiben sollte. Mit Unrecht werden Ennodius und Theophanes von Gibbon (chap. XXXIX. not. 3.) beschuldigt, daß sie den König auch in Hinsicht auf seine wissenschaftliche Bildung gepriesen haben: beide sagen nichts, als daß er die Wissenschaften begünstigt habe, und dies that er in einem hohen Grade in Vergleichung mit den übrigen barbarischen Herrschern in Italien. Ennodii episcopi Ticinensis Panegyricus dictus regi Theodorico; ad calcem Vitae Theodorici autore Cochlaeo et opera Johannis Peringsköld. Stockhol. 1699. 4. p. 226. — Theophanis chronographia. Paris. 1655. fol. p. 112. — Excerpta de Theodorico etc. ad calcem Ammiani Marcellini. Paris. 1681. fol. p. 669.

der Schwaben und Allemannen zurückkehrte, fand er seinen Sohn, welchen Kaiser Leo mit grossen Geschenken ihm wieder gesandt hatte. Die schöne und hohe, fast riesenmäßige Gestalt des Jünglings, sein Geschick in den Künsten des Kriegs und die Milde seines Geistes machten ihn zum Liebling der Gothen. Fast sechstausend der tapfersten Männer gesellten sich bald zu ihm, daß er ohne Wissen seines Vaters auf ein Abentheuer ausgehen konnte. Er zog an der Donau hinab in die Heimath des sarmatischen Königs Babai, welcher durch einen Sieg über ein römisches Heer furchtbar und trotzig geworden war. Er überfiel und erschlug ihn, und kehrte mit Beute beladen zu seinem Vater zurück. Bald darauf nahm er auch den Sarmaten Singidunum oder Belgrad ab, und erweiterte das Gebiet seines Stammes bis an den Einfluß der Sau in die Donau. *

Nicht lange nachher zog Widemir mit einer Schaar von Ostgothen nach Italien, und seine Begleiter verloren sich nach seinem frühzeitigen Tode unter den Westgothen in Gallien. Auch Theodemir starb bald, nachdem er dem griechischen Reich noch eine Provinz abgenommen hatte, und sein Sohn war nun der einzige Anführer des Stammes, welcher von dem Heldengeschlecht der Amalen sich beherrschen ließ. Gewaltige Kriege, durch welche der Kaiserthron wankte, konnten nun sogleich dem König der Ostgothen Gelegenheit geben, eine wichtige Rolle im griechischen Reiche zu spielen. Kaiser Zeno, welcher vorzüg-

* Jornandes c. LV. p. 694.

lich durch ihn zuletzt den Thron behauptete, überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen und Geschenken, mehr aus Furcht vor den großen Eigenschaften des Barbaren, als aus Zuneigung zu ihm, dessen sein niedriger Charakter nicht fähig war. Theoderich erhielt sogar die Konsulnwürde (für das Jahr 484). Sein hoher, freier Sinn berechtigte ihn vor allen, diesen Schmuck zu tragen, der von den Zeiten der alten römischen Freiheit noch übrig war. Selten war auch ein Anführer von germanischen Horden so dankbar und beständig gegen die Griechen, wie er, wenn gleich theils die Denkart derselben, theils der ungezähmte Geist seines Volks ihn bisweilen zwangen, seinen Speer gegen das griechische Reich selbst zu kehren, und die Flamme in einem Lande, welchem er diente, wüthen zu lassen. In einem Zeitpunkt der Art bedrohte er sogar Konstantinopel selbst; aber der Anblick der Stadt, welche ihm durch so manche Eindrücke der Jugend werth geworden war, wirkte so auf ihn, daß er ohne eine feindselige Handlung gegen sie zurückkehrte. Nur kriegerische Züge für die Griechen, von welchen er nie geruht hätte, wären ein Mittel gewesen, ihn in ununterbrochener Treue zu erhalten. Aber wie konnte er in der üppigen Muße des Hofes, wie sein Volk in der trägen Ruhe des Lagers, aus welcher es öfters selbst durch Mangel getrieben wurde, lange verharren? Wann ihn dieses auf der einen Seite zum Schutz, zur Anführung aufrief, und auf der andern der griechische Hof ihm die bittersten Vorwürfe wegen seiner Verrätherei und Habsucht machte, dann versank er

bisweilen in schwermüthige Gedanken, und wünschte an den Gränzen von Scythien im Frieden und ohne Ruhm voll Gehorsam seine Tage zu verleben. Nur wenn die Flamme seines Geistes durch Stürme aufwärts getrieben ward, konnte er glücklich seyn, und er schmeichelte sich, in einer völligen Stille werde er das Glück seines Lebens finden. *

Bei einer solchen Seelenstimmung des Helden und bei der Eifersucht, die schon lange zwischen den Gothen der Amalen und denjenigen geherrscht hatte, welche Theoderich, der Sohn des Triarius leitete, mußte es der griechischen Argliſt leicht werden, ihn zu einem Zuge gegen diese letzten zu bereden, welche bei den bürgerlichen Unruhen gegen Zeno Dienste gethan hatten. Man hofte, die gothischen Stämme sollten sich untereinander zu Grunde richten.

Nach den heiligsten Versicherungen, daß er einen hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln vor seiner Ankunft bei Hadrianopel erhalten werde, nebst einer Verstärkung von achttausend Mann Reiterei und dreissigtausend Fußvölkern, brach Theoderich auf. Bei dem Eintritt in Thracien fand er sich in einer wüsten Einöde, zwischen den Felsen und Abgründen des Bergs Sondis von seinen Wegweisern verrathen. Hier war es, wo ihn der Sohn des Triarius überraschte und angriff. Doch mehr als jeder Angriff an diesem gefahrvollen Ort bekümmerten ihn die Worte desselben, welche er von einer nahen Anhöhe ihm

* Jornandes c. LVII. p. 696. — Theophan. chron. p. 113.

zurief. Er nannte ihn einen Meineidigen, einen thörigten Knaben, den Verräther seines Volks, welcher die Argliſt der Griechen nicht kenne und das Ziel ihrer Rathſchläge nicht ſehe. „Wißt ihr denn nicht," rief er, „daß dieſe immer den Rath hochachteten, die Gothen durch ihr eignes Schwert ſich wechſelsweiſe vertilgen zu laſſen? Ahnet es euch nicht, daß der Sieger in dieſem unnatürlichen Kampf ihrer unverſöhnlichen Rache wird hingegeben, mit Recht wird hingeopfert werden? Wo ſind dieſe Krieger, meine Verwandten, und deine eignen, Theoderich, deren Witwen nun wehklagen, daß ihr Leben ein Raub deines blinden Ehrgeizes wurde? Wo iſt die Habe geblieben, welche deine Krieger beſaſſen, ehe ſie von der väterlichen Heimath hinweg unter deine Fahnen gelockt wurden? Da gehorſamten drei oder vier Roſſe auf den Ruf eines jeden von ihnen, nun folgen ſie dir gleich Sklaven zu Fuß durch die Wüſten von Thracien, verführt von dem Wahn, daß ſie Berge von Gold erobern würden; und wehe, daß dieſe Männer einſt frei und edel waren, wie du ſelbſt!"

Mochte dieſe ganze Rede dem Sohn des Triarius von ſeiner Schlauheit, denn ihn ſelbſt trafen alle Vorwürfe, die er dem Helden machte, oder von ſeinem Herzen eingegeben ſeyn, ſie erregte das Geſchrei des Unmuths im Lager der Amalen. Das Andenken an die Väter und die Heimath durchſtürmte die rauhe Bruſt der Gothen und beide Heere lagen ſich einander in den Armen. Die Nothwendigkeit und ſein Herz riſſen auch den Sohn Theodemirs

zu den Umarmungen hin, Die griechische Argliſt veranlaßte einen Triumph der deutschen Liebe, und die thraciſchen Klüfte hallten von dem Bundesgeſchrei derſelben Menſchen wieder, welche kamen, um ſie mit dem Schlachtruf gegen einander, mit dem Winſeln der Sterbenden und ihrem Blut zu erfüllen. *

Vielleicht hätten die Gothen vereint ihre Waffen gegen die Griechen gerichtet, wenn ſie bei einer ſolchen Unternehmung auſſer der Beute, welche ſie machten, auſſer dem höhern Sold, welchen ſie erzwangen, im Ganzen nicht mehr hätten verlieren als gewinnen müſſen. Wo ſie lebten, ward immer eine Einöde. Daß eine Regierung beſtand, unter welcher der Boden kultivirt und Handel getrieben ward, die ihnen aber, ſobald ſie wollte, alles preiß geben mußte, war für ſie ein wahres Bedürfniß. Auch ließ ſich nicht erwarten, daß ſie im Orient ſelbſt einen Staat hätten ſtiften ſollen, wo unter ihrer Herrſchaft, wie nachher in Italien, die Künſte des Friedens fortgeblüht hätten, denn theils war es für barbariſche Horden nicht ſo leicht möglich, in der Nähe der Kaiſerſtadt ſelbſt und mehr beim Mittelpunkt der Regierung auf längere Zeit den Meiſter zu ſpielen, theils ſcheinen die Eigenſchaften der Germanen nur auf die Natur der occidentaliſchen Länder berechnet geweſen zu ſeyn. In dieſen erhielten ſich ihre Staaten vornemlich durch das Band, welches Gleich-

* Excerpta de legationibus. Paris. 1648. fol. pag. 78—97. Marcellini chronicon in Scalig. theſ. temp. P. II. p. 34—57.

heit der Denkart und der bürgerlichen Einrichtungen zwischen ihnen einmal geschlungen hatte, und wilde Eifersucht nie ganz zerreissen konnte. Ein isolirter germanischer Staat würde leicht die Beute des griechischen Kaiserthums geworden seyn.

Nur den Sohn des Triarius erblicken wir bald nach jenem Schauspiel im Kriege mit den Griechen, aber sein plötzlicher Tod machte demselben schnell ein Ende. Als er eines Tages auf ein wildes Pferd gesprungen war, und es noch nicht in seine Gewalt bekommen hatte, trug es ihn gegen den Speer, welchen er vor seinem Zelte aufgehängt hatte, trieb ihm die Spitze desselben in die Seite. Er starb nach wenigen Tagen. *

Sein Tod war entscheidend für das Schicksal des amalischen Stammes, theils weil unter dem Sohn Theodemirs sich nun beide Stämme vereinigten, theils weil das ganze Verhältniß des letzten zu dem griechischen Reich sich nun änderte. Bisher hatte dieses seine Sicherheit in der Eifersucht der Ostgothen gegen einander gefunden; nun ward es von der ganzen Macht derselben ohne Gegengewicht gedruckt. Theoderich sah recht wohl, wie ihn der Argwohn der Griechen auf allen Seiten mit Fallstricken umgab, und eben so wenig entgieng ihm der Unmuth seines Volks, daß es in rauhen Gefilden umher irrte, unterdeß er in der wollüstigen Ruhe des Hofes seine Tage verträumte. Er schaute nach einer großen Unternehmung umher, welche

* Evagrii Scholast. eccles. histor. L. III, 25. Mogunt. 1679. fol. p. 354. 55.

dem Drange seines Geistes entspräche und ihn der gefahrvollen Gegenwart entrisse: er warf seinen Blick auf das schöne Italien, wo kaum das abendländische Kaiserthum sein Ende erreicht und ein deutscher Heerführer Odoacer, wahrscheinlich vom Stamm der Rugen, sich der Herrschaft bemächtigt hatte. „Soll denn Hesperien, sprach er zum Kaiser Zeno, soll denn jene Stadt, einst die Beherrscherin der Welt, nun durch die Tyrannei der Rugen zerrissen, der Senat durch einen Fremdling, welchen du nicht kennst, zerfleischt werden? Sende mich dahin mit meinem Volk. Dann drückt dich der Sold nicht, welchen du uns hier entrichtest, und bin ich dort siegreich gewesen, so will ich Hesperien als ein Geschenk von dir besitzen!"

Der Kaiser horchte gern auf einen solchen Antrag; die Gothen vernahmen ihn mit lautem Beyfall. Das ganze wilde Volk stund auf und begann im tiefen Winter einen Zug von beynahe anderthalbhundert Meilen (489). Weiber und Kinder und Greise wurden nebst der kostbarern Habe auf Wagen geführt, von welchen zweitausend in einem einzigen Treffen verloren gingen; die Heerden zogen mit, und nährten ihre Besitzer; wenn sie und der gesammelte Vorrath an Lebensmitteln nicht mehr hinreichten zur Nahrung, so ward das Wild in den Wäldern verfolgt, oder von den Völkern, zu welchen man kam, Unterhalt erfleht und erkämpft. So zog Theoderich mit seinem Volke nach Epirus hinab, um nach Italien hinüberzuschiffen; weil es aber an Fahrzeugen fehlte, mußte er sich entschliessen, nördlich durch verödete Gegenden zu ziehen und

die Alpen zu ersteigen. Manche wilde Völker warfen sich ihm blos aus Kampflust entgegen, andere von Odoacer aufgefodert. Aber nur ein einzigesmal schienen seine Klugheit und Tapferkeit die Gothen nicht mehr vom Verderben retten zu können. Als sie an das Land der Gepiden kamen, war alle Hofnung verschwunden, einer unvermeidlichen Hungersnoth auf eine andere Weise, als durch die Hülfe derselben begegnen zu können. Eine Gesandschaft an sie bat um Lebensmittel und freyen Durchzug; die Antwort brachte ein gepidisches Heer, das mit drohenden Mienen und dem Feldgeschrei an dem hohen, durch übereinander aufsteigende Mauern befestigten Ufer des reissenden Flusses Ulka erschien; am niedern jenseitigen Ufer standen die Gothen vor Hunger entkräftet und muthlos. Mit Verzweiflung begannen sie den Angriff; die aber vom Strom nicht weggerissen wurden, sanken sogleich unter den Pfeilen und Schwertern des Feindes. „Wer eine Bahn durch die feindliche Schlachtordnung haben will, rief Theoderich, der folge mir! nicht für die Menge ist der Preiß der Tapferkeit, nur wenige entscheiden das Kriegsglück; der Genuß desselben kommt vielen zu Gute. Nach meinen Thaten werde euer Muth geachtet; ihrentwegen sollt Ihr jauchzen. Wohlauf, hebt die Fahnen hoch neben mir empor: ich will keinem verborgen bleiben!" Dann foderte der König einen Becher und trank zur Weihe des Sieges, und flog mit verhängtem Zügel gegen den Feind. Die Gepiden wankten bei diesem Anblik, die Gothen setzten ihrem Heerführer nach, und nur die einbre-

chende Finsterniß der Nacht, rettete den flüchtigen Feind von einem gänzlichen Untergange. *

Ueber die Julischen Alpen zogen die Gothen nach Italien hinab und fanden Odoacer mit einem mächtigen Heer am Fluß Isapo gelagert, nicht weit von Aquilea: und schon die Wahl dieser Stellung zeigte, daß es ihm nicht an Feldherrntalenten fehlte. Allein der Sturm der gothischen Horden, die nach einem solchen Zuge auf die schönen venetischen Gefilde sich stürzten, war unwiderstehlich. Siegreich verfolgten sie den geschlagnen Feind und eroberten das Land bis Verona, wo er sich ihnen zum zweitenmal, und mit verstärkter Macht entgegensetzte. An der Etsch hatte er eine Stellung genommen, welche sich gegen jeden Angriff behaupten ließ, und ihn gegen eine förmliche Schlacht schützte. Theoderich entdeckte an einem Abend das weite Lager desselben mit zahllosen Feuern, es glich in der Entfernung einem Himmel voll Sterne, und beschloß, sogleich am folgenden Morgen einen entscheidenden Angriff zu wagen. Er wußte es, wie heiß der Kampf seyn werde, als der Morgen zu dämmern anfieng, und der schmetternde Klang der Trompeten in sein Zelt drang, wo er sich die Rüstung anlegte. Seine Mutter Erelieva und seine Schwester kamen ängstlich zu ihm. ** Zwar

* Jornand. c. LVII. p. 696. 97. — Procop. p. 140. — Ennod. p. 211. 12. — Excerpta de Theod. p. 664.

** Sie kamen in sein Zelt, er gieng nicht vor der Schlacht in das ihrige, wie Gibbon unrichtig erzählt. (Basl. ed.

besaß jene ganz den hohen Geist der germanischen Weiber, sie war es, welche eines Tages, da ihr grosser Sohn selbst in einer blutigen Schlacht von den Fliehenden mit fortgerissen ward, ihnen vor dem Lager entgegen trat, und sie durch ihre Vorwürfe zu den Schwertern der Feinde zurücktrieb; aber an diesem Morgen mußte er ihr Muth zusprechen. „Das Bild meines Vaters steht vor meinen Augen, sagte er. Wurde er doch nie zum Spotte des Glücks in einer Schlacht, denn er erzwang sich durch seine Tapferkeit ein gutes Ende derselben. Bringt mir nun das Gewand, von euren Händen gearbeitet, euer schönes Gewebe; zu diesem Kampf muß ich geschmückter gehen, als sonst zum Feste!"

Durch ihn, durch seine Klugheit, seinen Muth, ward der Angriff ganz zum Vortheil der Gothen entschieden, und Odoacer entfloh in das feste Ravenna. Zwei Dinge waren es, welchen Theodemirs Sohn, ausser seinem Verdienste, seine Siege verdankte. Er stand allein an der Spitze eines ganzen Volks; die Heere seines Gegners waren zusammengesetzt aus den Ueberbleibseln von mehrern germanischen Völkern, die im Solde der Römer gewesen waren, und deren Anführer sich selbst den königlichen Titel beylegten: seine Gothen waren verlohren, wenn sie

L. VII. p. 13.) Es ist hier nicht der Ort zu zeigen, wie bedeutend eine solche kleine Unrichtigkeit in Hinsicht auf das Verhältniß zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht bei den germanischen Völkern wird.

aus Italien zurückgetrieben wurden, und mußten daher in dem Streit über dasselbe für alles kämpfen, was ihnen werth war; den alten Bewohnern Italiens hingegen lag gar nichts, den germanischen Schwärmen unter Odoacer wenig daran, ob dieser oder sein Gegner herrschte.

Ein grosser Theil der feindlichen Krieger ging auch zu den Gothen über, welche im Lager bey Mailand standen. Doch wurde die Verrätherei eines ihrer vornehmsten Anführer, der mit ihnen übergegangen war, nachher Ursache, daß Theoderich die Oberhand in Italien wieder verlor, und erst nach erhaltener Hülfe von den Westgothen in Gallien, nach einem dritten Sieg über Odoacer, diesen wiederum in Ravenna einschliessen konnte. Fast drei Jahre hindurch mußte er ihn hier belagern, unterdeß ihn ganz Italien schon als Herrscher anerkannte, die Vandalen ihm Sicilien völlig überliessen, und er vom römischen Senat und Volk als ihr Befreier empfangen wurde. *

Als endlich eine Hungersnoth in Ravenna ausbrach, zwangen Odoacers Krieger ihren Anführer, auf einen Vergleich mit Theoderich zu denken, und der Bischof der Stadt ward der Friedensvermittler. Persönliche Sicherheit versprach der Held der Ostgothen seinem Gegner gewiß, vielleicht auch einigen Antheil an der Regierung; beide wollten wenigstens in Ravenna mit einem gleichen Rang und mit gleichen Rechten leben. Eine Zeitlang wurde der Vergleich von beiden treu gehalten; aber Odoacer konnte

* Ennod. 214—17. — Excerpta de Theod. p. 664. 65.

noch weniger die verlorne Macht vergessen, als Theoderich es dulden, daß der Rest der Herrschaft, welchen jener noch besaß, einen Schatten über seinen neuen Glanz verbreitete. Auch brach der Fürst der Rugen zuerst den Frieden. Er umgab den Anführer der Ostgothen mit hinterlistigen Anschlägen, und ward von diesem, sobald sie entdeckt waren, zum Mahle geladen, wo die strafende Rache ausgeübt werden sollte. Theoderich stieß ihn mit eigner Hand nieder. * Der Sohn und die vornehmsten Krieger

* Daß Odoacer von Theoderich selbst getödtet wurde, ist gewiß und Gibbon brauchte es nicht zu bezweifeln, da alle die Geschichtschreiber, welche als Quellen hier gelten können, es versichern. Einer der besten von ihnen setzt ausdrücklich hinzu, daß der Ostgothe den Verräther mit eigner Hand niedergestossen habe. Excerpta de Theod. p. 665. Auch war dies eine Handlung, deren sich unter solchen Umständen der edelste Deutsche jener Zeit nicht würde geschämt haben, zumal da uns nichts zu dem Verdachte berechtigt, daß Odoacer wehrlos, und hinterlistig getödtet sei. Selbst der nachtheiligste Ausdruck für Theoderich, dessen sich ein Schriftsteller bedient, nehmlich Marcellin, ein griechischer Unterthan, Odoacer perjuriis illectus interfectusque est, kann doch weiter nichts heissen, als daß diesem das Versprechen der persönlichen Sicherheit nicht gehalten wurde; und der Grund davon war seine eigne Verrätherei.

Bei jenem Zweifel Gibbons fällt es dann um so mehr auf, daß er unmittelbar nachher unkritisch wird, um uns

des unglücklichen Königs wurden darauf verfolgt und so viel möglich mit ihren Familien ausgerottet.

auf den Glauben zu bringen, jene Verrätherei, deren Odoacer beschuldigt wurde, sei nur die Erfindung seines Gegners gewesen. Er findet einen hinlänglichen Beweis für eine solche Beschuldigung gegen Theoderich in dem Umstande, daß der kaum geschloßne Vergleich viel zu vortheilhaft für die schwächere Parthie gewesen sei, als daß sie ihn leichtsinnig würde verletzt, und die stärkere ihn treulich würde gehalten haben. Ohne hier zu erinnern, daß beim Ueberhandnehmen von solchen historischen Beweisen auch die reinste Tugend sich nicht gegen Verunglimpfungen schützen liesse, muß man sogleich bemerken, daß höchstwahrscheinlich der geschloßne Vertrag keineswegs vortheilhaft für Odoacer war. Alles, was wir davon wissen, beruht auf der Aeusserung, daß Theoderich versprach, das Blut seines Gegners nicht zu vergiessen, und denselben zu Ravenna mit gleichem Recht, als er besitzen würde, seine Befehle geben zu lassen. An eine zwischen ihnen getheilte Herrschaft über Italien war gar nicht zu denken. Theoderichs Macht stand damals schon in ihrer schönsten Blüthe und Odoacers eigne Krieger hatten wegen einer Hungersnoth ihn zu einem friedlichen Vergleich gezwungen; um Schonung, um Verzeihung mußte er bitten. Wenn auch ein Geschichtschreiber sich etwas unbestimmt über die Verrätherei des letzten ausdrückt: so geht die ganze Unbestimmtheit doch nur darauf hinaus, daß ihm kein andrer Beweis, als die Versicherung des ostgothischen Hofes, zu Gebote stehe. Procop. 141. — Jornand. c. LVII. p. 698. — Ennod. p. 217. 18.

(Die Fortsetzung folgt.)

Πλουταρχου του χαιρωνεως τα ηθικα *Plutarchi* Chaeronensis *Moralia*, id est, Opera exceptis vitis reliqua. Ex recensione c. animadv. et indicibus *G. Wyttenbachii.* Opera *I. G. Hutten.* T. Imus 8 maj. Tubing. impens. I. G. Cottae. à 1 Rthlr. 8 gr. sächs.

Wyttenbachs Ausgabe der moralischen Werke Plutarchs ist schon längst mit Sehnsucht erwartet worden; 2 QuartBände sind nun davon erschienen, aber für einen Preis, der manchem zu hoch seyn möchte. Wir glauben daher durch unsre HandAusgabe (wovon 3 Bände dasjenige liefern, was in 2 QuartBänden der englischen Ausgabe enthalten ist) den Wünschen manches Liebhabers der griechischen Litteratur zu entsprechen, da wir versichern dörfen, daß in unsrer Ausgabe nicht nur alles, was die Wyttenbachische zur Berichtigung des Plutarchischen Textes darbietet, mit aller nur zu erwartenden Treue und Sorgfalt benuzt worden, folglich die Besizer unserer Ausgabe nichts vermissen können, was die Wyttenbachische je vorzügliches haben mag, sondern daß Herr Rektor Hutten noch dabei alles dasjenige geleistet hat, was sich von einem Manne erwarten läßt, der Plutarchs Biographien mit vielem Beifall herausgegeben hat. Wir können uns hierüber auf das geltende Zeugniß des Göttinger Veterans in der alten Litteratur berufen, und wir dörfen hoffen, daß, je mehr von kompetenten Richtern oder Kennern unsere Ausgabe geprüft wird, diß Zeugniß um so mehr allgemeine Bestätigung finden werde.

Der angezeigte Preis von 30 MedianBogen für 1 Rthlr. 8 gr. wird bei der Correctheit und der typographischen Niedlichkeit unsrer Ausgabe gewis jedem sehr mässig vorkommen, da man dasjenige für etliche Thaler in unsrer Ausgabe erhält, was in der englischen eben so viel Guineen kostet. — Wer Exemplarien auf Schreibpapier verlangt, kann diese für 1 Rthlr. 12 gr. haben.

Auch sind wir erbötig denjenigen, welche sich noch die gesammte Werke Plutarchs, wovon die Biographien in 6 Bänden bei uns erschienen sind, anschaffen wollen, diese so wie die moralische Werke für 1 Rthlr. sächs. den Band franco Leipzig gegen freie Einsendung der Bezalung zu erlassen.

Der zweite Band der moralischen Werke Plutarchs erscheint in wenigen Wochen, dem der dritte noch im laufenden Jahr nachfolgen wird.

Tübingen, im Mai 1796.

J. G. Cottaische Buchhandlung.

In lezter JubilateMesse ist im Verlage Heinrich Geßners, Buchhändlers in Zürich, erschienen, und in Commission bey dem Buchhändler P. P. Wolf in Leipzig und überhaupt in allen guten Buchhandlungen in Deutschland zu haben:

Attisches Musäum, herausgegeben von C. M. Wieland. 1sten Bandes 1stes Heft. gr. 8. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr. rheinisch, und enthält:

I. Die Panegyrische Rede des Isocrates.
   1. Einleitung. S. I—XXVIII.
   2. Kurzer Grundriß dieser Rede. S. XXXIX—XL.
   3. Der Panegyriker selbst. S. 1—71.
   4. Anmerk. zu demselben. S. 72—110.

II. Agathodämon. Aus einer alten Handschrift. Erstes Buch. S. 113—152.

Das attische Museum ist hauptsächlich zu neuen, und mit dem äussersten Fleiß ausgearbeiteten Uebersetzungen der vorzüglichsten Werke attischer Schriftsteller aus dem Jahrhunderte des Perickles und Alexander, besonders der Redner Isocrates, Lysias, Demosthenes und Aeschines — der Sokratischen Filosofen Xenofon und Platon, und der Dichter Aeschilos, Sofokles, Euripides und Aristofanes gewidmet, neben welchen auch für einige spätere, als Kaiser Julian, und seinen Freund Libanius, für Alkifron, Aristinät, Longue u. a. noch Platz seyn wird.

Jeder Schriftsteller wird durch kleine historische Abhandlungen von seinem Leben und Charakter theils eingeführt, theils begleitet, und jeder Uebersetzung werden die zu besserm Verständniß und Genuß des Originals nöthigen oder dienlichen historischen erläuternden, beurtheilenden und berichtigenden Anmerkungen beygefügt.

Ausser diesen Uebersetzungen wird es auch eigene Aufsätze von verschiedener Art und Form enthalten, welche die Aufklärung, Darstellung oder Berichtigung interessanter Gegenstände, Mythologie, Geschichte, politische Verfassung, Literatur und Kunst, Filosofie, Sitten und häusliches Leben der Griechen überhaupt und der Athener insonderheit betreffend, zum Gegenstande haben werden.

Der Herausgeber wird zwar den grösten Antheil an diesem Museum haben, findet aber doch in Betracht des Umfangs, den er dieser Attischen Pöckile zu geben wünschet, für nöthig, sich mit zwey bis drey gelehrten und talentvollen Männern zu Ausführung seines Planes zu verbinden, deren Arbeit jedesmal mit dem Anfangsbuchstaben ihres Nahmens, so wie die seinige mit W. bezeichnet seyn werden.

Dasselbe erscheint, ohne Bestimmung einer festen Zeit, in Heften von 12 Bogen, groß 8. auf Schreibpapier. Drey Hefte machen einen Band, jeder in dem Preise des ersten Heftes. Das zweyte Heft kömmt ohnfehlbar auf Mich. Messe dieses Jahres.

Salomon Geßner von Joh. Jakob Hottinger, auf Schreibpapier, mit neu gegoſſenen Haaſiſchen Lettern in gr. 8. mit einem ſehr ähnlichen von Lips vortreflich geſtochenem Bildniß S. Geßners nach einem Originale von Graf, nebſt einer niedlichen Titelvignette von Lips geziert, à 1 Rthlr.

Das nämliche mit deutſchen Lettern. Druckp. à 8 gr.

Dieſe Biographie darf ſich theils als pſychologiſche Geiſtesgeſchichte des verewigten Dichters und Künſtlers, theils als kritiſche Würdigung und Charakteriſtik ſeiner Werke und der verſchiedenen Epochen des Geſchmacks und der Aufklärung in Helvetien und Teutſchland, welche Geßners Laufbahn berührte, ſich den allgemeinen Beyfall und das Intereſſe des geſchmackvollern Publikums, das ihn ſo ſehr als ſeinen Lieblingsdichter ehrte, verſprechen.

In der Raspeſchen Buchhandlung zu Nürnberg iſt zur Oſtermeſſe 1796. erſchienen.

Auswahl ſchöner und ſeltner Gewächſe, zweites Hundert, erſtes Funfzig. mit illum. Kupf. gr. 8. 4 Thlr. oder 6 fl.

Espers, E. J. C. Fortſetzung der Pflanzenthiere, 5te Lieferung, mit illum. Kupf. gr. 4. 2 Thlr. 20 Ggr. oder 4 fl. 15 kr.

Glaſer, C. F. W. Beſchreibung einer neu erfundenen, zu Erhaltung der Augen, auch zu andern Neben-Abſichten ſehr bequem eingerichteten Studier- und Sparlampe, mit Kupf. 8. 5 Ggr. oder 20 kr.

Hacquet's phyſikaliſch-politiſche Reiſen durch die Daciſchen und Sarmatiſchen Karpathen, 4r und lezter Band, mit illum. und ſchwarzen Kupf gr. 8. 1 Thlr. 8 Gar. oder 2 fl.

von Linné vollſtändigen Naturſyſtems Fortſetzung nach der 13ten latein. Ausgabe, mit Erklärung und Berichtigung der Müllerſchen Ueberſetzung dieſes Werks, 1r Theil, mit Kupf. gr. 8. 2 Thle. oder 3 fl. und mit illum. Kupf. auf holländiſches Poſtpr. 4 Thlr. oder 6 fl.

Schranck, Franz von Paula, Sammlung naturhiſtoriſcher und phyſikaliſcher Aufſätze, mit Kupf. gr. 8. 1 Thlr. 12 Ggr. oder 2 fl. 15 kr.

Unterweiſung im Landſchaftmalen und Proſpektzeichnen, nebſt den Hauptregeln der menſchlichen Theile, für Liebhaber und Anfänger im Zeichnen und Malen. Ein Pendant zur Anweiſung, wie Malereien, Zeichnungen und Kupferſtiche zu kopiren ſind ꝛc. mit illum. und ſchwarzen Kupf. gr. 8. 16 Ggr. oder 1 fl.

Michaelismeſſe 1795. waren neu:

Esper, E. J. C. Fortſezung der Pflanzenthiere, 4te Lieferung, mit illum. Kupf. gr. 4. 2 Thlr. oder 3 fl.

Martini, F. H. W. neues ſyſtematiſches Conchilienkabinet, fortgeſezt von J. H. Chemnitz, 11r Band, mit 41 illum. Kupf. Realquart. 24 Thlr. oder 36 fl.

Hievon erſcheint noch der 12te und lezte Theil.

Ueber Judenthum und Juden, hauptſächlich in Rückſicht ihres Einfluſſes auf bürgerlichen Wohlſtand. 8. 12 Ggr. oder 45 kr.

Ich habe mich entschlossen, unter folgendem Titel ein botanisches Werk Heftweise in groß Quartformat herauszugeben:

Auswahl von Pflanzen und Gesträuchen mit einer Anleitung zu ihrer Wartung: den Liebhabern der Pflanzenkunde und Gartenfreunden zur Bildung ihres Geschmacks gewidmet.

Ein jedes Heft enthält fünf ausgemahlte Kupfertafeln; auf jeder Tafel werden zwey Pflanzen in natürlicher Grösse, und wenn der Raum zuweilen nicht hinreichen sollte, nur eine vorgestellt. Die Kupfer sowohl als deren Ausmahlung werden mit besonderm Fleise, und ganz neuen Handgriffen von dem berühmten Künstler Herrn Rudolf Schellenberg in Winterthur besorgt, von dessen geschikter Hand man das möglichst Vollkommene erwarten darf. Den Text dazu arbeitet ein bekannter Botaniker aus, und wird sowohl in französischer als deutscher Sprache auf geglättetes Velinpapier abgedrukt. Der Preiß eines Heftes ist 7 fl. 30 kr. Wer darauf subscribirt bezahlt 20 pr. Ct. weniger, und erhält die erstern Exemplare; der Subscriptionspreiß ist mit Ende nächstkommenden Septembers, wo das erste Heft erscheinen wird, geschlossen. Man wendet sich deßhalb direkte an mich, oder an eine näherliegende solide deutsche Buchhandlung. Zürich, im May 1796.

Johann Heinrich Füßli, Sohn.

Nach den kürzlich erschienenen Politischen Wahrheiten, von Friedr. Carl Frhrn. von Moser zeigen wir jezt ein nicht minder wichtiges Werk von diesem Verfaßer an, welches so eben in 2 Bänden in demselben Verlag und für denselben Preis herausgekommen ist, betittelt:

Mannichfaltigkeiten.

Diese zerfallen in folgende Hauptabtheilungen:

1) Ueber Regenten und Höfe.
2) — Minister und Diener.
3) — Staatsverfaßung und Staatskunst.
4) — Religion.
5) Allerlei.

Folgende für die Zeitgeschichte sehr interessante Schrift hat nun die Presse verlassen, und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands für 20 gr. zu haben:

Versuch einer Geschichte der lezten polnischen Revolution, vom Jahr 1794. Mit den dabei erschienenen Regierungsschriften belegt. Ein Nebenstük zu der Schrift: Ueber das Entstehen und den Untergang der polnischen Konstitution, vom 3 Mai 1791.

Bey Hemmerde und Schwetschke, Buchhändler zu Halle, ist vorige OsterMesse erschienen:

Hymni Homerici cum reliquis carminibus minoribus Homero tribui solitis & Batrachomyomachia.

Addita est Demetrii Zeni versio Batrachomyomachiæ dialecto vulgari & Theodori Prodromi Galeomyomachia. Textum recensuit & animadversionibus criticis illustravit C. D. Ilgen. Philos. & LL. OO. Prof. P. O. in acad. Jen. 8 maj. (Verkauf Preis 2 Rthlr. 8 gr. und auf Schreibpr. 2 Rthlr. 16 gr.

Seitdem Ruhnken in seinen Epistolis criticis zuerst Hand an das Werk gelegt, die unter Homers Namen vorhandene Hymnen, die bis auf ihn kaum von einigen Philologen von Profession, geschweige denn von bloßen Liebhabern der griechischen Literatur gelesen wurden, durch eine kritische Bearbeitung dem Staube und der allgemeinen Verachtung zu entreißen, ein Unternehmen, welches den Namen dieses Gelehrten in der philolog. Welt zu verewigen schon allein vermögend wäre, hat man immer deutlicher einsehen lernen, daß es die schönsten und schätzbarsten Ueberreste des dichtenden Alterthums nach der Iliade und Odyssee gewesen, die man so vernachlässigte, und daß diese Hymnen nicht nur den so fleißig gelesenen, und zum Lesen empfohlnen Hymnen des Kallimachus, sondern auch den übrigen noch vorhandenen epischen Werken der Griechen weit vorzuziehen sind. Mehrere erfahrene Schulmänner haben daher den Versuch gemacht, diese Hymnen ihren griechischen Zöglingen zu erklären, weil sie gefunden, daß nichts geschickter sey, Lust zu der Sprache zu erwecken, und den jugendlichen Geschmack zu bilden, als diese Producte des freyen, nur von der Natur geleiteten, griechischen Geistes; aber die größte Schwierigkeit war der so ganz verdorbene und unlesbar gewordene Text, der durch die Bemühungen Ruhnkens, und einiger andern Gelehrten, die jenes Beispiele folgten, so lobenswürdig sie auch sind, doch noch lange nicht die Hälfte seiner ursprünglichen Reinheit gewonnen. Es mußte bey der Erklärung immer der größte Theil der Zeit mit emendiren und kritisiren hingebracht werden, einem Geschäfte, das erstlich nicht jedermanns Sache ist, und hernach dem, der erst die Sprache erlernen will, mehr schädlich als nützlich werden muß. Diesem Uebel soll die genannte Ausgabe abhelfen: wenigstens war es die Absicht des Verfassers, der sich viele Jahre mit diesen Hymnen und der Verbesserung ihres Textes beschäftigt hat, nach seiner eigenen Aussage in der Vorrede dem Liebhaber der alten, besonders griechischen Literatur einen, wo möglich, völlig fehlerlosen Text in die Hände zu liefern, damit er, frey und unbehindert ein Stück von Anfange bis zu Ende durchlesen kann. Es ist also eine ganz neue Recension. In den hinzugefügten Anmerkungen wird nicht nur von den Aenderungen und Verbesserungen des Textes Rechenschaft gegeben, sondern es werden auch die schwersten Stellen erläutert. Alle Hülfsmittel sind dabey benützt; und wer diese Ausgabe besitzt, findet das, was in vielen andern Werken zerstreut ist, hier beysammen, und kann selbst Ruhnkens Epistolas criticas entbehren, da alles, was diese enthalten, an seinem Ort mit eingewebt ist. Was die Eleganz des Drucks und des Papiers anlangt, so hat man keine Kosten gespart, und hofft, dieses Werk dem philologischen Publiko mit gutem Gewissen empfehlen zu können. In einiger Zeit soll von eben diesem Werke eine Handausgabe, die den verbeßerten Text enthalten wird, geliefert werden.

Die Horen

Jahrgang 1796

Achtes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1796.

Innhalt des achten Stücks.

I. Theoderich, König der Ostgothen. Schluß. Seite 1

II. Elegien, aus dem Englischen des J. Scott.

I. In der Erndte. — 21

II. Beym Herannahen des Winters. — 25

III. Briefe auf einer Reise nach dem Gotthardt. — 29

IV. Gemil und Zoe. Neugriechisches Sittengemälde. — 95

Die Horen.
Zweyter Jahrgang. Achtes Stück.

I.

Theoderich, König der Ostgothen.

Fortsetzung.

Nun hatte Theoderich die Höhe erreicht, wo er seine grosse Kraft auf das mannigfaltigste entwickeln und der Welt zeigen konnte, daß er, wiewol er als Barbar aus den Schulen der gelehrtesten Griechen hervorging, dennoch das Staatsruder führen könne, wie das Schwert, und selbst auf die Kultur der Wissenschaften und Künste bei seinen Ideen über die bürgerliche Verfassung gerechnet habe. Nie riefen Germanen einen Heerführer mit einem solchen Jubel zum König eines eroberten Landes aus, als jetzt die Gothen ihren Theoderich zum König von Italien; und dieses ist glücklicher unter seiner Herrschaft gewesen, als irgend ein Theil des römischen Reichs unter dem Scepter eines Barbaren, obgleich der Kaiser Anastasius, welcher auf Zeno gefolgt war, zauderte, den neuen Beherr-

scher Italiens anzuerkennen. Immer ist auch das Verhältniß zwischen ihnen unbestimmt geblieben, und es läßt sich nicht läugnen, daß der griechische Hof, in dessen Dienste Theoderich stand, und welcher den nächsten Anspruch auf das eroberte Land hatte, einigermassen berechtigt war, ihn auch noch auf seinem Thron zu Ravenna als einen Fürsten zu betrachten, der ihm auf gewisse Weise unterthan seyn mußte. Uebrigens regierte Theoderich so unumschränkt, und die Gränzen seines Reichs wurden so erweitert, daß er nur den kaiserlichen Titel hätte anzunehmen brauchen, um in seiner Person das abendländische Kaiserthum wieder hergestellt zu haben.*

Wenn er einen Blick auf die Germanen warf, die sich bisher in römischen Provinzen niedergelassen hatten, so fand er den Keim von dem Verderben ihrer Staaten in ihrer Vermischung mit den alten Einwohnern. Mit dem Schimmer von Bildung, welchen sie durch diese erhalten hatten, war zugleich Zügellosigkeit der Sitten unter sie gekommen; mit den Tugenden, welche sie einst in den Wäldern der Heimath nnd auf ihren Zügen kannten, war auch die germanische Kraft entwichen, und so wurden sie entweder ein Spiel der Provinzialen, oder die Beute neuer, ungeschwächter Horden. Vor einem ähnlichen Schicksal wollte er seine Gothen so gern sichern; aber wie war dies

* Jornand. c. LVII. p. 698. — Procop. 141. 42. Excerpta de Theod. p. 665. 67. Innschriften bei Masson in der Geschichte d. Deutsch. Th. 2. Anm. XIV.

möglich, wenn er nicht Italien zur Wüste machte, und gerade das Land, welches voll war von Denkmalen des menschlichen Geistes, so mit Trümmern bedeckte, daß kein Saamenkorn der Kultur in seinem Boden wieder aufkeimen konnte? Allein dazu dachte er viel zu groß und menschlich; noch ehe er das Gewand des Barbarn mit römischer Kleidung verwechselte, hatte er die Denkart desselben abgelegt.

Indem er so auf jeder Seite Klippen sah, welche er vermeiden wollte, gerieth er auf die Grundidee, nach welcher er sechs und dreissig Jahre hindurch regierte. Die Gothen sollten die rüstigen Krieger bleiben, welche sie waren, und mitten in den italiänischen Gefilden wie unter den pannonischen Zelten leben; die Italiäner sollten dagegen mit gleichem Eifer alle Künste des Friedens treiben, und der Herrscher, welcher sie beide mit starkem Arm empor hielt, mußte sie auch so von einander halten, daß sie sich nicht einander befeindeten und nicht Freunde wurden. Es war ein erhabener Gedanke, vom Stande der Rohheit und der Kultur nur die Vortheile in seinem Staat vereinigen zu wollen, und es greift tief in die Seele, wenn man Theoderich, welcher ihn ohne Eitelkeit und mit Glück sein langes Leben hindurch verfolgte, klagen hört, daß man seinen Sinn nicht fasse, und der hülfsbedürftige Römer den Gothen, so wie dieser, auf welchem der Staat ruhe, den Römer nachahme. *

Den dritten Theil aller Ländereien, welchen schon

* Excerpta de Theod. p. 666.

Odoacers Krieger beſeſſen hatte, räumte er ſeinem Volk ein, einer Maſſe von mehr als fünfmal hunderttauſend Menſchen; und man kann ihn nicht beſſer loben, als die Italiäner, welche dieſe Handlung die einzige Ungerechtigkeit des Eroberers nannten; niemand von ihnen ward ſonſt an ſeinem Eigenthum gekränkt. Durch das ganze Reich auf ihren Ländereien zerſtreut, welche im Verhältniß mit der Stärke ihrer Familie, der Zahl ihrer Sklaven und Heerden und ihrem verſchiedenen Rang unter ſie vertheilt waren, lebten alle Gothen als freie Männer, und wurden nur nach ihren alten Geſetzen gerichtet. Ein Graf übte die Gerichtsbarkeit über ſie aus; aber ſobald ein Gothe und ein Römer Streit bekamen, mußte er einen rechtserfahrnen Provinzialen zu ſeinem Beiſitzer wählen. Auch der Herzog, welcher der Statthalter in ſeinem Diſtrikt war, hatte als ſolcher Einfluß auf die ganze Staatsverwaltung innerhalb ſeiner Amtsſphäre; aber vornehmlich betraf ſeine Oberaufſicht alle kriegeriſche Angelegenheiten.*

* Procop. p. 142. — Magni Aurelii Caſſiodori Senat. Variarum III, 3. IV, 17. V, 30. VII, I, 4. in oper. ed. J. Garetii. Venetis. 1729. fol.

Dieſe unſchätzbare Urkundenſammlung von dem königlichen Miniſter ſchildert uns Theoderichs Regierung ſowol, was die Verfaſſung und Verwaltung des Staats, als die auswärtigen Angelegenheiten anbetrift, auf eine ſehr authentiſche und befriedigende Weiſe. Gibbons Tadel, daß ſie mehr die Formen, als das Weſen der Regierung darſtelle,

Weil Theodorich seiner Grundidee gemäß oft äusserte, daß ein Knabe, welcher in der Schule vor der Ruthe gezittert hätte, nie dahin kommen werde, ein Schwert, einen Speer ohne Bewegung anzublicken: so folgten die Gothen ganz ihrem Hange zum blos kriegerischen Leben. Allenthalben erblickte man in Italien Schaaren von ihren kraftvollen Jünglingen, welche mitten unter den Werken des Friedens, ohne ihnen zu schaden, sich im kriegerischen Spielen umhertummelten. Sie liessen ihre Wurfspiesse sausen, spannten ihren ungeheuren Bogen, rüsteten sich zum Zweikampf, welchen vielleicht die Gothen allein unter den germanischen Völkern in ihren Gerichten nicht duldeten, begannen eine förmliche Schlacht; und selbst der entnervte Römer, dem allenthalben das Bild des Krieges entgegentrat, zitterte vor dem wirklichen nicht mehr. So wie durch den Trompetenschall das Zeichen gegeben ward, daß es gegen den Feind gehen solle, zogen von allen Seiten die Schaaren frohlockend unter ihren Anführern zusammen. Ihr beständiger Sold waren ihre Ländereyen,

heißt so viel wie nichts gesagt, denn insofern ein Regent zur wirklichen Ausführung seiner Verordnungen wirken kann, ist auch Theoderichs Einwirkung in ihr beschrieben. Eine umständliche Schilderung Italiens unter dem neuen König würde auch deshalb hier nicht am rechten Orte seyn, weil selbst in der besten Ausgabe von Kassiodors Werken durch Garet der Kritik wenig vorgearbeitet ist, und man sich nothwendig in ihre Untersuchungen einlassen müßte, wenn man ein solches Gemälde entwerfen wollte.

welche sie frei von allen Auflagen besassen, ausserdem erhielten sie ein jährliches Geschenk an Gelde; wenn sie aber zu ungewöhnlichen Unternehmungen geführt wurden, so bekamen sie noch ausserordentliche Gaben. *

Ausser dem grosen Gewinn, daß eine solche Masse von kräftigen Menschen die verödeten Gefilde wieder bevölkert hatte, ausser der Ruhe, mit welcher unter dem Schutz der Gothen, so lange Theoderich lebte, die alten Bewohner Italiens jeder Gefahr in diesem stürmischen Zeitraum entgegenschauen konnten, hatten sie noch die Freude, ihre bisherige bürgerliche Verfassung nicht nur erhalten, sondern noch verbessert zu sehen. Nach ihren Gesetzen wurden sie gerichtet und nur von ihrer alten Obrigkeit; in Sicherheit konnten sie alle Werke ihres Kunstfleisses aufstellen, ihren Handel treiben, ihre Gefilde bearbeiten. Auf nichts sah Theoderich mit einer solchen Aengstlichkeit, als daß sie niemals von einem Gothen beleidigt wurden; und war ihr Eigenthum auch nur durch irgend eine kriegerische Bewegung, die zum Besten des Staats geschah, verletzt worden: so hielt er es für seine Pflicht, ihnen den Schaden sogleich zu vergüten. Die Städte prangten von dem Wohlleben ihrer Bürger, die italiänischen Fluren blühten wie niemals und waren von neuem, wie zu den besten Zeiten der römischen Herrschaft, mit Denkmalen des Luxus und des Geschmacks bedeckt. Wo es eine Anstalt für Gelehrsamkeit gab, ward sie von der Regierung mit Sorgfalt

* Procop. p. 144. — Ennod. p. 229. — Cassiodori Variar. III, 24. V, 26. 27.

unterhalten, und Künste und Wissenschaften wählten mit Freude und von einem so reinen Geschmack begleitet, als überhaupt in diesen Jahrhunderten möglich war, ein Land zu ihrem Aufenthalt, wo eine solche Sicherheit herrschte, daß ein ununterbrochner freier Verkehr zwischen allen Provinzen war, daß zur Nachtzeit die Thore keiner Stadt verschlossen wurden, daß man sprüchwörtlich sagte, auf die Felder könnte man sein Geld hinlegen, ohne daß es gestohlen würde. *

Der Hof Theoderichs war gleichsam ein Bild im Kleinen von dem Reiche. Neben den Stellen, die man am Hofe der Kaiser kannte, fand man das Amt eines Majordomus und eines Waffenträgers, neben dem königlichen Diadem das gothische Schwert, die lateinische Sprache wurde als die Staatssprache betrachtet; aber die gothische ward von den Kindern der vornehmsten Römer gelernt, ausgezeichnete Gelehrte spielten die erste Rolle in Ravenna, aber Theoderich verbarg nie seine Maxime, bis zu welchem Grade man wissenschaftliche Bildung schätzen müsse. Nur die Musik scheint er ohne alle Einschränkung geduldet zu haben; sie begeisterte bei seinen Gastmalen die rohen Gothen und gab selbst dem Römer einen höhern Schwung. Auch ward sein Hof durch sie so berühmt, daß sich fremde Könige von ihm Sänger und Harfenschläger ausbaten. **

* Cassiodor. var. II, 8. 38. III, 3. IX, 21. — Ennod. p. 226. — Excerpta de Theod. p. 665. 66. 68.

** Cassiodor. var. II, 40.

Ferner behielt Theoderich selbst mitten unter der orientalischen Pracht, mit welcher seine Person umgeben ward, Einfalt der germanischen Sitten, und zu ihm sahn die Römer, wie die Gothen mit Bewunderung hinauf. Schon in seinem Aeussern vereinigte er die Vorzüge, welche der gebildete Mensch schätzt, und die ausserordentliche Stärke, welche der Barbar preiset. Er hatte die schneeweise Haut, die blühende Gesichtsfarbe, welche als charakteristisch bei den Germanen bemerkt werden, seine Augen glänzten stets von Heiterkeit, aber er war schrecklich, wenn er zürnte, und hatte einen eisernen Arm. Im Gespräch war er oft geschmeidig; doch vergaß er nie eine gewisse Besonnenheit, die am meisten Eindruck machte, wenn er einige Sätze sagte, die sein eindringender Geist von der Erfahrung sich abgezogen hatte. Gewöhnlich war ihnen eine solche eherne Wahrheit aufgedrückt, daß man sie nie wieder vergaß; schon durch seine Reden war es unvergeßlich geworden, an welcher Stäte er sich verweilt hatte. *

Von Tugend und Größe, wo er sie finden mochte, ward immer seine ganze Seele erfüllt. So belohnte er diejenigen, welche dem unglücklichen Odoacer unerschütterliche Treue, die sie schwuren, bewiesen hatten, und nie fühlte er sich selbst erhabener, als wie er unter den Denkmalen der alten Römergröße in Rom wandelte. Der Senat und das Volk zogen ihm feierlich entgegen, da er im siebenten Jahr seiner Regierung (500) der Stadt nahte, und nannten ihn einen zweiten Trajan. Er redete öffent-

* Ennod. p. 230. 31. — Excerpta de Theod. p. 666.

lich mit Würde zu ihnen, und ließ es zu, daß die Verheissungen, welche er ihnen gethan hatte, in eine Tafel von Erz gegraben wurden; aber bald entriß er sich der öffentlichen Bewunderung, um die Denkmale des Alterthums zu betrachten. Keines von ihnen zog seine Seele so an, als die Säule Trajans. Ueberhaupt aber bewogen ihn die jetzt erhaltenen Eindrücke zu dem festen Entschluß, alles aufzubieten, um diese kostbaren Ueberreste den folgenden Zeitaltern aufzubewahren. *

Nicht weniger als von seinen Unterthanen ward Theoderich von den Völkern geachtet, welche in den römischen Provinzen Staaten errichtet hatten, und wenn man ihn loben muß, daß er in der Blüthe seiner Jahre und seines kriegerischen Ruhms nach nichts so sehr strebte, als Frieden zu stiften, so muß man seinen denkenden Kopf in dem System bewundern, das er unter den abendländischen Reichen hervorzubringen suchte. Durch Familienbande vereinigte er sein Haus mit den Königen der Franken, der Burgunder, Thüringer, Vandalen und Westgothen, vorzüglich sann er auf eine enge Vereinigung mit diesen lezten, welche schon wegen der gleichen ursprünglichen Abstammung leichter mit den Ostgothen sich befreunden mußte. Das Ansehen, welches er dadurch erhielt und das Uebergewicht, welches ihm seine großen Eigenschaften gaben, benutzte er nicht, um sein Reich zu vergrößern, sondern um eine Republik von germanischen Staaten zu errichten, welche sich dem orientalischen Kaiserthum kühn

* Excerpta de Theod. p. 668.

entgegenstellen könnte. Dem griechischen Hof entging dieser Plan nicht, und Anastasius that alles, um Chlodowig den König der Franken gegen ihn zu heben. Nie war das Gleichgewicht mehr in Gefahr, und nie ward es mit so vieler Klugheit geschützt, als jetzt von Theoderich. Wären ihm Herrscher gefolgt, die seinen politischen Scharfblick besaßen, so wären Justinians Feldherrn nie so siegreich gegen die germanischen Mächte gewesen.

Nicht allein durch dieses System und durch den kriegerischen Sinn der Gothen wollte der König sein Italien schützen, denn trotz denselben ward ihm bei einem Blick nach Norden oft bange! wie gefahrvoll waren für die italiänischen Gränzen die benachbarten Schwärme, selbst wenn es schien, als wären sie günstig gegen das ostgothische Reich gesinnt. So oft es Unruhen unter ihnen gab, verlegte er sogleich seinen Hof in ihre Nähe nach Verona. Nach und nach unterwarf er seiner wohlgeordneten Regierung einen Strich der Provence, Rhätien, Vindelicien, Norikum und einen beträchtlichen Theil von Pannonien und Dalmatien. So umgab er sein Italien gleichsam mit einer Verschanzung von Ländern, da zugleich Aestyer von den Küsten der Ostsee her ihm Geschenke brachten, und man von Schweden her, welches die Wiege der gothischen Nation genannt wurde, Bande mit ihm anknüpfte. In den Sagen Skandinaviens arbeitete man seine Thaten in das romantische über; als Theoderich von Verona oder Dieterich von Bern ward er im Norden das Ideal eines Helden. *

* Nordische Chroniken in Cochlæi vita Theoderici.

Alle Pracht, allen Nachdruck der Sprache wandte er auf, um mit Anastasius im Frieden verharren zu können; es wäre nicht gut, äusserte er, wenn Länder Kriege gegen einander führen sollten, die einst unter Einem Beherrscher glücklich waren; aber seine Plane waren zu umfassend für den griechischen Hof, der Veranlassungen zu mancherlei, als daß sein Wunsch erfüllt werden konnte. An der dazischen Gränze kam es zum Kriege, in welchem Theoderich der Beschützer eines Nachkommen von Attila wurde. Die Niederlage des griechischen Heers war ein Triumph für die gothische Tapferkeit; aber daß die Leichname auf dem Schlachtfelde nicht beraubt wurden, weil der Anführer nicht das Zeichen zum Plündern gegeben hatte, zeigte, mit welcher Kraft Theoderich seine strenge Ordnung durchgeführt hatte. Unmittelbar nachher landeten die Griechen und verheerten die Küsten von Kalabrien und Apulien. Wie durch einen Zauberschlag hatte der König eine Flotte geschaffen und dann erhielt er endlich einen festern Frieden mit dem griechischen Hofe, welchen er so lange gewünscht hatte. *

Bis nah an das Ende Theoderichs ist sein Leben ein glänzendes Gemälde von seinem Ruhm und seinem Glück, und man kann mit Wahrheit sagen, daß dieses letzte ganz sein eignes Werk war, da die Zeitverhältnisse jeden Augenblick ein Gewitter, dessen Blitze er ableitete, gegen seinen Thron heraufführten. Nur in seinen letzten Jahren überläßt er sich ein einziges mal seinem beleidigten Herzen

* Jornand. c. LVIII. p. 699. — Ennod. p. 221—24.

und der Leidenschaft; aber daß er unsere Bewunderung, nur mit Mitleiden vermischt, auch da noch verdient, zeigt er, indem er unmittelbar nach seinem Fehltritt vor Schmerz in die Gruft sinkt. Erschütternd ist der Anblick, wenn ein großer aber ungebildeter Herrscher dem rohen Geist seines Zeitalters am Ende eines glorreichen Lebens zum erstenmal den Tribut der Schwäche zahlt, und dann in dem erhabenen Gram, welcher ihn deshalb ergreift, dem Anblick einer langen Reihe von errungenen Palmen keinen Trost abgewinnet.

Theoderich war in dem Glauben der Arianer erzogen worden, aber weit davon entfernt, sich um die Streitigkeiten zu bekümmern, welche in der christlichen Kirche herrschten, hatte er es sich zum Gesetz gemacht, den katholischen Glauben im Besitz aller seiner Rechte in Italien zu lassen und jeden Lehrer desselben, sobald er ausgezeichnete Verdienste besaß, durch seine Wohlthaten zu ehren. Nur wollte er dagegen auch, daß die Religion seiner Sekte und alle übrige gedultet würden; konnte man doch auch nicht ein einziges Beispiel anführen, daß ein Katholik während seiner Regierung irgend veranlaßt wäre, zu dem arianischen Glauben überzutreten. *

Nach diesem Geiste der Duldung mußte ihn die Verfolgung der Juden sehr kränken, welche zu Ravenna begann, wo die katholischen Christen, indem er zu Verona abwesend war, die Güter dieses fleißigen Volks plünderten

* Excerpta de Theod. p. 666. Ennodii vita. B. Epiphanii episcopi ticin. p. 396. in op. ed. Sirmondi Paris. 1609. 8.

und seine Synagogen aus religiösem Haß in Brand steckten. Mochten immerhin die Juden einigermaaßen zu solchen Mißhandlungen gereitzt haben: so durfte die Regierung diesem Unfug schon deßhalb nicht nachsehen, weil für die wichtigsten Städte des Reichs, welche der israelitische Fleiß belebte, großer Schaden aus einer solchen Nachsicht entstehen konnte. Uiberdies wurde der Aufruhr zu Ravenna, auf welchen ein ähnlicher zu Rom gefolgt war, dem König so geschildert, daß die Christen in noch einem gehäßigern Licht, als sie es vielleicht verdienten, erschienen. Wahrscheinlich konnte man unter der Menge die eigentlichen Thäter nicht finden, wenigstens gab man sich Mühe genug sie zu entdecken; auch fand es sich bald, daß die katholische Christenheit in Italien allgemein jenes Verbrechen billigte: daß auf Kosten derselben die Synagogen wieder erbaut werden sollten, war eine gelinde Strafe, und daß diejenigen, welche sich weigerten das ihrige dazu beizutragen, durch die Straßen mit Stockschlägen geführt wurden, war keine Ungerechtigkeit; aber der religiöse Eifer ihrer Glaubensgenossen nennte sie Märtyrer. *

Hier war eigentlich der gefahrvolle Punkt, wo von Theoderich sein guter Geist entwich. Was hatte er nicht sein ganzes Leben hindurch gethan, vorzüglich wenn er sich mit andern germanischen Herrschern verglich, um sich die Liebe der Italiäner zu erwerben? Von ihrer elenden religiösen Wuth konnte er sich gar keinen Begriff machen; wie geringfügig mußte ihm nun gar die Veranlaßung erschei-

* Excerpta de Theod. p. 669. — Cassiodor. var. l. IV. 43.

men, welche ihre Stimmen gegen ihn erhob? Man brandmarkte ihn mit dem Namen eines Ketzers, wodurch seine ganze Seele mußte empört werden, weil er in ihm die Verachtung wahrzunehmen glaubte, mit welcher der kultivirtere Mensch auf den weniger gebildeten herabsieht, und wofür dieser, wenn er eine große Denkart besitzt, ein stets wundes Gefühl hat. Aus Uibereilung ließ er, sich zu rächen, die Stephanskirche in Verona niederreissen. Nun sahen die katholischen Geiste schon Wunderzeichen und erzählten abentheuerliche Geschichten, deren Deutung nur zu leicht gefunden werden konnte. Ein gothisches Weib sollte nicht weit vom königlichen Pallast in Ravenna mit Drachen niedergekommen seyn, welche sich vom Occident nach dem Orient in Wolken erhoben, aber ins Meer hinabgestürzt wurden. Man äußerte in solchen Mährchen den Wunsch, daß das gothische Reich durch die griechische Macht möge zertrümmert werden. *

Indem der König durch diese Begebenheiten schon gereitzt war, kam eine Nachricht aus dem Orient, welche bei seiner gegenwärtigen Stimmung äußerst verderblich für ihn ward, der alte schwache Justin, der zuerst als gemeiner Soldat gedient hatte, saß jetzt auf dem Kaiserthron, und neben ihm herrschte sein Schwestersohn, der nachher so berühmte Justinian, dessen Handlungen schon jetzt von der Eitelkeit geleitet wurden, welche mit ihm den Thron bestieg, und deren vorzüglichste Bemühung es war, die Ketzerei allenthalben auszurotten. Plötzlich erschienen die

* Excerpta de Theod. p. 670.

härtesten Befehle gegen die Arianer, um sie zur Rückkehr in den Schooß der rechtgläubigen Kirche zu zwingen. Schien dieß nicht eine höchst undankbare, grausame Verspottung Theoderichs zu seyn?

Nun erst ward er mit Schrecken gewahr, daß der Boden unter ihm hohl sei, nun erst glaubte er Licht über die Plane der katholischen Christen, der alten Bewohner Italiens zu erhalten, und die erste Wirkung davon war; daß er ihnen alle ihre Waffen wegnehmen ließ. Dann warf er seinen Blick auf ihr Haupt, den römischen Bischof, welcher freilich von ihm, nachdem er von den Römern gewählt war, bestätigt wurde, aber schon eine solche Macht besaß, daß er auch einen weniger argwöhnischen König Italiens zur Eifersucht hätte reitzen können. Daher beschloß Theoderich gerade ihn nach Konstantinopel zu Unterhandlungen wegen Aufhebung der Befehle gegen die Ketzer zu senden. Schon der Widerwille, mit welchem Papst Johann diesem Befehl folgte, mußte seinen Verdacht vermehren; er ließ ihn mit andern Bischöffen und einigen Senatoren auf ein Schiff und nach dem Orient bringen. Wie man seinen Auftrag besorgen werde, konnte er vorher sehen; aber die außerordentliche Ehrfurcht und Pracht, womit der Papst am kaiserlichen Hof empfangen wurde, nicht als Gesandter des Königs von Italien, sondern als Repräsentant des Apostels Petrus, war ihm unerwartet, und schien ihm nach seinen Grundsätzen, daß die geistliche Macht der weltlichen gänzlich unterthan seyn müße, eine Verspottung seiner Würde zu seyn. Johann brachte die

Antwort zurück, daß diejenigen Arianer, die schon zur katholischen Kirche übergetreten wären, im Schooß derselben bleiben müßten. Sogleich gab Theoderich Befehl, daß an einem bestimmten Tage aller katholische Gottesdienst in seinem Reich aufhören sollte, und behielt den Papst als Gefangenen zurück, der aber nach wenigen Tagen starb. Sein König hatte ihn als einen Verräther betrachtet; und mit welcher Abgötterei folgten die Italiäner der Leiche zur Gruft. *

Der innere Gram, sich so in allen seinen Erwartungen von den alten Landeseinwohnern getäuscht zu sehen, nagte an der Wurzel der Kraft des Ostgothen; aber sie fiel nicht, bis ein fürchterlicher Schlag kam, der sie zersplitterte; seine eigne Gröſſe verließ ihn nur da erst, als er verfolgt von der Undankbarkeit seiner Unterthanen sich gegen fremde Gröſſe vergangen hatte.

Unter den vortreflichen Männern, deren Tugend und Verdienste er zur Zierde seiner Regierung gemacht hatte, war keiner von ihm mit einer solchen Liebe behandelt, als Boethius, dessen ganzes Leben ein glänzendes Gewebe von Glück und Ruhm war, wie das Leben seines Königs. Hand in Hand gehen beide voll Freundschaft, bis ein feindseliges Geschick sie entzweit, daß sie sich einander in den Abgrund stürzen.

In einer der ältesten und reichsten Familie Roms, der anicischen, erzogen, hatte der junge Boethius früh alle Mittel zur Entwickelung ausgezeichneter Talente ge-

* Excerpta de Theod. p. 671.

nossen, und in den Schulen Athens, wo er eine lange Reihe von Jahren dem Geist von Platon und Aristoteles nachforschte, hatte er eine unauslöschliche Liebe zu jener himmlischen Weisheit erhalten, die er in den Tagen des Glückes nicht verließ, und welche ihn in den Kerker des Todes als Freundin begleitete, um in seinen letzten Betrachtungen ihm ein Denkmal, der Unsterblichkeit werth, die es erhielt, zu errichten. Als er nach Rom zurückgekehrt war, erfüllte er zu derselben Zeit, da ihm seine Gemahlin, eine Tochter seines edlen Freundes, des Patriciers Symmachus, und liebenswürdige Kinder jede häusliche Freude schenkten, alle Pflichten des Bürgers, und Theoderich fühlte sich nur zu arm, den Mann zu belohnen, welcher auch als Gelehrter eine seltene Zierde seines Reichs war. Nicht genug, daß er den Vater zum Konsul ernannte, gab er ihm das schöne Schauspiel, daß er seine beiden Söhne als Konsule desselben Jahrs unter dem ehrwürdigen Geleit der Senatoren und dem Jauchzen der strömenden Volksmenge durch die Strassen Roms ziehen sah. Mit der innigsten Rührung trat Boethius auf, und seine prachtvolle Beredsamkeit verkündigte den Ruhm seines grossen Wohlthäters. Damals ahnete es ihm nicht, daß derselbe Trieb, welcher ihn mit Freude bei diesem Anblick erschütterte, nämlich seine Liebe zur alten Freiheit, die ihn jedes Schauspiel aus den Zeiten der Republik mit Enthusiasm betrachten hieß, die Ursache seines Verderbens seyn werde.

Derselbe Argwohn, welchen Theoderich gegen die

Italiäner überhaupt und gegen den Papst hegte, mußte noch mehr den römischen Senat treffen, der ehemals die Welt regiert hatte, und dieß nie in den Zeiten seiner Ohnmacht vergaß. Alle Glieder desselben hoften auf die Freiheit Roms; dieß gestand man frei, als der Senator Albinus wegen einer solchen geäusserten Hofnung angeklagt war. „Ist er ein Verbrecher, rief Boethius aus, so sind wir es alle, und sind wir unschuldig, so kann er gleichen Anspruch auf den Schutz der Gesetze machen."

Auch Boethius ward wie Albinus angeklagt, daß er im Einverständniß mit den Griechen stehe, um durch ihre Hülfe Italien von der Herrschaft der Gothen zu befreien. Drei Männer von hohem Rang, aber keineswegs von unbescholtenem Rufe, traten als Zeugen gegen sie auf, und zeigten sogar Briefe mit ihrem Siegel vor, durch welche sie die Griechen gegen Theoderich zu bewafnen suchten; allein die Angeklagten erklärten sie für das Werk des Betruges. Die lobenswürdigsten Handlungen von Boethius, welcher die Italiäner gegen jeden Druck von Seiten der Gothen mit männlichem Muth und Theoderichs Beifall geschützt hatte, verwandelten sich jetzt in den Augen des letzten in Verbrechen. Er behandelte seinen alten Freund mit ausgezeichneter Härte, und ließ ihn nach Pavia in einen Thurm bringen, wodurch seine Vertheidigung sehr erschwert ward. Er hatte keinen Sinn mehr für die Worte desselben, welche seine beste Schutzrede seyn mußten: „o der Thorheit, welche Freiheit kann denn Rom noch hoffen? ich wünschte, daß wir auf irgend eine hoffen dürften!

Wäre dieß, so hätte ich dem Tyrannen geantwortet: und wenn ich von einer Verschwörung für die Freiheit gewußt hätte, so hättest du davon nichts erfahren."

Noch wankte der König in seinem Urtheil über die Schuld oder Unschuld des Angeklagten, da sprach der Senat selbst über den Weltweisen, welcher im Kerker in seine Bücher über den Trost der Philosophie die letzte Kraft seines Genius hauchte, über den einzigen Mann, welcher auf ihn die Glorie des alten Freistaates zum letztenmal zurückgebracht hatte, das Todesurtheil aus. Mit dem Bewußtseyn der Unschuld vernahm es Boethius, und fuhr ruhig fort, die Blumen seiner Phantasie über die Lehren der speculativen Philosophie zu streuen. Er starb unter schrecklichen Martern, die Theoderich nicht befohlen hatte, unter der Aufsicht des Grafen von Pavia. Ein fester Strick ward ihm so um den Kopf geschnürt, daß seine Augen hervorsprangen; durch einen Keulenschlag ward sein Leben geendigt. In den Klagen, die sein Schwiegervater Symmachus erhob, verräth sich die Begierde nach Rache. Der Greis ward in Ketten geworfen und nach Ravenna gebracht; auch er wurde als Verbrecher hingerichtet. (524. 25.) *

* Excerpta de Theod. p. 670. Boëthii de consolatione l. V. ex recens. Joh. Bernartii Antw. 1607. 8. l. I. pros. IV. p. 9. 12. l. II. pros. 3. p. 10. 12. 26. Cassiodor. Var. II, 10. 11. IV, 22. V, 41. VIII, 16. Kassiodor schildert in diesen Stellen zwei Ankläger von Boethius, nämlich den Basilius und Orilio.

Unglücklicher als beide war Theoderich; die Schatten ſeiner Freunde verfolgten ihn, wohin er gieng, und zerrütteten ſeine Phantaſie. Bei einem Abendeſſen erblickte er auf der Tafel den Kopf eines groſſen Fiſches, welcher den Rachen aufgeſperrt hatte. So drohend, glaubte er, müſſe das Haupt des alten Symmachus, die Zähne in die untern Lippen gedrückt, ihn anſehen. Er ſprang auf von der Tafel, alle ſeine Glieder zitterten, er ſtürzte ſich in ſeine Kammer, und befahl, daß eine Laſt von Decken über ihn auf das Bett geworfen werden ſollte. So fand ihn ſein Arzt, welchem er mit Thränen ſeine Grauſamkeit gegen Boethius und Symmachus geſtand; drei Tage nachher ſtarb er (526). Daß ein ſolches Leben ſich ſo endigen mußte!

* Procop. p. 142.

II.

Elegien,

aus dem Englischen des J. Scott.

I. In der Erndte.

Kein Veilchen schwängert mehr die Luft mit Balsamdüften;
Kein Klee bepurpert mehr der Niedrung fette Triften;
Kein helles Saatengrün deckt das gefurchte Land;
Kein Zweig mit Blüthen prangt an der besonnten Wand;
Kein Röschen knospet mehr, verspätet, auf dem Strauche;
Lustwandelnd athmen wir nicht mehr im Abendhauche
Den labenden Geruch von frischgemähtem Heu;
Hin ist des Sommers Reiz! Rings um die Meyerey
Verbreitet jetzt der Herbst des Ueberflusses Scenen,
Und Freud, und Hofnung singt in jubelvollen Tönen.
Wohin das Auge blickt winkt reizender Genuß;
Das Jahrwerk der Natur eilt mehr und mehr zum Schluß;
Schon wallt das Weizenfeld gleich einem goldnen Meere,
Die dichten Halmen beugt der reifen Körner Schwere
Zu Boden; silbern glänzt, mit Purpurmohn durchmengt,
Die bärtige Gerste dort, wo sich der Hügel senkt.

Des Morgens ſanfter Strahl erhellt die fernen Höhen,
Und weckt der Schnitter Schar, ans Tagewerk zu gehen,
Zu ernten, was ihr Fleiß auf Wucher ausgeliehn.
Mit welchem heitren Blick ſie aus dem Dorfe ziehn!
Schon waffnet jeder ſich mit ſcharfem Feldgeräthe;
Der Schwung der Senſe rauſcht, und was ſie niedermähte,
Rafft ſchnell der Rechen weg; die flinke Binderinn
Stellt nun in langen Reihn die goldnen Garben hin;
Die Mandeln thürmen ſich zu Hügeln auf, und zieren
Die Ebne Meilen weit; der Zäune Gatterthüren
Stehn offen überall; der Erntewagen faßt
In ſeinen Leitern kaum die aufgeworfne Laſt;
Dumpfknarrend rollt er fort, beſteckt mit grünen Büſchen;
Die Peitſche knallt den Schritt der Rappen anzufriſchen;
Das Stoppelfeld durchirrt der Aehrenleſer Schwarm,
Und Kinder tragen ſelbſt ihr Bündlein unterm Arm,
Bis nun, rein aufgeſucht, der letzte Halm verſchwindet,
Und ein Triumphgeſang der Ernte Schluß verkündet.

Landeigner, ihr, für die der Dorfbewohner fröhnt,
Bedenket, weſſen Hand das Jahr mit Segen krönt!
Auf! laſſet Preis und Dank empor zum Himmel dringen!
Freywillig zwar vermag das Feld nicht Frucht zu bringen,
Des Vorwerks junges Volk, vom Brand der Sonne braun,
Muß manchen langen Tag den Acker mühſam baun:
Allein, was hilfts mit Sorg' und Müh des Bodens pflegen;
Erſetzt wohl aller Fleiß den fruchtbar warmen Regen,
Der Lüfte lauen Hauch, den milden Sonnenſchein,
Lenkt er die Wetter ab, die euren Saaten dräun?

Durch Arbeit soll der Mensch sich jedes Gut des Lebens
Erringen. Also wills die Vorsicht. Doch vergebens
Strengt unser Fleiß sich an, wenn ihre milde Hand
Den Segen uns versagt. Drum, o mein Vaterland,
Vergib, wenn dich mein Lied strafbaren Undanks zeihet!
Weit häufiger, als Preis und Dank erschallt, entweihet
Das wilde Bachanal der Schwelger deine Flur.
Zwar deine Landschaft zeigt des Ueberflusses Spur,
Und fröhliches Gedeihn; und deines Himmels Milde
Erhöht der Gegend Reiz. Doch wisse, manch Gefilde,
Berühmt im Alterthum ob seiner Fruchtbarkeit,
Liegt jetzt als Wüste da; durch Hunger, Krieg und Zeit
Entvölkert und verheert, zeigt es dem bangen Blicke
Des Wandrers keine Spur von seinem frühern Glücke.

Geh, forsch' im Morgenland nach Palästina's Loos!
Wo sind die üppigen Gefild', aus deren Schooß'
Einst Milch und Honig quoll? wo sind die Herrlichkeiten
Der Städte, welche sich längs dem Gestade richten? —
Komm, schau, bejammere das tiefgesunkne Land!
Dort, wo der Dörfer Volk sonst goldne Garben band,
Wo manche reiche Stadt, mit Pracht und Kunst gezieret,
Von Tausenden bewohnt, empor stieg, — dort regieret,
Vom aufgethürmten Schutt und nacktem Fels herab,
Verwüstung ihr Gebiet, — ein weitgedehntes Grab!
Wo immerfrisches Grün des Jordans Ufer kränzte,
Wo Sarons Blumenthal mit Iris Farben glänzte,
Schreckt jetzt den Reisenden, der — eine Thrän' im Blick, —
Auf die Verwandlung schaut, ein gift'ger Pfuhl zurück.

Geh, frage Grácien, das über den Ruinen
Gepriesner Städte weint, wo jetzt die Auen grünen,
Wo jetzt die Gärten blühn, die einst der Schwesterchor
Der holden Musen sich zum Lieblingssitz erkohr?
Wo er nun strömt der Bach, der einst durch Thäler wallte,
Aus deren grünen Schooß der Freyheit Loblied schallte,
Ein Lied, das nah und fern von Stadt zu Stadt erklang,
Wenn Patriotenkrieg die hehre Fahne schwang,
Und eine kleine Schar, des Vaterlandes Grenze
Beherzt vertheidigend, des Nachruhms Lorbeerkränze
Durch edlen Tod errang! Doch jetzt erfüllt dieß Thal
Nicht mehr der Freyheitkreis; kein Feldherr zückt den Stahl
Zum Kampf fürs Vaterland; Barbaren fremder Zonen
Beherrschen nun ein Reich, in dem nur Sclaven wohnen.

So stürzte mancher Staat hinab in öde Nacht,
Der stolz auf seinen Ruhm, berauscht von seiner Macht,
Der Thorheit Zauberkelch mit langen Zügen leerte,
Und aller Laster Brut in seinem Schooße nährte.
Schreckt dich, mein Vaterland, dieß Jammerloos? Wohlan!
Erwach' und rüste dich! und treibe Thorheit, Wahn
Und Laster fern von dir, und öffne, statt der Thore,
Die Herzen deines Volks dem schwesterlichen Chore
Der sanften Tugenden! Von dem Olymp gesandt,
Erscheine Wahrheit dir, und an der Göttinn Hand
Die Ruhe, deren Blick nie Gram und Unmuth trübet,
Und Liebe, die mit Lust des Wohlthuns Pflichten übet,
Und festentschloßner Muth, der, nicht von Stolz gebläht,
Kühn im Gefühl des Rechts, Gefahr und Tod verschmäht.

Steig, himmlisches Geschlecht, auf Deutschlands Auen nieder!
Gib ihm den schönsten Schmuck — der Sitten Reinheit wieder!
Knüpf unter seinem Volk der Eintracht festes Band!
Dann wird sein Ruhm und Glück nie welken, und die Hand,
Die Alles Gute schenkt, wird seine fruchtbar schönen
Gefilde, Jahr für Jahr, mit reichem Segen krönen.

II. Beym Herannahen des Winters.

Hinab gen Süden steigt die Sonn'; ihr schräger Strahl
Erwärmt die Luft nur schwach. Der Wald steht schwarz und kahl,
Vom rauhen Nord entlaubt. Der greise Winter steiget
Auf seinen Thron, und herrscht tyrannisch streng. Es schweiget
Der Vögel Lustgesang; nur um die Scheuren zirpt
Ein Spatz, der Futter sucht. Die Pflanzenwelt erstirbt,
Nur Tannen sieht man dort im Hain, dort an Ruinen
Der alten Ritterburg, den finstern Epheu grünen.

Wo ist des Lenzes Reiz? — der Blumen Balsamduft,
Das blühende Gesträuch, das reine Blau der Luft,
Der Lerche Jubellied, das Rieseln klarer Bäche,
Der weißen Lämmer Schwarm zerstreut auf grüner Fläche?
Wo ist des Sommers Volk, — die Millionenzahl
Insecten und Gewürm, im wärmern Sonnenstrahl
Auflebend? wo das Vieh mit tönendem Geläute,
Das, ruhend hingestreckt im Schatten, wiederkäute?
Wo ist der Ernte Lust? wenn sich beym Sternenglanz

Das junge Volk des Dorfs zum buntgereihten Tanz
Vereinte, jede Bruſt von Lieb' und Freude wallte,
Und jauchzendes Gelärm die Gegend weit durchſchallte!

So wünſcht die Phantaſie ſich ein verſchwundnes Glück,
Das in der Gegenwart ihr reizlos ſchien, zurück;
Im Winter quält der Froſt, und Hitz' und Staub ermüden
Im Sommer; mit dem Tauſch der Jahrszeit unzufrieden,
Verſetzt ſich unſer Geiſt in ein beglücktres Land,
Wo Grün, das nie verwelkt, der Silberbäche Rand
Umſäumt, und Wolken nie den heitren Tag verſchleyern,
Und Blumen jeden Mond, und Früchte ſich erneuern.
Doch dieß beglücktre Land, wo ſtets der Frühling blüht,
Erſcheint, wenn Wahrheit nun es in der Nähe ſieht,
Mit Schreckniſſen erfüllt: in wilden Strömen gießet
Der Regen ſich aufs Land; die heißre Sonne ſchießet
Stets ſenkrecht ihren Strahl hernieder; die Natur
Ermattet in der Gluth des Tags; auf dürrer Flur
Herrſcht ein verſengtes Braun, und Quell und Bach verſieget,
Oft, wenn der Landmann, der ſein hartes Feld gepflüget,
Auf ſchattenloſem Pfad zur fernen Heimath kehrt,
Sinkt er ohnmächtig hin, und ſtirbt von Durſt verzehrt,
Bald tödtet ihn der Biß der Schlange, bald begräbet
Der Sand ihn, der im Sturm ſich Wogen gleich erhebet.

Wer träumt ſich die Natur von innrer Zwietracht frey,
Wer hofft ein Erdenglück, das ohne Wechſel ſey? —
Das Kind, der Neuling nur, den ſüßer Wahn bethörte,
Und noch Erfahrung nicht im Glück Beſorgniß lehrte.

Ich, der auf langer Bahn schon manchen Kampf bestand,
Den falsche Hoffnung oft irr führte, — nirgends fand
Ich eine Freystatt hier, die gegen rauhe Stürme
Der Widerwärtigkeit den armen Pilger schirme.
Drum sey der Winter mir des Erdenlebens Bild!
Wie er in Wettern tobt, in wilden Stürmen brüllt,
Und Luft und Land durchwühlt; so toben, so durchwühlen
Furcht, Sorg' und Gram das Herz mit marternden Gefühlen.

O Räthsel unsrer Brust, wer ist's, der dich erklärt!
Was Jahrszeit oder Ort dem Sterblichen gewährt,
Genügt ihm nie, und doch, wiewohl er ob den Leiden
Des Daseyns murrt, erschreckt ihn der Gedank' ans Scheiden.
Woher dieß Schaudern sonst, das mein Gebein durchbebt;
Wenn still und feyerlich der Abend niederschwebt,
Und bey dem Glockenklang, der dumpf die Flur durchschallet,
Der schwarze Leichenzug bey mir vorüber wallet.
Vernunft ists, die mir sagt: dein harrt ein gleiches Loos!
Einst fodert deinen Staub der Erde Mutterschooß
Zurück, dann öfnest du, den Luftstrom einzusaugen,
Das Tageslicht zu schaun, nicht länger Mund und Augen!

Erheb', o Winter, dich auf deinen Schreckensthron!
Verhülle dich in Nacht, laß deine Wetter drohn,
Und deiner Stürme Wuth der Schöpfung Reiz verheeren!
Ich will kein Paradies für einen Gast begehren,
Der nur vorüberzieht. Der Vorsicht weise Hand
Gab Freud' und Glücks genug, um hier im fremden Land

Gern zu verweilen, gab der Leiden und der Thränen
Genug, um uns hinauf ins beßre Land zu sehnen.

Nur sie, in deren Brust Begierde nie entbrennt,
Sie, die mit Dank genießt was ihr das Schicksal gönnt, —
Zufriedenheit! — sie ists, die eitle Sorgen höhnet,
Und jede Jahrszeit sich, und jeden Ort verschönet;
Ihr zeigt der Winter selbst manch Schauspiel, das entzückt,
Wenn zarter Silberreif die Morgenlandschaft schmückt,
Der Mittagssonne Glanz die heitre Luft durchstrahlet,
Und purpernes Gewölk den Abendhimmel mahlet;
Sie weiß, es reinige der Winterstürme Hauch
Die Luft, der Wassermann entschüttle seinem Schlauch'
In Regen oder Schnee heilsame Feuchtigkeiten,
Die einen reichen Schatz der Ernte vorbereiten.
Für alles danket sie dem Geber, dessen Hand
Den Weltbau schuf; Ihm, der das bunte Prachtgewand
Dem Lenz zur Zierde gab, und dichtes Laub zum Schirme
Dem Sommer, Obst und Wein dem Herbst, dem Winter Stürme.

III.

Briefe auf einer Reise nach dem Gotthardt.

Genf, den 27sten Octobr.

Die grosse Bergkette, die von Basel bis Genf die Schweiz von Frankreich scheidet, wird, wie Ihnen bekannt, der Jura genannt; die größten Höhen davon ziehen sich über Lausanne bis ohngefähr über Rolle und Nion. Auf diesem höchsten Rücken ist ein merkwürdiges Thal von der Natur eingegraben, (ich möchte sagen eingeschwemmt, da auf allen diesen Kalkhöhen die Wirkungen der uralten Gewässer sichtbar sind,) das la vallée de Joux genannt wird, welcher Nahme, da Joux in der Landsprache einen Felsen oder Berg bedeutet, deutsch das Bergthal hiesse. Eh ich zur Beschreibung unsrer Reise fortgehe, will ich mit wenigem die Lage davon geographisch angeben. Seine Länge streicht, wie das Gebürg selbst, ziemlich von Mittag gegen Mitternacht, und wird an jener Seite von den Septmoncels und an dieser von der Dent de vaulion, welche nach der Dole der höchste Gipfel des Jura ist, begränzt

und hat, nach der Sage des Landes neun kleine, nach unsrer ungefähren Reiserechnung aber sechs starke Stunden. Der Berg, der es die Länge hin an der Morgenseite einschließt und auch von dem flachen Land herauf sichtbar ist, heißt le noir Mont. Gegen Abend streicht der Risou hin und verliert sich allmählig gegen die Franche comté. Frankreich und Bern theilen sich ziemlich gleich in dieses Thal, so daß jenes die obere schlechte Hälfte und dieses die untere bessere besitzt, welche leztere eigentlich la vallée du lac de Joux genannt wird. Ganz oben in dem Thal, gegen den Fuß der Sept moncels liegt der Lac des rousses, der keinen sichtlichen einzelnen Ursprung hat, sondern sich aus quelligtem Boden und den überall auslaufenden Brunnen sammlet; aus demselben fließt die Orbe, durchstreicht das ganze französische und einen grossen Theil des Berner Gebiets, bis sie wieder unten gegen den Dent de vaulion sich zum Lac de Joux bildet, der seitwärts in einen kleinen See abfällt, woraus das Wasser endlich sich unter der Erde verlieret. Die Breite des Thals ist verschieden, oben beim Lac de rousses etwa eine halbe Stunde, alsdenn verringert sich's und läuft wieder unten auseinander, wo etwa die gröste Breite anderthalb Stunden wird. So viel zum bessern Verständniß des folgenden, wobei ich Sie einen Blick auf die Charte zu thun bitte; ob ich sie gleich alle, was diese Gegend betrifft, unrichtig gefunden habe.

Den 24sten Octobr. ritten wir, in Begleitung eines Hauptmanns und Oberforstmeisters dieser Gegenden erst-

lich Mont, einen kleinen zerstreuten Ort, der eigentlicher eine Kette von Reb und Landhäusern genennt werden mag, durch die Weinberge hinan. Das Wetter war sehr hell, wir hatten, weun wir uns umkehrten, die Aussicht auf den Genfersee, die Savoier und Wallis Gebürge, konnten Lausanne erkennen und durch einen leichten Nebel auch die Gegend von Genf. Der Mont blanc, der über alle Gebürge des Faucigni ragt, kam immer mehr hervor. Die Sonne ging klar unter, es war so ein grosser Anblick, daß ein menschlich Auge nicht dazu hinreicht. Der fast volle Mond kam herauf und wir immer höher. Durch Fichtenwälder stiegen wir weiter den Jura hinauf, und sahen den See im Dufft und den Wiederschein des Monds darin. Es wurde immer heller. Der Weg ist eine wohlgemachte Chaussee, nur angelegt, um das Holz aus dem Gebürg bequemer in das Land herunter zu bringen. Wir waren wohl drei Stunden gestiegen, als es sachte wieder hinab zu gehen anfieng. Wir glaubten unter uns einen grossen See zu erblicken, indem ein tiefer Nebel das ganze Thal, was wir übersehen konnten, ausfüllte. Wir kamen ihm endlich näher, sahen einen weissen Bogen, den der Mond darinn bildete und wurden bald ganz vom Nebel eingewickelt. Die Begleitung des Hauptmanns verschaffte uns Quartier in einem Hause, wo man sonst nicht Fremde aufzunehmen pflegt. Es unterschied sich in der innern Bauart von gewöhnlichen Gebäuden in nichts, als daß der grosse Raum mitten inne zugleich Küche, Versammlungsplatz, Vorsaal ist, und man von da in die

Zimmer gleicher Erde und auch die Treppe hinauf geht. Auf der einen Seite war an dem Boden auf steinerne Platten das Feuer angezündet, davon ein weiter Schornstein, mit Brettern dauerhaft und sauber ausgeschlagen, den Rauch aufnahm. In der Ecke waren die Thüren zu den Backöfen, der ganze Fußboden übrigens gedielet, bis auf ein kleines Ekgen am Fenster um den Spühlstein, das gepflastert war; übrigens rings herum, auch in der Höhe über den Balken eine Menge Hausrath und Geräthschaften in schöner Ordnung angebracht, alles nicht unreinlich gehalten. Den 25sten Morgens war helles kaltes Wetter, die Wiesen bereift, hier und da zogen leichte Nebel, wir konnten den untern Theil des Thals ziemlich übersehen, unser Haus lag am Fuß des östlichen Noir mont's. Gegen Achte ritten wir ab, und um der Sonne gleich zu genieſſen, an der Abendseite hin. Der Theil des Thals, an dem wir hinritten, besteht in abgetheilten Wiesen, die gegen den See zu etwas sumpfiger werden. Die Orbe fließt in der Mitte durch. Die Einwohner haben sich theils in einzelnen Häusern an der Seite angebaut, theils sind sie in Dörfern näher zusammen geruckt, die einfachen Namen von ihrer Lage führen. Das erste, wodurch wir kamen, war le Sentier. Wir sahen von weitem die Dent de vaulion über einem Nebel, der auf dem See stand, hervorsehen, das Thal ward breiter, wir kamen hinter einen Felsgrath, der uns den See verdekte, durch ein ander Dorf le Lieu genannt, die Nebel stiegen und fielen wechselsweise vor der Sonne. Hier nahe bei ist ein klei-

ner See, der keinen Zu- und Abfluß zu haben scheint. Das Wetter klärte sich völlig auf und wir kamen gegen den Fuß der Dent de vaulion, und trafen hier an das nördliche Ende des grossen Sees, der, indem er sich westwärts wendet, in den kleinen durch einen Damm unter einer Brücke weg seinen Ausfluß hat. Das Dorf drüber heißt le Pont. Die Lage des kleinen Sees ist wie in einem eigenen kleinen Thal, was man niedlich sagen kann. An dem westlichen Ende ist eine merkwürdige Mühle in einer Felsklufft angebracht, die ehemals der kleine See ausfüllte, nunmehr ist er abgedämmt und die Mühle in die Tiefe gebaut, das Wasser läuft durch Schleussen auf die Räder, es stürzt sich von da in Felsrizen, wo es eingeschluckt wird und erst eine Stunde von da in Valorbe hervorkommt, wo es den Namen des Orbeflusses führet. Diese Abzüge, (entonnoirs) müssen rein gehalten werden, sonst würde das Wasser steigen, die Klufft wieder ausfüllen und über die Mühle weggehen, wie es schon mehr geschehen ist; sie waren stark in der Arbeit begriffen, den morschen Kalkfelsen, theils wegzuschaffen, theils zu befestigen. Wir ritten zurück über die Brücke nach Pont, nahmen einen Wegweiser auf la Dent. Im Aufsteigen sahen wir nunmehr den grossen See völlig hinter uns. Ostwärts ist der noir Mont seine Gränze, hinter dem der kahle Gipfel der Dole hervorkommt, westwärts hielt ihn der Felsrücken, der gegen den See ganz nakt ist, zusammen. Die Sonne schien heiß, es war zwischen eilf und Mittag. Nach und nach übersahen wir das ganze Thal,

konnten in der Ferne den Lac des Rousses erkennen, und weiter her bis zu unsern Füssen, die Gegend, durch die wir gekommen waren, und den Weg, der uns rückwärts noch überblieb. Im Aufsteigen wurde von der grossen Streke Landes und den Herrschaften, die man oben unterscheiden konnte, gesprochen, und in solchen Gedanken betraten wir den Gipfel; allein uns war ein ander Schauspiel zubereitet. Nur die hohen Gebürgketten waren unter einem klaren und heitern Himmel sichtbar, alle niederen Gegenden mit einem weissen wolkigten Nebelmeer überdeckt, das sich von Genf bis nordwärts an den Horizont erstreckte und in der Sonne glänzte. Daraus stieg ostwärts die ganze reine Reihe aller Schnee- und Eisgebürge, ohne Unterschied von Namen der Völker und Fürsten, die sie zu besitzen glauben, nur Einem grossen Herrn und dem Blick der Sonne unterworfen, der sie schön röthete. Der Mont blanc gegen uns über schien der höchste, die Eisgebürge des Wallis und des Oberlandes folgten, zulezt schlossen niedere Berge des Cantons Bern. Gegen Abend war an einem Platze das Nebelmeer unbegränzt, zur linken in der weitsten Ferne zeigten sich sodann die Gebürge von Solothurn, näher die von Neuchatel, gleich vor uns einige niedere Gipfel des Jura, unter uns lagen einige Häuser von Vaulion, dahin der Zahn gehört, und daher er den Namen hat. Gegen Abend schließt die Franche Comté mit flachstreichenden waldigten Bergen den ganzen Horizont, wovon ein einziger ganz in der Ferne gegen nordwest sich unterschied. Grad ab war ein schöner An-

blick. Hier ist die Spitze, die diesem Gipfel den Namen eines Zahns giebt, er geht steil und eher etwas einwärts hinunter, in der Tiefe schließt sich ein kleines Fichtenthal mit schönen Grasplätzen an ihn an; gleich drüber liegt das Thal Valorbe, wo man die Orbe aus dem Felsen kommen sieht und rückwärts zum kleinen See ihren unterirrdischen Lauf in Gedanken verfolgen kann. Ungern schieden wir ab. Einige Stunden länger, indem der Nebel um diese Zeit sich zu zerstreuen pflegt, hätten uns das tiefere Land mit dem See entdecken lassen, so aber mußte, damit der Genuß vollkommen werde, noch etwas zu wünschen übrig bleiben. Abwärts hatten wir unser ganzes Thal in aller Klarheit vor uns, stiegen bei Pont zu Pferde, ritten an der Ostseite den See hinauf, kamen durch l'Abbaye de Joux, welches jetzo ein Dorf ist, ehmals aber ein Sitz der Geistlichen war, denen das ganze Thal zugehörte. Gegen viere langten wir in unserm Wirthshaus an, und fanden ein Essen, wovon uns die Wirthinn versicherte, daß es um Mittag gut gewesen sey, aber auch übergar treflich schmecke.

Wie ich eben erwähnte, soll ehedem das Thal Mönchen gehört haben, die es dann wieder vereinzelt, und zu Zeiten der Reformation mit den übrigen ausgetrieben worden; jetzo gehört es zum Canton Bern und sind die Gebürge umher die Holzkammer von dem Pais de vaud. Die meisten Hölzer sind Privatbesitzungen, werden unter Aufsicht geschlagen und so ins Land gefahren. Auch werden hier die Dauben zu fichtenen Fässern geschnitten, Ei-

mer, Bottige und allerlei hölzerne Gefässe verfertiget. Die Leute sind gut gebildet und gesittet, neben dem Holzverkauf treiben sie die Viehzucht, sie haben kleines Vieh und machen gute Käse, sie sind geschäftig und ein Erdschollen ist ihnen viel werth. Wir fanden einen, der die wenige aus einem Gräbgen aufgeworfene Erde mit Pferd und Karren in einige Vertiefungen eben der Wiese führte, die Steine legen sie sorgfältig zusammen und bringen sie auf kleine Haufen. Es sind viele Steinschleifer hier, die für Genfer und andere Kaufleute arbeiten, womit auch die Frauen und Kinder sich beschäftigen. Die Häuser sind dauerhaft und sauber gebaut, die Form und Einrichtung nach dem Bedürfniß der Gegend und der Bewohner, vor jedem Hause läuft ein Brunnen und durchaus spürt man Fleiß, Rührigkeit und Wohlstand. Ueber alles aber muß man die schönen Wege preisen, für die, in diesen entfernten Gegenden, der Stand Bern, wie durch den ganzen übrigen Canton sorgt. Es geht eine Chaussee um das ganze Thal herum, nicht übermässig breit, aber wohl unterhalten, so daß die Einwohner mit der grösten Bequemlichkeit ihr Gewerbe treiben, mit kleinen Pferden und leichten Wagen fortkommen können. Die Luft ist sehr rein und gesund.

Den 26sten ward beim Frühstück überlegt, welchen Weg man zurück nehmen wolle? Da wir hörten, daß die Dole, der höchste Gipfel des Jura nicht weit von dem obern Ende des Thals läge, da das Wetter sich auf das herrlichste anließ und wir hoffen konnten, was uns gestern

noch gefehlt, heute vom Glück zu erlangen, so wurde dahin zu gehen beschlossen. Wir pakten einem Boten Lebensmittel auf, und ritten gegen achte ab. Unser Weg ging nun durch den obern Theil des Thals in dem Schatten des noir Monts hin. Es war sehr kalt, hatte gereift und gefroren, wir hatten noch eine Stunde im Bernischen zu reiten, durch einen kleinen Fichtenwald rückten wir ins franzôsische Gebiet ein. Hier veränderte sich der Schauplatz sehr. Was wir zuerst bemerkten, waren die schlechten Wege. Der Boden ist sehr steinig, überall liegen grosse Haufen zusammengelesen, wieder ist er eines Theils sehr morastig und quelligt, die Waldungen umher sind sehr ruiniret, den Häusern und Einwohnern sieht man, ich will nicht sagen Mangel, aber doch bald ein sehr enges Bedürfniß an, sie gehören fast als Leibeigne an die Canonicos von St. Claude, sie sind an die Erde gebunden, viele Abgaben liegen auf ihnen. Doch ist auch dieser Theil des Thals sehr angebaut, sie nähren sich mühsam und lieben doch ihr Vaterland sehr, stehlen gelegentlich den Bernern Holz und verkaufen's wieder in's Land. Der erste Sprengel heißt le Bois d'amont, durch den wir in das Kirchspiel les Rousses kamen, wo wir den kleinen Lac des Rousses und les sept Moncels, sieben kleine, verschieden gestaltete und verbundene Hügel, die mittägige Gränze des Thals, vor uns sahen. Wir kamen bald auf die neue Strasse, die aus dem Pais de vaud nach Paris führt, wir folgten ihr eine Weile abwärts, und waren nunmehr von unserm Thale geschieden, der kahle Gipfel der Dole.

lag vor uns, wir stiegen ab, um zu Fusse den Berg zu ersteigen.

Es war gegen Mittag, die Sonne schien heiß, aber es wechselte ein kühler Mittagswind. Wenn wir, auszuruhen, uns umsahen, hatten wir les sept Moncels hinter uns, wir sahen noch einen Theil des Lac des Rousses und um ihn die zerstreuten Häuser des Kirchspiels, der noir Mont deckte uns das übrige ganze Thal, höher sahen wir wieder ungefähr die gestrige Aussicht in die Franche comté, und näher bey uns, gegen Mittag, die letzten Berge und Thäler des Jura. Sorgfältig hüteten wir uns, nicht durch einen Bug der Hügel uns nach der Gegend umzusehen, um derentwillen wir eigentlich herauf stiegen. Ich war in einiger Sorge wegen des Nebels, doch zog ich aus der Gestalt des obern Himmels einige gute Vorbedeutungen. Wir betraten endlich den obern Gipfel, und sahen mit größtem Vergnügen uns heute gegönnt, was uns gestern versagt war. Das ganze Pais de vaud und de Ger lag wie eine Flurkarte unter uns, alle Besitzungen mit grünen Zäunen abgeschnitten, wie die Beete eines Parterrs. Wir waren so hoch, daß die Höhen und Vertiefungen des vordern Landes gar nicht erschienen. Dörfer, Städtgen, Landhäuser, Weinberge und höher herauf, wo Wald und Alpen angehen, Sennhütten, meist weiß und hell angestrichen, leuchteten gegen die Sonne; vom See hatte sich der Nebel schon zurückgezogen, wir sahen den nächsten Theil an unsrer Küste deutlich, den sogenannten kleinen See, wo sich der grosse

verenget und gegen Genf zugeht, dem wir gegenüber waren, ganz, und gegen über klärte sich das Land auf, das ihn einschließt. Ueber alles aber behauptete der Anblick über die Eis- und Schneeberge seine Rechte. Wir setzten uns vor der kühlen Luft in Schutz hinter Felsen, liessen uns von der Sonne bescheinen, das Essen und Trinken schmeckte treflich. Wir sahen dem Nebel zu, der sich nach und nach verzog, jeder entdeckte etwas, oder glaubte was zu entdecken, wir sahen nach und nach Lausanne mit allen Gartenhäusern umher, Vevay und das Schloß von Chillon ganz deutlich, das Gebürg, das uns den Eingang vom Wallis verdeckte, bis in den See, von da, an der Savoyer Küste, Evian, Ripaille, Tonon, Dörfgen und Häusgen zwischen inne, Genf kam endlich rechts auch aus dem Nebel, aber weiter gegen Mittag, gegen den Mont Credo und Mont vauche, wo das Fort l'ecluse inne liegt, zog er sich gar nicht weg. Wendeten wir uns wieder links, so lag das ganze Land von Lausanne bis Solothurn in leichtem Duft, die näheren Berge und Höhen, auch alles, was weiße Häuser hatten, konnten wir erkennen, man zeigte uns das Schloß Chauvan blinken, das vom Neuburgersee links liegt, woraus wir seine Lage muthmaßen, ihn aber in dem blauen Duft nicht erkennen konnten. Es sind keine Worte für die Größe und Schöne dieses Anblicks, man ist sich im Augenblick selbst kaum bewußt, daß man sieht, man ruft sich nur gern die Namen und alten Gestalten der bekannten Städte und Orte zurück und freut sich in einer taumlenden Erkenntniß,

daß das eben die weißen Punkte sind, die man vor sich hat.

Und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisgebürge das Aug' und die Seele an sich. Die Sonne wendete sich mehr gegen Abend und erleuchtete ihre gröſsere Flächen gegen uns zu. Schon was für schwarze Felsrücken, Zähne, Thürme und Mauern in vielfachen Reihen von dem See auf vor ihnen aufsteigen! wilde, ungeheure, undurchdringliche Vorhöfe bilden! wann sie dann erst selbst in der Reinheit und Klarheit in der freien Luft mannichfaltig da liegen, man giebt da gern jeden Anspruch an's Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Gedanken fertig werden kann.

Vor uns sahen wir ein fruchtbar bewohntes Land, der Boden, worauf wir stunden, ein hohes, kahles Gebürge, trägt noch Gras, Futter für Thiere, von denen der Mensch Nutzen zieht, das kann sich der einbildische Herr der Welt noch zueignen; aber jene sind wie eine heilige Reihe von Jungfrauen, die der Geist des Himmels in unzugänglichen Gegenden, vor unsern Augen, für sich allein in ewiger Reinheit aufbewahrt. Wir blieben und reizten einander wechselsweise, Städte, Berge und Gegenden bald mit bloßem Auge, bald mit dem Teleskop, zu entdecken und gingen nicht eher abwärts, als biß die Sonne im Weichen den Nebel seinen Abendhauch über den See breiten ließ. Wir kamen mit SonnenUntergang auf die Ruinen des Fort de St. Sergues. Auch näher am Thal, waren unsre Augen nur auf die Eisgebirge gegenüber gerichtet. Die

lezten, links im Oberland, schienen in einem leichten Feuerdampf aufzuschmelzen, die nächsten standen noch mit wohl bestimmten rothen Seiten gegen uns, nach und nach wurden jene weiß, grün, graulich. Es sah fast ängstlich aus. Wie ein gewaltiger Körper von außen gegen das Herz zu abstirbt, so erblaßten alle langsam gegen den Mont blanc zu, dessen weiter Busen noch immer roth herüber glänzte und auch zuletzt uns noch einen röthlichen Schein zu behalten schien, wie man den Tod des Geliebten nicht gleich bekennen, und den Augenblick, wo der Puls zu schlagen aufhört, nicht abschneiden will. Auch nun gingen wir ungern weg, die Pferde fanden wir in St. Sergues, und daß nichts fehle, stieg der Mond auf und leuchtete uns nach Nion, wo unter Weges unsere gespannten Sinnen sich wieder lieblich falteten, wieder freundlich wurden und mit frischer Lust aus den Fenstern des Wirthshauses den breitschwimmenden Wiederglanz des Monds im ganz reinen See genießen konnten.

Cluse in Savoyen, den 3ten Nov.

Auf der ganzen Reise ward so viel von der Merkwürdigkeit der Savoyer Eisgebürge gesprochen und wie wir nach Genf kamen, hörten wir, daß es immer mehr Mode würde, sie zu sehen, daß *** eine sonderliche Lust bekam, seinen Weg dahin zu nehmen, von Genf aus über Cluse und Salenche in's Thal Chamounis zu gehen, die Wunder zu betrachten, dann über Valorsine und Trient nach Martinach in's Wallis zu fallen. Dieser Weg, den

die meisten Reisenden nehmen, schien wegen der Jahrszeit etwas bedenklich. Der Herr de Saussure wurde deswegen auf seinem Landgute besucht und um Rath gefragt. Er versicherte, daß man ohne Bedenken den Weg machen könnte, es liege auf den mittlern Bergen noch kein Schnee und wenn wir in der Folge auf's Wetter und auf den guten Rath der Landleute achten wollten, der niemals fehl schlüge, so könnten wir mit aller Sicherheit die Reise unternehmen.

Früh am Tage verliesen wir Genf in einem leichten Cabriolet, mit vier Rädern und fuhren den hohen Schneegebürgen, die wir vor Augen hatten, entgegen. Vom Genfersee laufen die vordern Bergketten gegen einander, biß Bonneville; hinter dieser Stadt schließt sich das Thal, obgleich noch sehr breit an, die Arve fließt sachte durch, die Mittagseite ist sehr angebaut und durchaus der Boden benutzt. Wir hatten seit früh etwas Regen befürchtet, aber die Wolken verließen nach und nach die Berge und theilten sich in Schäfgen, die uns schon mehr gute Zeichen waren. Die Luft war so warm, wie Anfangs September, noch viele Bäume grün, die meisten braungelb, wenige ganz kahl, die Saat hochgrün, die Berge im Abendroth rosenfarb in's Violette, und diese Farben auf großen, schönen, gefälligen Formen der Landschaft. Gegen fünfe kamen wir nach Cluse, wo das Thal sich schließet und nur einen Ausgang läßt, wo die Arve aus dem Gebürge kommt und wir Morgen hineingehen. Wir stiegen auf einen Berg und sahen unter uns die Stadt an einem Fels gegen über

mit der einen Seite angelehnt, die andere mehr in die Fläche des Thals hingebaut, das wir mit vergnügten Blicken durchliefen und, auf abgestürzten Granitstücken sizzend, die Ankunft der Nacht, mit ruhigen und mannichfaltigen Gesprächen, erwarteten. Gegen sieben, als wir hinabstiegen, war es noch nicht kühler, als es im Sommer um neun Uhr zu seyn pflegt. In einem schlechten Wirthshaus, bey muntern und willigen Leuten, an deren Patois man sich erlustigt, erschlafen wir nun den morgenden Tag, vor dessen Anbruch wir schon unsern Stab weiter setzen wollen.

Salenche, den 4ten Nov. Mittags.

Biß ein schlechtes Mittagessen von sehr willigen Händen wird bereitet seyn, will ich versuchen, das Merkwürdigste von heute früh aufzuschreiben. Mit Tages Anbruch gingen wir zu Fuße von Cluse ab, den Weg nach Balme. Angenehm frisch war's im Thal, das letzte Mondsviertel ging vor der Sonne hell auf und erfreute uns, weil man es selten so zu sehen gewohnt ist; leichte, einzelne Nebel stiegen aus den Felsritzen aufwärts, als wenn die Morgenluft junge Geister aufweckte, die Lust fühlten, ihre Brust der Sonne entgegen zu tragen und sie an ihren Blicken zu vergolden. Der obere Himmel war ganz rein, nur hie und da strichen durchleuchtete Wolkenstreifen. Balme ist ein elendes Dorf, unfern vom Weg, wo sich eine Felsschlucht wendet. Wir verlangten von den Leuten, daß sie uns zur Hdle führen sollten, von der der Ort seinen

Ruhm hat. Da sahen sich die Leute unter einander an und sagten einer zum andern: Nehm' du die Leiter, ich will den Strick nehmen, kommt ihr Herrn nur mit! Diese wunderbare Einladung machte uns lachen, indem wir ihnen folgten. Der Stieg ging durch abgestürzte Kalkfelsenstücke erst hinauf, die durch die Zeit vor der steilen Felswand aufgestufet worden und mit Hasel- und Buchenbüschen durchwachsen sind. Auf ihnen kommt man endlich an die Schicht der Felswand, wo man mühseelig und leidig auf der Leiter und Felsstufen, mit Hülfe übergebogener Nußbäum-Aeste, und dran befestigter Stricke hinaufklettern muß; dann steht man frölich in einem Portal, das in dem Felsen eingewittert ist, übersieht das Thal und das Dorf unter sich. Wir bereiteten uns zum Eingang in die Höle, zündeten Lichter an und luden eine Pistole, die wir losschießen wollten. Die Höle ist ein langer Gang, meist ebenes Bodens, auf Einer Schicht, bald zu ein bald zu zwei Menschen breit, bald über Mannshöhe, dann wieder zum bücken und auch zum durchkriechen. Gegen die Mitte steigt eine Kluft aufwärts und bildet einen spizigen Dom. In einer Eke schiebt eine Kluft abwärts, wo wir immer gelassen siebzehn bis neunzehn gezählt haben, eh' ein Stein, mit verschiedentlich wiederschallenden Sprüngen, endlich in die Tiefe kam. An den Wänden sintert ein Tropfstein, doch ist sie an den wenigsten Orten feucht, und es bilden sich lange nicht die reichen wunderbaren Figuren, wie in der Baumanns-Höle. Wir drangen so weit vor, als es die Wasser zuließen, schossen im Heraus-

gehen die Piſtole los, davon die Höle von einem ſtarken dumpfen Klang erſchüttert wurde und um uns wie eine Glocke ſummte. Wir brauchten eine ſtarke Viertelſtunde wieder herauszugehen, machten uns die Felſen wieder hinunter, fanden unſere Wagen und fuhren weiter. Wir ſahen einen ſchönen Waſſerfall auf Staubbachs Art, er war weder ſehr hoch noch ſehr reich, doch weil die Felſen um ihn, wie eine runde Niſche bilden, in der er herabſtürzt, ſehr intereſſant. Bei hohem Sonnenſchein kamen wir hier an, nicht hungrig genug, das Mittagseſſen, das aus einem aufgewärmten Fiſch, Kuhfleiſch und hartem Brod beſtehet, gut zu finden. Von hier geht weiter in's Gebürg kein Fuhrweg für eine ſo ſtattliche Reiſekutſche, wie wir haben, dieſe geht nach Genf zurück und ich nehme Abſchied von Ihnen, um den Weg weiter fortzuſetzen. Ein Mauleſel mit dem Gepäck wird uns auf dem Fuß folgen.

Chamouni, den 4ten Nov. Abends gegen 9.

Nur daß ich mit dieſem Blatt Ihnen um ſo viel näher rücken kann, nehme ich die Feder, ſonſt wäre es beſſer meine Geiſter ruhen zu laſſen. Wir ließen Salenche in einem ſchönen, ofnen Thale hinter uns, der Himmel hatte ſich während unſrer Mittagraſt, mit weißen Schäfgen überzogen, von denen ich hier eine beſondre Anmerkung machen muß: Wir haben ſie ſo ſchön und noch ſchöner, an einem heitern Tag, von den Berner Eisbergen aufſteigen ſehen, auch hier ſchien es uns wieder ſo, als wenn die Sonne die leiſeſte Ausdünſtungen von den höchſten Schnee-

gebürgen, gegen sich aufzöge und diese ganz feine Dünste von einer leichten Luft, wie eine Schaumwolle, durch die Atmosphäre gekämmt würden. Ich erinnere mich nie in den höchsten Sommertagen, bey uns, wo dergleichen ähnliche Lufterscheinungen vorfallen, etwas so durchsichtiges, leicht gewobenes gesehen zu haben. Schon sahen wir die Schneegebürge, von denen sie aufsteigen, vor uns, das Thal fing an zu stocken, die Arve schoß aus einer Felskluft hervor, wir musten einen Berg hinan, und wanden uns, die Schneegebürge rechts vor uns, immer höher. Abwechselnde Berge, alte Fichtenwälder zeigten sich uns rechts, theils in der Tiefe, theils uns gleich. Links über uns waren die Gipfel des Bergs kahl und spitzig. Wir fühlten, daß wir einem stärkern und mächtigern Satz von Bergen immer näher rückten. Wir kamen über ein breites trocknes Bette von Kieseln und Steinen, das die Wasserfluthen die Länge des Berges hinab zerreissen und wieder füllen, von da in ein sehr angenehmes, rundgeschloßnes, flaches Thal, worinn das Dörfgen Serves liegt, wo dann der Weg, um einige sehr bunte Felsen, wieder gegen die Arve sich ziehet. Wenn man über sie weg ist, steigt man einen Berg hinan, die Massen werden hier immer größer, die Natur hat hier, mit sachter Hand, das Ungeheure zu bereiten angefangen. Es wurde dunkler, wir kamen dem Thale Chamouni näher und endlich darein. Nur die großen Massen waren uns sichtbar, die Sterne gingen nach einander auf und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge, rechts vor uns, ein Licht, das wir nicht erklären

konnten. Hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielte es lang unsre Aufmerksamkeit, biß es endlich, da wir unsern Standpunkt änderten, wie eine Piramide, von einem innern, geheimnißvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanniswurms am besten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Mont blanc's war. Es war die Schönheit dieses Anblicks ganz außerordentlich, denn, da er mit den Sternen, die um ihn herum stunden, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breitern, zusammenhängendern Masse leuchtete, so schien er den Augen zu einer höhern Sphäre zu gehören und man hatte Müh', in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen. Vor ihm sahen wir eine Reihe von Schneegebürgen, dämmernder auf den Rücken von schwarzen Fichtenbergen liegen und ungeheure Gletscher zwischen den schwarzen Wäldern herunter in's Thal steigen. Meine Beschreibung fängt an unordentlich und ängstlich zu werden, auch brauchte es eigentlich immer zwei Menschen, einen der's sähe und einen der's beschriebe. Wir sind hier in dem mittelsten Dorfe des Thals, le Prieure genannt, wohl logieret, in einem Hause, das eine Wittwe den vielen Fremden zu Ehren, vor einigen Jahren erbauen ließ. Wir sitzen am Camine und lassen uns den Muskatellerwein, aus der Vallée d'aost besser schmecken, als die Fastenspeisen, die uns aufgetischt werden.

den 5ten Nov. Abends.

Es ist immer eine Resolution als wie wenn man in's kalte Wasser soll, ehe ich die Feder nehmen mag, zu schreiben. Hier hätt' ich nun grade Lust, Sie auf die Beschreibung der Savoyschen Eisgebürge, die Bourit, ein passionirter Kletterer, herausgegeben hat, zu verweisen. Erfrischt durch einige Gläser guten Wein und den Gedanken, daß diese Blätter eher als die Reisenden und Bourit's Buch bey Ihnen ankommen werden, will ich mein möglichstes thun. Das Thal Chamouni, in dem wir uns befinden, liegt sehr hoch in den Gebürgen, es ist etwa sechs biß sieben Stunden lang und gehet ziemlich von Mittag gegen Mitternacht; der Charakter, der mir es vor andern auszeichnet, ist, daß es in seiner Mitte fast gar keine Fläche hat, sondern das Erdreich, wie eine Mulde, sich gleich von der Arve aus gegen die höchsten Gebürge anschmiegt. Der Mont blanc und die Gebürge, die von ihm herabsteigen, die Eismassen, die diese ungeheure Klüfte ausfüllen, machen die östliche Wand aus, an der die ganze Länge des Thals hin sieben Gletscher, einer größer als der andre herunterkommen. Unsere Führer, die wir gedingt hatten, das Eismeer zu sehen, kamen bey Zeiten. Der eine ist ein rüstiger, junger Bursche, der andre schon älter und sich klug dünkender, der mit allen gelehrten Fremden Verkehr gehabt hat, von der Beschaffenheit der Eisberge sehr wohl unterrichtet und ein sehr tüchtiger Mann ist. Er versicherte uns, daß seit acht und zwanzig Jahren, so lang führ' er Fremde auf die Gebürge, er zum erstenmal

mal so spät im Jahr, nach Allerheiligen, jemand hinaufbringe, und doch versicherte er, daß wir alles eben so gut wie im August sehen sollten. Wir stiegen mit Speise und Wein gerüstet den Mont Anvert hinan, wo uns der Anblick des Eismeers überraschte. Ich würde es, um die Backen nicht so voll zu nehmen, eigentlich das Eisthal oder den Eisstrom nennen. Denn die ungeheuren Massen von Eis, dringen aus einem tiefen Thal, von oben anzusehn, in ziemlicher Ebne hervor. Grad hinten endigt ein spitzer Berg, wo von beyden Seiten Eisflüsse sich in den Hauptstrom ergießen. Es lag noch nicht der mindeste Schnee auf der zakigten Fläche und die blauen Spalten glänzten gar schön hervor. Das Wetter fing nach und nach an sich zu überziehen und ich sahe wogige graue Wolken, die Schnee anzudeuten schienen, wie ich sie niemals gesehen. In der Gegend, wo wir stunden, ist die kleine von Steinen zusammengelegte Hütte für das Bedürfniß der Reisenden, zum Scherz das Schloß von Mont Anvert genannt. Monsieur Blaire, ein Engländer, der sich zu Genf aufhält, hat eine geräumigere, an einem schicklichern Ort, etwas weiter hinauf, erbauen lassen, wo man am Feuer sitzend, zu einem Fenster hinaus, das ganze Eisthal übersehen kann. Die Gipfel der Felsen gegen über und auch in die Tiefe des Thals hin, sind sehr spizig ausgezakt; es kommt daher, weil sie aus einer Gesteinart zusammengesetzt sind, deren Schichten fast ganz perpendikular in die Erde einschießen; wittert eine leichtere aus, so bleibt die andere Spitze in die Luft stehen, solche Zacken werden

Nadeln genennet und die Aiguille du dru ist eine solche hohe merkwürdige Spitze, grade dem Mont auvert gegen über. Wir wollen nunmehro auch das Eismeer betreten, und diese ungeheure Massen auf sich selbst beschauen. Wir stiegen den Berg hinunter und machten einige hundert Schritte auf den wogigen Cristallklippen herum. Es ist ein ganz treflicher Anblick, wenn man, auf dem Eise selbst stehend, den oberwärts sich herabdrängenden und durch seltsame Spalten geschiedenen Massen entgegen sieht, doch wollt' es uns nicht länger auf diesem schlüpfrigen Boden gefallen, wir waren weder mit Fußeisen, noch mit beschlagenen Schuhen gerüstet, vielmehr waren unsere Absätze durch den langen Marsch abgerundet und geglättet, wir machten uns also wieder zu den Hütten hinauf und nach einigem Ausruhen zur Abreise fertig. Wir stiegen den Berg hinab und kamen an den Ort, wo der Eisstrom stufenweis biß hinunter in's Thal dringt und traten in die Höle, in die er sein Wasser ausgießt. Sie ist weit, tief, von dem schönsten Blau, und es steht sich sichrer im Grund als vorn an der Mündung, weil an ihr sich immer große Stücke Eis schmelzend ablösen. Wir nahmen unsern Weg nach dem Wirthshause zu, bey der Wohnung zweier Blondins vorbei: Kinder von zwölf biß vierzehn Jahren, die sehr weiße Haut, weiße, doch schroffe Haare, rothe und bewegliche Augen wie die Kaninchen haben.

Die tiefe Nacht, die im Thale liegt, lädt mich zeitig zu Bette und ich habe kaum noch so viel Munterkeit Ihnen zu sagen, daß wir einen jungen zahmen Steinbock ge-

sehen haben, der sich unter den Ziegen ausnimmt, wie der natürliche Sohn eines großen Herrn, dessen Erziehung in der Stille einer bürgerlichen Familie aufgetragen ist.

Chamouni den 6 Nov. früh.

Zufrieden mit dem, was uns die Jahrzeit hier zu sehen erlaubte, sind wir reisefertig noch heute in's Wallis durchzudringen. Das ganze Thal ist über und über biß an die Hälfte der Berge mit Nebel bedeckt, wir müssen erwarten, was Sonne und Wind zu unserm Vortheil thun werden. Unser Führer schlägt uns einen Weg über den Col de balme vor. Ein hoher Berg, der an der nördlichen Seite des Thals gegen Wallis zu liegt und auf dem wir, wenn wir glücklich sind, das Thal Chamouni, mit seinen meisten Merkwürdigkeiten, noch auf einmal von seiner Höhe übersehen können. Indem ich dieses schreibe, zeigt sich an dem Himmel eine herrliche Erscheinung: die Nebel, die sich bewegen und die sich an einigen Orten brechen, lassen, wie durch Tagelöcher den blauen Himmel sehen und die Gipfel der Berge, die oben, über unsrer Dunstdecke, von der Morgensonne beschienen werden. Auch ohne die Hofnung eines schönen Tags, ist dieser Anblick dem Aug' eine rechte Weide. Erst jetzo hat man einiges Maas für die Höhe der Berge. Erst in einer ziemlichen Höhe vom Thal auf, streichen die Nebel an dem Berg hin, hohe Wolken steigen von da auf und alsdann sieht man noch über ihnen die Gipfel in der Verklärung schimmern.

Es wird Zeit! Ich nehme zugleich von diesem geliebten Thal und von Ihnen Abschied.

Martinach im Wallis, d. 6ten Nov. Abends.

Glücklich sind wir herüber gekommen und so wäre auch dieses Abentheuer bestanden. Die Freude über unser gutes Schicksal wird mir noch eine halbe Stunde die Feder lebendig erhalten.

Unser Gepäck auf ein Maulthier geladen, zogen wir frühe gegen Neune von Prieuré aus. Die Wolken wechselten, daß die Gipfel der Berge bald erschienen, bald verschwanden, bald die Sonne streifweis in's Thal dringen konnte, bald die Gegend wieder verdeckt wurde. Wir gingen das Thal hinauf, den Ausguß des Eisthals vorbey, ferner den Glacier d'argentiere hin, der höchste von allen, dessen oberster Gipfel uns aber von Wolken bedeckt war. In der Gegend wurde Rath gehalten, ob wir den Steig über den Col de balme unternehmen und den Weg über Valorsine verlassen wollten. Der Anschein war nicht der vortheilhafteste, doch da hier nichts zu verlieren und viel zu gewinnen war, traten wir unsern Weg kek gegen die dunkle Nebel- und Wolkenregion an. Als wir gegen den Glacier du tour kamen, rissen sich die Wolken auseinander und wir sahen auch diesen schönen Gletscher in völligem Lichte. Wir setzten uns nieder, tranken eine Flasche Wein aus und aßen etwas weniges. Wir stiegen nunmehro immer den Quellen der Arve auf rauhern Matten entgegen und kamen dem Nebelkreis immer näher, biß

er uns endlich völlig aufnahm. Wir stiegen eine Weile geduldig fort, als es auf einmal wieder über unsern Häuptern helle zu werden anfing und wir aufschritten. Kurze Zeit dauerte es, so traten wir aus den Wolken heraus, sahen sie in ihrer ganzen Last, unter uns auf dem Thale liegen und konnten die Berge, die es rechts und links einschließen, außer dem Gipfel des Mont blanc, der mit Wolken bedeckt war, sehen, deuten und mit Namen nennen. Wir sahen einige Gletscher von ihren Höhen biß zu der Wolkentiefe herabsteigen, von andern sahen wir nur die Plätze, indem uns die Eismassen durch die Berge verdeckt wurden. Ueber die ganze Wolkenfläche sahen wir, außer dem mittägigen Ende des Thales, ferne Berge im Sonnenschein. Was soll ich Ihnen die Namen von den Gipfeln, Spitzen, Nadeln, Eis- und Schneemassen vorerzählen, die Ihnen doch kein Bild weder vom Ganzen noch vom Einzelnen in die Seele bringen? Merkwürdiger ist's, wie die Geister der Luft sich unter uns zu streiten schienen. Kaum hatten wir eine Weile gestanden und uns an der großen Aussicht ergözt, so schien eine feindselige Gährung in dem Nebel zu entstehen, der auf einmal aufwärts strich und uns aufs neue einzuwickeln drohte. Wir stiegen stärker den Berg hinan, ihm nochmals zu entgehn, allein er überflügelte uns und hüllte uns ein. Wir stiegen immer frisch aufwärts und bald kam uns ein Gegenwind vom Berge selbst zu Hülfe, der durch den Sattel, welcher zwey Gipfel verbindet, hereinstrich, und den Nebel wieder in's Thal zurücktrieb. Dieser wundersame Streit wie-

derhohlte sich öfters und wir langten endlich glücklich auf dem Col de balme an. Es war ein seltsamer, eigener Anblick: der höchste Himmel über den Gipfeln der Berge war überzogen, unter uns sahen wir durch den manchmal zerrissenen Nebel in's ganze Thal Chamouni und zwischen diesen beyden Wolkenschichten waren die Gipfel der Berge alle sichtbar. Auf der Ostseite waren wir von schroffen Gebürgen eingeschlossen, auf der Abendseite sahen wir in ungeheure Thäler, wo doch auf einigen Matten sich menschliche Wohnungen zeigten. Vorwärts lag uns das Wallisthal, wo man mit einem Blick biß Martinach und weiter hinein mannichfaltig über einander geschlungene Berge sehen konnte, von allen Seiten von Gebürgen umschlossen, die sich weiter gegen den Horizont immer zu vermehren und aufzuthürmen schienen, so standen wir auf der Gränze von Savoyen und Wallis. Einige Contrebandiers kamen mit Mauleseln den Berg herauf und erschraken vor uns, da sie an dem Platz jetzo niemand vermutheten. Sie thaten einen Schuß, als ob sie sagen wollten: damit ihr seht, daß sie geladen sind — und es ging einer voraus, um uns zu recognoscieren. Da er unsern Führer erkannte und unsre harmlose Figuren sah, rückten die andern auch näher und wir zogen, mit wechselseitigen Glückwünschen, an einander vorbey. Der Wind ging scharf und es fing ein wenig an, zu schneien. Nunmehro ging es durch einen sehr rauhen und wilden Steig abwärts durch einen alten Fichtenwald, der sich auf Fels-Platten eingewurzelt hatte. Vom Wind übereinander gerissen ver-

faulten hier die Stämme mit ihren Wurzeln und die zugleich losgebrochne Felsen lagen schroff durch einander. Endlich kamen wir in's Thal, wo der Trientfluß aus einem Gletscher entspringt, ließen das Dörfgen Trient ganz nahe rechts liegen, und folgten dem Thale durch einen ziemlich unbequemen Weg, biß wir endlich gegen sechse hier in Martinach auf flachem Wallisboden angekommen sind, wo wir uns zu weitern Unternehmungen ausruhen wollen.

Martinach den 6 Nov. 1779. Abends.

Zu Nachts sind wir in ein Land getreten, nach dem unsre Neugier schon lange gespannt ist, noch haben wir nichts als die Gipfel der Berge, die das Thal von beyden Seiten einschließen, in der Abenddämmerung gesehn, wir sind im Wirthshause untergekrochen, sehen zum Fenster hinaus, die Wolken wechseln, es ist uns so heimlich und so wohl, daß wir ein Dach haben, als Kindern, die sich aus Stühlen, Tischblättern und Teppichen eine Hütte am Ofen machen und sich drinne bereden, es regne und schneie aussen, um angenehme eingebildete Schauer in ihren kleinen Seelen in Bewegung zu bringen. So sind wir in der Herbstnacht in einem fremden unbekannten Land. Aus der Karte wissen wir, daß wir in dem Winkel eines Ellenbogens sitzen, von wo aus der kleinere Theil des Wallis ohngefähr von Mittag gegen Mitternacht die Rhone hinunter sich an den Genfersee anschließt, der andre und längste aber vom Abend gegen Morgen die Rhone hinauf

biß an ihren Ursprung, die Furka streicht. Das Wallis selbst zu durchreisen macht uns eine angenehme Aussicht, nur wie wir oben hinauskommen werden, erregt einige Sorge. Zuförderst ist festgesetzt, daß wir um den untern Theil zu sehen, morgen biß St. Maurice gehen, wo ***, der mit den Pferden durch das Pays de Vaud vorausgegangen, eingetroffen seyn wird. Morgen Abend gedenken wir wieder hier zu seyn und übermorgen soll es das Land hinauf.

den 7ten. St. Maurice gegen Mittag.

Heute früh gingen wir in der Dämmerung von Martinach weg, ein frischer Nordwind ward mit dem Tage lebendig, wir kamen an einem alten Schlosse vorbei, das auf der Eke steht, wo die beiden Arme des Wallis ein Y machen. Das Thal ist eng und wird auf beiden Seiten von mannichfaltigen Bergen beschlossen, die wieder zusammen ihren eigenen erhaben lieblichen Charakter haben. Wir kamen dahin, wo der Trientstrom um enge und grade Felsenwände herum in das Thal dringt, daß man zweifelhaft ist, ob er nicht unter den Felsen hervorkomme. Gleich dabei steht die alte vorm Jahr durch den Fluß beschädigte Brücke, unfern welcher ungeheure Felsstücke vor kurzer Zeit vom Gebürge herab die Landstraße verschüttet haben; diese Gruppe zusammen würde ein außerordentlich schönes Bild machen. Nicht weit davon hat man eine neue hölzerne Brücke gebaut, und ein ander Stück Landstraße eingeleitet. Wir wußten, daß wir uns dem berühmten

Wasserfall des Pisse vache näherten und wünschten einen Sonnenblick, wozu uns die wechselnden Wolken einige Hofnung machten. An dem Wege betrachteten wir die vielen Granit = und Gestellsteinstücke, die bey ihrer Verschiedenheit doch alle eines Ursprungs zu seyn schienen. Endlich traten wir vor den Wasserfall, der seinen Ruhm vor vielen andern verdient. In ziemlicher Höhe schießt aus einer engen Felskluft ein starker Bach flammend herunter, in ein Becken wo er in Staub und Schaum sich weit und breit im Wind herum treibt. Die Sonne trat hervor und machte den Anblick doppelt lebendig. Unten im Wasserstaube hat man einen Regenbogen hin und wieder, wie man geht, ganz nahe vor sich. Tritt man weiter hinauf, so sieht man noch eine schönere Erscheinung. Die luftigen schäumenden Wellen des obern Strals, wenn sie gischend und flüchtig die Linien berühren, wo in unsern Augen der Regenbogen entstehet, färben sich flammend, ohne daß die aneinander hängende Gestalt eines Bogens erscheine, und so ist an dem Platze immer eine wechselnde feurige Bewegung. Wir kletterten dran herum, setzten uns dabey nieder und wünschten ganze Tage und gute Stunden des Lebens dabey zubringen zu können. Auch hier wieder, wie so oft auf dieser Reise, fühlten wir, daß große Gegenstände im Vorübergehen gar nicht empfunden und genossen werden können. Wir kamen in ein Dorf, wo lustige Soldaten waren, und tranken daselbst neuen Wein, den man uns gestern auch schon vorgesetzt hatte. Er sieht aus wie Seifenwasser, doch mag ich ihn lieber trinken als

ihren sauren jährigen und zweijährigen; wenn man durstig ist, bekommt alles wohl. Wir sahen St. Maurice von weitem, wie es just an einem Platze liegt, wo das Thal sich zu einem Passe zusammen drückt. Links über der Stadt sahen wir an einer Felsenwand eine kleine Kirche mit einer Einsiedelei angeflickt, wo wir noch hinauf zu steigen denken. Wenn ich jemanden einen Weg in's Wallis rathen sollte, so wär' es dieser, vom Genfersee die Rhone herauf. Ich bin auf dem Weg nach Bex zu über die grosse Brücke gegangen, wo man gleich in's Berner Gebiet eintritt, die Rhone fließt dort hinunter und das Thal wird nach dem See zu etwas weiter. Wie ich mich umkehrte, sah ich die Felsen sich bey St. Maurice zusammendrücken und über die Rhone, die unten durchrauscht, in einem hohen Bogen eine schmale leichte Brücke kühn hinüber gesprengt. Die mannichfaltigen Erker und Thürme eines Schlosses schliessen drüben gleich an und mit einem einzigen Thore ist der Eingang in's Wallis gesperrt.

Gegen Neun.

Wir sind tief in die Nacht geritten und der Herweg hat uns länger geschienen als der Hinweg, wo wir von einem Gegenstand zu dem andern gelockt worden sind; auch habe ich alle Beschreibungen und Reflexionen vor heute herzlich satt, doch will ich zwey schöne noch geschwind in der Erinnerung festehalten. An der Pisse vache kamen wir in tiefer Dämmrung wieder vorbei. Die Berge, das Thal und selbst der Himmel waren dunkel und dämmernd.

Graulich und mit ſtillem Rauſchen ſah man den herabſchieſſenden Strom von allen andern Gegenſtänden ſich unterſcheiden, man bemerkte faſt gar keine Bewegung. Es war immer dunkler geworden. Auf einmal ſahen wir den Gipfel einer ſehr hohen Klippe völlig wie geſchmolzen Erz im Ofen glühen und rothen Dampf davon aufſteigen. Dieſes ſonderbare Phänomen würkte die Abendſonne, die den Schnee und den davon aufſteigenden Nebel erleuchtete.

Sion, den 8ten Novbr.

Wir haben heute früh einen Fehlritt gethan und uns wenigſtens um drei Stunden verſäumet. Wir ritten vor Tag von Martinach weg, um bey Zeiten in Sion zu ſeyn; das Wetter war auſſerordentlich ſchön, nur daß die Sonne wegen ihres niedern Standes von den Bergen gehindert war, den Weg den wir ritten zu beſcheinen. Der Anblick des wunderſchönen Wallisthals machte manchen guten und muntern Gedanken rege. Wir waren ſchon drei Stunden die Landſtraſſe hinan, die Rhone uns linker Hand, geritten, wir ſahen Sion vor uns liegen und freuten uns auf das bald zu veranſtaltende Mittageſſen, als wir die Brücke, die wir zu paſſiren hatten, abgetragen fanden. Es blieb uns nach Angabe der Leute, die dabei beſchäftigt waren, nichts übrig, als entweder einen kleinen Fußpfad der an den Felſen hingieng zu wählen, oder eine Stunde wieder zurück zu reiten und alsdenn über einige andere Brücken der Rhone zu gehen, wir wählten das letzte und lieſſen uns von keinem üblen Humor anfechten, ſondern

schrieben diesen Unfall wieder auf Rechnung eines guten Geistes, der uns bey der schönsten Tagszeit durch ein so interessantes Land spatzieren führen wollte. Die Rhone macht überhaupt in diesem engen Lande böse Händel. Wir musten, um zu den andern Brücken zu kommen, über anderthalb Stunden durch die sandigen Fleke reiten, die sie durch Ueberschwemmungen sehr oft zu verändern pflegt, und die nur zu Erlen und Weidengebüschen zu benutzen sind. Endlich kamen wir an die Brücken, die sehr bös, schwankend, lang und von falschen Knüppeln zusammengesetzt sind. Wir musten einzeln unsere Pferde, nicht ohne Sorge, drüber führen. Nun ging es an der linken Seite des Wallis wieder nach Sion zu. So unangenehm und steinig der Weg war, den wir zu reiten hatten, so angenehm waren die noch ziemlich grünen Reblauben, die ihn bedeckten; die Einwohner, denen jedes Flekgen Erdreich kostbar ist, pflanzen ihre Weinstöcke gleich an die Mauren, die ihre Güter von dem Wege scheiden, sie wachsen zu ausserordentlicher Dicke und werden vermittelst Pfälen und Latten über den Weg gezogen, so daß es fast eine an einander hangende Laube ist. In dem untern Theile war meistens Wieswachs, doch fanden wir auch, da wir uns Sion näherten, einigen Feldbau; gegen diese Stadt zu wird die Gegend durch wechselnde Hügel ausserordentlich mannichfaltig und man wünschte eine längere Zeit des Aufenthalts hier geniessen zu können. Doch unterbricht die Häßlichkeit der Städte und der Menschen die angenehmen Empfindungen, die die Landschaft erregt,

gar sehr, die scheußlichen Köpfe haben mich ganz und gar üblen Humors gemacht. Unsern Pferden dürfen wir wohl heute nichts mehr zumuthen und denken deßwegen zu Fusse nach Seyters zu gehen, das Wirthshaus ist hier abscheulich und die Stadt hat ein widriges schwarzes Ansehn.

Leukerbaad den 9ten am Fuß des Gemmiberges.

In einem kleinen bretternen Haus, wo wir gar freundlich aufgenommen worden sind, sitzen wir in einer schmalen und niedrigen Stube, und ich will sehen, wie viel von unserer heutigen sehr interessanten Tour durch Worte mitzutheilen ist. Von Seyters stiegen wir früh drey Stunden lang einen Berg herauf, nachdem wir vorher grosse Verwüstungen der Bergwasser unterwegs angetroffen hatten. Es reißt ein solcher schnell entstehender Strom auf Stunden weit alles zusammen, überführt mit Steinen und Kies Felder, Wiesen und Gärten, die denn nach und nach kümmerlich, wenn es allenfalls noch möglich ist, von den Leuten wieder hergestellt und nach ein paar Generationen vielleicht wieder verschüttet werden. Wir hatten bisher noch meist das offene Wallisthal rechts neben uns gehabt, als sich auf einmal ein schöner Anblick in's Gebürg vor uns aufthat.

Ich muß, um anschaulicher zu machen, was ich beschreiben will, etwas von der geographischen Lage der Gegend, wo wir uns befinden, sagen. Wir waren nun schon drei Stunden aufwärts in das ungeheure Gebürge gestiegen, das Wallis von Bern trennet. Es ist eben

der Stok von Bergen, der in einemfort vom Genfersee bis auf den Gotthardt läuft und auf dem sich, in dem Berner Gebiet, die grossen Eis- und Schnee-Massen eingenistet haben. Hier sind oben und unten bloß relatife Worte des Augenblicks. Ich sage, unter mir auf einer Fläche liegt ein Dorf und eben diese Fläche liegt vielleicht wieder an einem Abgrund, der viel höher ist, als mein Verhältniß zu ihr.

Wir sahen, als wir um eine Ecke herum kamen und bey einem Heiligenstok ausruhten, unter uns am Ende einer schönen grünen Matte, die an einem ungeheuren Felsschlund hergieng, das Dorf Inden mit einer weissen Kirche ganz am Hange des Felsens in der Mitte der Landschaft liegen. Ueber der Schlucht drüben gingen wieder Matten und Tannenwälder aufwärts, gleich hinter dem Dorfe stieg eine grosse Kluft von Felsen in die Höhe, die Berge von der linken Seite schlossen sich bis zu uns an, die von der rechten setzten auch ihre Rücken weiter fort, so daß das Dörfgen mit seiner weissen Kirche gleichsam wie im Brennpunkt von so viel zusammenlaufenden Felsen und Klüften da stand. Der Weg nach Inden ist in die steile Felswand gehauen, die dieses Amphitheater von der linken Seite, im Hingehen gerechnet, einschließt. Es ist dieses kein gefährlicher Weg, aber er sieht fürchterlich aus. Er geht auf den Lagen einer schroffen Felswand hinunter, an der rechten Seite mit einer geringen Blanke von dem Abgrunde gesondert; ein Kerl, der mit einem Mauleſel neben uns hinabstieg, faßte sein Thier

bey gefährlichen Passagen beym Schweife, um ihm einige Hülfe zu geben, wenn es gar zu steil vor sich hinunter in den Felsen hinein mußte. Endlich kamen wir in Juden an, und da unser Bote wohl bekannt war, so fiel es uns leicht, von einer willigen Frau ein gut Glas rothen Wein und Brod zu erhalten, da sie eigentlich in dieser Gegend keine Wirthshäuser haben. Nun gieng es die hohe Schlucht hinter Juden hinauf, wo wir denn bald den so schrecklich beschriebenen Gemmiberg vor uns sahen und das Leukerbaad an seinem Fuß zwischen andern hohen, unwegsamen und mit Schnee bedeckten Gebürgen gleichsam wie in einer holen Hand liegen fanden. Es war gegen drei, als wir ankamen, unser Führer schaffte uns bald Quartier. Es ist kein Gasthof hier, aber alle Einwohner sind so ziemlich wegen der vielen Badegäste, die hieher kommen, eingerichtet, unsere Wirthin liegt seit gestern in den Wochen, und ihr Mann macht mit einer alten Mutter und der Magd ganz artig die Ehre des Hauses. Wir bestellten etwas zu essen und liessen uns die warmen Quellen zeigen, die an verschiedenen Orten sehr stark aus der Erde hervorkommen und reinlich eingefaßt sind. Ausser dem Dorfe, gegen das Gebürge zu, sollen noch einige stärkere seyn. Dieses Wasser hat nicht den mindesten schwefelichten Geruch, setzt wo es quillt und wo es durchfließt, nicht den mindesten Oker oder sonst etwas mineralisches oder irrdisches an, sondern läßt wie ein anderes reines Wasser keine Spur zurück. Es ist, wenn es aus der Erde kommt, sehr heiß und wegen seiner guten Kräfte berühmt. Wir

hatten noch Zeit zu einem Spatziergang gegen den Fuß des Gemmi, der uns ganz nah zu liegen schien. Ich muß hier wieder bemerken, was schon so oft vorgekommen ist, daß wenn man mit Gebürgen umschlossen ist, einem alle Gegenstände so ausserordentlich nahe scheinen. Wir hatten eine starke Stunde über herunter gestürzte Felsstücke und dazwischen geschwemmten Kies hinaufzusteigen, bis wir an dem Fuß des ungeheuren Gemmiberges, wo der Weg an steilen Klippen aufwärts gehet, uns befanden. Es ist dieß die Passage ins Berner Gebiet, wo alle Kranken sich in Säuften müssen herunter tragen lassen. Hieß uns die Jahrszeit nicht eilen, so würde wahrscheinlicher Weise morgen ein Versuch gemacht werden, diesen so merkwürdigen Berg zu besteigen, so aber werden wir uns mit der blossen Ansicht vor dießmal begnügen müssen. Wie wir zurückgiengen sähen wir dem Gebräude der Wolken zu, das in der jetzigen Jahrszeit in diesen Gegenden äusserst interessant ist. Das schöne Wetter hat uns bisher ganz vergessen machen, daß wir November haben, es ist auch, wie man uns im Bernischen voraussagte, hier der Herbst sehr gefällig. Die frühen Abende und bald Schnee verkündigende Wolken erinnern uns aber doch manchmal, daß wir tief in der Jahrszeit sind. Das wunderbare Wehen, das sie heute Abend verführten, war ausserordentlich schön. Als wir vom Fuß des Gemmiberges zurück kamen, sahen wir, aus der Schlucht von Inden herauf, leichte Nebelwolken sich mit grosser Schnelligkeit bewegen. Sie wechselten bald rückwärts bald vor-

wärts und kamen endlich aufsteigend dem Leukerbaad so nah, daß wir wohl sahen, wir mußten unsre Schritte verdoppeln, um bey hereinbrechender Nacht nicht in Wolken eingewickelt zu werden. Wir kamen auch glücklich zu Hause an, und während ich das schreibe, legen sich wirklich die Wolken ganz ernstlich in einen kleinen artigen Schnee auseinander. Es ist dieses der erste, den wir haben, und wenn wir auf unsere gestrige warme Reise von Martinach nach Sion, auf die noch ziemlich belaubten Rebengeländer zurückdenken, eine sehr schnelle Abwechselung.

Ich bin an die Thüre getreten, ich habe dem Wesen der Wolken eine Weile zugesehen, das über alle Beschreibung schön ist. Eigentlich ist es noch nicht Nacht, aber sie verhüllen abwechselnd den Himmel und machen dunkel. Aus den tiefen Felsschluchten steigen sie herauf, bis sie an die höchsten Gipfel der Berge reichen; von diesen angezogen scheinen sie sich zu verdicken und von der Kälte gepakt in Gestalt des Schnees niederzufallen. Es ist eine unaussprechliche Einsamkeit hier oben, in so grosser Höhe doch noch wie in einem Brunnen zu seyn, wo man nur vorwärts durch die Abgründe einen Fußpfad hinaus vermuthet. Die Wolken, die sich hier in diesem Sacke stossen, die ungeheuren Felsen bald zudecken und in eine undurchdringliche öde Dämmrung verschlingen, bald wieder einzelne Theile davon als Gespenster sehen lassen, geben dem Zustand ein trauriges Leben. Man ist voller Ahnung bey diesen Wirkungen der Natur. Die Wolken, eine

dem Menschen von Jugend auf so merkwürdige Lufterscheinung, ist man in dem platten Lande doch nur als etwas fremdes, überirdisches anzusehen gewohnt. Man betrachtet sie nur als Gäste, als Strichvögel, die unter einem andern Himmel gebohren, von dieser oder jener Gegend bey uns augenblicklich vorbeygezogen kommen, als prächtige Tepiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unsern Augen verschliessen. Hier aber ist man von ihnen selbst wie sie sich erzeugen eingehüllt, und die ewige innerliche Kraft der Natur fühlt man sich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen.

Auf die Nebel, die bei uns eben diese Wirkungen hervorbringen, giebt man weniger Acht, auch weil sie uns weniger vors Auge gedrängt sind, ist ihre Wirthschaft schwerer zu beobachten. Bey allen diesen Gegenständen wünscht man nur länger sich verweilen und an solchen Orten mehrere Tage zubringen zu können, ja wenn man ein Liebhaber von dergleichen Betrachtungen ist, so wird dieser Wunsch immer lebhafter, wenn man bedenkt, daß jede Jahrszeit, Tagszeit und Witterung neue Erscheinungen, an die man gar nicht denkt, hervorbringen muß. Und wie in jedem Menschen, auch selbst dem Gemeinen sonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bey grossen ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig gewesen ist, und er sich von diesem einen Fleke gleichsam grösser fühlt, unermüdlich eben dasselbe erzählend wiederhohlt, und dadurch einen Schatz für sein ganzes Leben gefunden hat, so ist es auch dem Menschen, der solche

grosse Gegenstände der Natur gesehen und mit ihnen vertraut geworden ist. Er hat, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit andern Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrath von Gewürze, womit er den unschmackhaften Theil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann. Ich bemerke, daß ich in meinem Schreiben der Menschen wenig erwähne, sie sind auch unter diesen grossen Gegenständen der Natur besonders im Vorbeygehen minder merkwürdig. Ich zweifle nicht, daß man bey längerm Aufenthalt gar interessante und gute Leute finden würde. Eins glaub ich überall zu bemerken, je weiter man von der Landstrasse und dem grössern Gewerbe abkommt, je mehr in den Gebürgen die Menschen beschränkt, abgeschnitten und auf die allerersten Bedürfnisse des Lebens zurückgewiesen sind, je mehr sie sich von einem einfachen langsamen unveränderlichen Erwerbe nähren, desto besser, willfähriger, freundlicher, uneigennütziger, gastfreier bey ihrer Armuth hab' ich sie gefunden.

Brieg.

Gestern giengen wir mit Tages Anbruch vom Leukerbaad aus, und hatten im frischen Schnee einen schlüpfrigen Weg über die Matten zu machen. Wir kamen bald nach Inden, wo wir dann den steilen Weg, den wir gestern herunter kamen, zur rechten über uns liessen, und auf der Matte nach dem Schluchter, der uns nunmehro

links lag, hinabstiegen. Er ist wild und mit Bäumen verwachsen, doch geht ein ganz leidlicher Weg hinunter. Durch diese Felsklüfte hat das Wasser, das vom Leukerbaad kommt, seine Abflüsse ins Wallisthal. Wir sahen in der Höhe an der Seite des Felsen, den wir gestern heruntergekommen waren, eine Wasserleitung gar künstlich eingehauen, wodurch ein Bach in das benachbarte Dorf geleitet wird. Wir mußten nunmehro wieder einen Hügel hinauf und sahen dann bald das offne Wallis und die garstige Stadt Leuk unter uns liegen. Diese Städtgen sind meist an die Berge angeflickt, die Dächer mit groben zerrißnen Schindeln unzierlich gedeckt, die durch die Jahrszeit ganz schwarz gefault und vermoost sind. Wie man auch nur hineintritt, so ekelts einem, denn es ist überall unsauber; Mangel und ängstlicher Erwerb dieser privilegirten und freien Bewohner kommt überall zum Vorschein. Wir fanden W*** der die schlimme Nachricht brachte, daß es nunmehro mit den Pferden sehr beschwerlich weiter zu gehen anfienge. Die Ställe werden kleiner und enger, weil sie nur auf Mauleſel und Saumrosse eingerichtet sind. Es wurde ein kurzer Entschluß gefaßt, W*** sollte mit den Pferden das Wallis wieder hinunter über Bex, Vevay, Lausanne, Friburg und Bern auf Luzern gehen, wir andern wollten unsern Weg das Wallis hinauf fortsezen, versuchen, wo wir auf den Gotthardt hinauf dringen könnten, alsdenn durch den Canton Uri, über den vier Waldstädtersee, gleichfalls in Luzern eintreffen. Man findet in dieser Gegend überall Maulthiere, die auf sol-

chen Wegen immer besser sind als Pferde, und zu Fusse zu gehen ist am Ende doch immer das angenehmste. So kamen wir nach Brieg, fanden hier ein ganz artiges Wirthshaus, und, was uns zu grossem Vergnügen dient, in einer geräumigen Stube ein Kamin; wir sitzen am Feuer und machen Rathschläge wegen unserer weiteren Reise. Hier in Brieg geht die gewöhnliche Strasse über den Simplon nach Italien; wenn wir also unsere Gedanken über die Furka auf den Gotthardt zu gehen aufgeben wollten, so gingen wir mit gemietheten Pferden und Maulthieren auf Domo d'osula, Margozzo, führen den Laco majore hinaufwärts, dann auf Belinzone und so weiter den Gotthardt hinauf über Aisolo zu den Capuzinern. Dieser Weg ist den ganzen Winter über gebahnt und mit Pferden bequem zu machen, doch scheint er unserer Vorstellung, da er in unserm Plane nicht war und uns fünf Tage später als W*** nach Luzern führen würde, nicht reizend. Wir wünschen vielmehr das Wallis bis an sein oberes Ende zu sehen, dahin wir morgen Abend kommen werden, und wenn das Glück gut ist, so sitzen wir Uibermorgen um diese Zeit in Realp in dem Ursner Thal, welches auf dem Gotthardt nahe bey dessem höchsten Gipfel ist. Sollten wir nicht über die Furka kommen, so bleibt uns immer der Weg hierher unverschlossen, und wir werden alsdann das aus Noth ergreifen, was wir aus Wahl nicht gerne thun. Sie können sich vorstellen, daß ich hier schon wieder die Leute examinirt habe, ob sie glauben, daß die Passage über die Furka offen ist, denn das ist der Gedanke

mit dem ich aufstehe, schlafen gehe, mit dem ich den ganzen Tag über beschäftigt bin. Bisher war es einem Marsch zu vergleichen, den man gegen einen Feind richtet, und nun ists, als wenn man sich dem Fleke nähert, wo er sich verschanzt hat, und man sich mit ihm herumschlagen muß. Ausser unserm Maulthier sind zwei Pferde auf morgen früh bestellt.

Münster.

Wieder einen glücklichen und angenehmen Tag zurückgelegt. Heute früh, als wir von Brieg bei guter Tageszeit ausritten, sagte uns der Wirth noch auf den Weg: wenn der Berg, so nennen sie hier die Furka, gar zu grimmig wäre, so möchten wir wieder zurückkehren und einen andern Weg suchen. Mit unsern zwei Pferden und einem Maulesel kamen wir nun bald über angenehme Matten, wo das Thal so eng wird, daß es kaum einige Büchsenschüsse breit ist. Es hat daselbst eine schöne Weide, worauf grosse Bäume stehen und Felsstücke, die sich von benachbarten Bergen abgelöst haben, zerstreut liegen. Das Thal wird immer enger, man wird genöthiget, an den Bergen seitwärts hinaufzusteigen, und hat nunmehr die Rhone in einer schroffen Schlucht immer rechts unter sich. In der Höhe aber breitet sich das Land wieder aus, auf mannichfaltig gebogenen Hügeln sind schöne nahrhafte Matten, liegen hübsche Oerter, die mit ihren dunkelbraunen hölzernen Häusern gar wunderlich unter dem Schnee hervorsehen. Wir gingen viel zu Fuß und thaten's ein-

ander wechſelſeitig zu gefallen. Denn ob man gleich auf den Pferden ſicher iſt, ſo ſieht es doch immer gefährlich aus, wenn ein andrer, auf ſo ſchmalen Pfaden, von ſo einem ſchwachen Thiere getragen, an einem ſchroffen Abgrund, vor einem herreitet. Weil nun kein Vieh auf der Weide ſeyn kann, weil die Menſchen alle in den Häuſern ſtecken, ſo ſieht eine dergleichen Gegend ſehr einſam aus, und der Gedanke, daß man immer enger und enger zwiſchen ungeheuren Gebürgen eingeſchloſſen wird, giebt der Imagination graue und unangenehme Bilder, die einen, der nicht recht feſt im Sattel ſäſſe, gar leicht herab werfen könnten. Der Menſch iſt niemals ganz Herr von ſich ſelbſt, da er die Zukunft nicht weiß, da ihm ſogar der nächſte Augenblick verborgen iſt, ſo hat er oft, wenn er etwas ungemeines vornimmt, mit unwillkührlichen Empfindungen zu kämpfen, über die man kurz hinterdrein wohl lachen kann, die aber oft in dem Augenblicke der Entſcheidung höchſt beſchwerlich ſind. In unſerm Mittagsquartier begegnete uns etwas angenehmes. Wir traten bey einer Frau ein, bey der es ganz rechtlich ausſah. Ihre Stube war nach hieſiger Landesart ausgetäfelt, die Betten mit Schnitzwerk geziert, die Schränke, Tiſche und was ſonſt von kleinen Repoſitorien an den Wänden und in den Ecken befeſtigt war, hatte artige Zierrathen von Drechsler- und Schnitzwerk. An den Portraits, die in der Stube hingen, konnte man bald ſehen, daß mehrere aus dieſer Familie ſich dem geiſtlichen Stand gewidmet hatten. Wir bemerkten auch eine Sammlung wohl ein-

gebundner Bücher über der Thüre, die wir für eine Stiftung eines dieser Herren hielten. Wir nahmen die Legenden der Heiligen herunter und lasen drinn, während daß das Essen vor uns zubereitet wurde. Die Wirthin fragte uns einmahl, als sie in die Stube trat, ob wir auch die Geschichte des H. Alexis gelesen hätten? wir sagten nein, nahmen aber weiters keine Notiz davon und jeder las in seinem Kapitel fort. Als wir uns zu Tische gesetzt hatten, stellte sie sich zu uns und fieng wieder von dem H. Alexis an zu reden; wir fragten, ob es ihr Patron oder der Patron ihres Hauses sey, welches sie verneinte, dabey aber versicherte, daß dieser heilige Mann so viel aus Liebe zu Gott ausgestanden habe, daß ihr seine Geschichte erbärmlicher vorkomme, als wie viele der übrigen. Da sie sah, daß wir gar nicht unterrichtet waren, fing sie uns an zu erzählen. Es sey der heil. Alexis der Sohn vornehmer, reicher und gottesfürchtiger Eltern in Rom gewesen, sey ihnen, die den Armen ausserordentlich viel gutes gethan, in Ausübung guter Werke mit Vergnügen gefolgt, doch habe ihm dieses noch nicht genug gethan, sondern er habe sich in der Stille Gott ganz und gar geweiht, und Christo eine ewige Keuschheit angelobet. Als ihn in der Folge seine Eltern an eine schöne und treffliche Jungfrau verheurathen wollen, habe er zwar sich ihrem Willen nicht widersetzt, die Trauung sei vollzogen worden, er habe sich aber, anstatt sich zu der Braut in die Kammer zu begeben, auf ein Schiff, das er bereit gefunden, gesetzt, und sey damit nach Asien übergefahren,

Er habe daselbst die Gestalt eines schlechten Bettlers angezogen und sey dergestalt unkenntlich geworden, daß ihn auch die Knechte seines Vaters, die man ihm nachgeschickt, nicht erkannt hätten. Er habe sich daselbst an der Thüre der Hauptkirche gewöhnlich aufgehalten, dem Gottesdienst beygewohnt und sich vom geringen Allmosen der Glaubigen genährt. Nach drei oder vier Jahren seyen verschiedene Wunder geschehen, die ein besonderes Wohlgefallen Gottes angezeigt. Der Bischof habe in der Kirche eine Stimme gehört, daß er den frömmsten Mann, dessen Gebet vor Gott am angenehmsten sey, in die Kirche rufen und an seiner Seite den Dienst verrichten sollte. Da dieser hierauf nicht gewußt, wer gemeint sey, habe ihm die Stimme den Bettler angezeigt, den er denn auch zu grossem Erstaunen des Volks herein geholt. Der heil. Alexis betroffen, daß die Aufmerksamkeit der Leute auf ihn rege geworden, habe sich in der Stille davon und auf ein Schiff gemacht, Willens, weiter sich in die Fremde zu begeben. Durch Sturm aber und andre Umstände sey er genöthiget worden, in Italien zu landen. Der heil. Mann habe hierinn einen Wink Gottes gesehen und sich gefreut, eine Gelegenheit zu finden, wo er die Selbstverleugnung im höchsten Grade zeigen könnte. Er seye daher geradezu auf seine Vaterstadt losgegangen, habe sich als ein armer Bettler vor seiner Eltern Hausthüre gestellt, diese, ihn auch dafür haltend, haben ihn nach ihrer frommen Wohlthätigkeit gut aufgenommen und einem Bedienten aufgetragen, ihn mit Quartiere im Schloß und den nöthigen

Speisen zu versehen; dieser Bediente, verdrüßlich über die Mühe und unwillig über seiner Herrschaft Wohlthätigkeit, habe diesen anscheinenden Bettler in ein schlechtes Loch unter der Treppe gewiesen und ihm daselbst geringes und sparsames Essen gleich einem Hunde vorgeworfen. Der heil. Mann, anstatt sich dadurch irre machen zu lassen, habe darüber erst Gott recht in seinem Herzen gelobt und nicht allein dieses, was er so leicht ändern können, mit gelassenem Gemüthe getragen, sondern auch die andaurende Betrübniß der Eltern und seiner Gemahlin über die Abwesenheit ihres so geliebten Alexis mit unglaublicher und übermenschlicher Standhaftigkeit ausgehalten. Denn seine vielgeliebte Eltern und seine schöne Gemahlin hat er des Tags wohl hundertmal seinen Namen ausrufen hören, sich nach ihm sehnen und über seine Abwesenheit ein kummervolles Leben verzehren sehen. An dieser Stelle konnte sich die Frau der Thränen nicht mehr enthalten und ihre beiden Mädchen, die sich während der Erzählung an ihren Rock angehängt, sahen unverwandt an der Mutter hinauf. Ich weiß mir keinen erbärmlichern Zustand vorzustellen, sagte sie, und keine grössere Marter, als was dieser heilige Mann bey den Seinigen und aus freiem Willen ausgestanden hat, aber Gott hat ihm seine Beständigkeit aufs herrlichste vergolten und bey seinem Tode die grösten Zeichen der Gnade vor den Augen der Glaubigen gegeben. Denn als dieser heil. Mann, nachdem er einige Jahre in diesem Zustande gelebt, täglich mit grösster Inbrunst dem Gottesdienste beygewohnt, so ist er endlich krank geworden,

ohne daß jemand sonderlich auf ihn acht gegeben. Als darnach an einem Morgen der Papst, in Gegenwart des Kaisers und des ganzen Adels, selbst hohes Amt gehalten, haben auf einmal die Glocken der ganzen Stadt Rom wie zu einem Todtengeläute zu läuten angefangen, wie nun jedermänniglich darüber erstaunet, so ist dem Papste eine Offenbarung geschehen, daß dieses Wunder den Tod des heiligsten Mannes in der ganzen Stadt anzeige, der in dem Hause des Patricii * * so eben verschieden sey. Der Vater des Alexis fiel auf Befragen selbst auf den Bettler. Er ging nach Hause und fand ihn unter der Treppe wirklich todt. In den zusammengefalteten Händen hatte der heil. Mann ein Papier stecken, welches ihm der Alte, wiewohl vergebens, herauszuziehen suchte. Er brachte diese Nachricht dem Kaiser und Papst in die Kirche zurück, die alsdenn mit dem Hofe und der Clerisei sich aufmachten, um selbst den heil. Leichnam zu besuchen. Als sie angelangt, nahm der heil. Vater ohne Mühe das Papier dem Leichnam aus den Händen, überreichte es dem Kaiser, der es sogleich von seinem Canzler vorlesen ließ. Es enthielt dieses Papier die bisherige Geschichte dieses Heiligen. Da hätte man nun erst den übergrossen Jammer der Eltern und der Gemahlin sehen sollen, die ihren theuren Sohn und Gatten so nahe bey sich gehabt und ihm nichts zu Gute thun können, und nunmehro erst erfuhren, wie übel er behandelt worden. Sie fielen über den Körper her, klagten so wehmüthig, daß niemand von allen Umstehenden sich des Weinens enthalten konnte.

Auch waren unter der Menge Volks, die sich nach und nach zudrängten, viele Kranke, die zu dem heiligen Körper gelassen und durch dessen Berührung gesund worden. Die Erzählerinn versicherte nochmals, indem sie ihre Augen trocknete, daß sie keine erbärmlichere Geschichte niemals gehört habe und mir kam selbst ein so großes Verlangen zu weinen an, daß ich Mühe hatte es zu verbergen und zu unterdrücken. Nach dem Essen suchte ich im Pater Cochem die Legende selbst auf und fand, daß sie den ganzen reinen menschlichen Faden der Geschichte behalten, und alle abgeschmakte Anwendungen dieses Schriftstellers rein vergessen hatte.

Wir gehen fleißig ins Fenster und sehen uns nach der Witterung um, denn wir sind jetzt sehr im Fall, Winde und Wolken anzubeten. Die frühe Nacht und die allgemeine Stille ist das Element, worin das Schreiben recht gut gedeiht, und ich bin überzeugt wenn ich mich nur einige Monate an so einem Orte inn halten könnte und müßte, so würden alle meine angefangenen Arbeiten, die vielleicht jetzt ewig unvollendet bleiben, eins nach dem andern, aus Noth fertig. Wir haben schon verschiedene Leute vorgehabt, und sie nach dem Uebergange über die Furka gefragt, aber auch hier können wir nichts bestimmtes erfahren, ob der Berg gleich nur zwei Stunden entfernt ist. Wir müssen uns also darüber beruhigen und morgen mit Anbruche des Tages selbst recognosciren und sehen, wie sich unser Schicksal entscheidet. So gefaßt ich auch sonst bin, so muß ich gestehen, daß mirs höchst ver-

drüßlich wäre, wenn wir zurückgeschlagen würden. Glückt es, so sind wir Morgen Abend in Realp auf dem Gotthard und übermorgen zu Mittage auf dem Gipfel des Bergs bey den Kapucinern; mislingt's, so haben wir nur zwei Wege zum Rückzuge offen, wovon keiner sonderlich besser ist als der andre. Durchs ganze Wallis zurück und den bekannten Weg über Bern auf Luzern; oder auf Brieg zurück und erst durch einen großen Umweg auf den Gotthardt! Ich glaube, ich habe Ihnen das in diesen wenigen Blättern schon dreimal gesagt. Freilich ist es für uns von der größten Wichtigkeit. Der Ausgang wird entscheiden, ob unser Muth und Zutrauen daß es gehen müsse, oder die Klugheit einiger Personen die uns diesen Weg mit Gewalt widerrathen wollen, recht behalten wird. So viel ist gewiß, daß beide Klugheit und Muth das Glück über sich erkennen müssen. Nachdem wir vorher nochmals das Wetter examinirt, die Luft kalt, den Himmel heiter und ohne Disposition zu Schnee gesehen haben, legen wir uns nunmehro ruhig zu Bette.

den 12 Nov. früh 6 Uhr.

Wir sind schon fertig und alles ist eingepackt, um mit TagsAnbruch von hier weg zu gehen. Wir haben zwei Stunden bis Oberwald und von da rechnet man gewöhnlich sechs Stunden auf Realp. Unser Maulthier geht mit der Bagage nach, so weit wir es bringen können.

Realp, den 12 Nov. Abends.

Mit einbrechender Nacht sind wir hier angekommen. Es ist überstanden, und der Knoten der uns den Weg verstrickte, entzwey geschnitten. Eh ich Ihnen sage, wo wir eingekehrt sind, eh ich Ihnen das Wesen unsrer Gastfreunde beschreibe, lassen Sie mich mit Vergnügen den Weg in Gedanken zurück machen, den wir mit Sorgen vor uns sahen und den wir glücklich, doch nicht ohne Beschwerde, zurückgelegt haben. Um sieben gingen wir von Münster weg und sahen das beschneite Amphitheater der hohen Gebürge vor uns zugeschlossen, hielten den Berg, der hinten quer vorsteht, für die Furka, allein wir irrten uns, wie wir nachmals erfuhren, sie war durch Berge, die uns links lagen, und durch hohe Wolken bedeckt. Der Morgenwind blies stark, trieb einige Schneewolken herum und jagte abwechselnd leichtes Gestöber an den Bergen und durch das Thal. Desto stärker trieben aber die Windweben an dem Boden hin und machten uns etlichemal den Weg verfehlen, ob wir gleich, auf beiden Seiten von Bergen eingeschlossen, Oberwald am Ende doch finden mußten. Nach Neun trafen wir daselbst ein und sprachen in einem Wirthshaus ein, wo sich die Leute nicht wenig wunderten, solche Gestalten in dieser Jahrszeit erscheinen zu sehen. Wir fragten ob der Weg über die Furka noch gangbar wäre? Sie antworteten, daß ihre Leute den grösten Theil des Winters drüber gingen, ob wir aber hinüber kommen würden, das wüßten sie nicht. Wir schickten sogleich nach solchen Führern; es kam ein untersetzter

ſtarker Mann, deſſen Geſtalt ein gutes Zutrauen gab, dem wir unſern Antrag thaten: Wenn er den Weg für uns noch praktikabel hielte, ſo ſollt' er's ſagen, noch einen oder mehr Kameraden zu ſich nehmen und mit uns kommen. Nach einigem Bedenken ſagte er's zu, gieng weg um ſich fertig zu machen, und den andern mitzubringen. Wir zahlten indeſſen unſerm Mauleſeltreiber ſeinen Lohn, den wir mit dem Thiere nunmehro nicht weiter brauchen konnten, aßen ein weniges Käs und Brod, tranken ein Glas rothen Wein und waren ſehr luſtig und wohlgemuth, als unſer Führer wieder kam, und noch einen größern und ſtärker ſcheinenden Mann, der die Stärke und Tapferkeit eines Roſſes zu haben ſchien, hinter ſich hatte. Einer hokte den Mantelſack auf den Rücken, und nun ging der Zug zu fünfen zum Dorfe hinaus, da wir denn in kurzer Zeit den Fuß des Berges, der uns links lag, erreichten und allmählich in die Höhe zu ſteigen anfiengen. Zuerſt hatten wir noch einen betretenen Fußpfad, der von einer benachbarten Alpe herunterging, bald aber verlohr ſich dieſer und wir mußten im Schnee den Berg hinaufſteigen. Unſere Führer wandten ſich durch die Felſen, um die ſich der bekannte Fußpfad ſchlingt, ſehr geſchickt herum, obgleich alles überein zugeſchneit war. Noch ging der Weg durch einen Fichtenwald, wir hatten die Rhone in einem engen unfruchtbaren Thal unter uns. Nach einer kleinen Weile mußten wir ſelbſt hinab in dieſes Thal, kamen über einen kleinen Steg und ſahen nunmehr den Rhonegletſcher vor uns. Es iſt der ungeheuerſte, den wir ſo ganz über-

sehen haben. Er nimmt den Sattel eines Berges in sehr großer Breite ein, steigt von da ununterbrochen herunter bis wo unten im Thal die Rhone aus ihm herausfließt. An diesem Ausflusse hat er, wie die Leute erzählen, verschiedene Jahre her abgenommen, das will aber gegen die übrige ungeheure Masse gar nichts sagen. Obgleich alles voll Schnee lag, so waren doch die schroffen Eisklippen wo der Wind keinen Schnee so leicht haften läßt, mit ihren vitriolblauen Spalten sichtbar und man konnte deutlich sehen, wo der Gletscher aufhört und der beschneite Felsen anhebt. Wir gingen ganz nahe dran hin, er lag uns linker Hand. Bald kamen wir wieder auf einen leichten Steg über ein kleines Bergwasser, das in einem muldenförmigen unfruchtbaren Thal nach der Rhone zufloß. Vom Gletscher aber rechts und links und vorwärts sieht man nun keinen Baum mehr, alles ist öde und wüste. Keine schroffe und überstehende Felsen, nur lang gedehnte Thäler, sacht geschwungene Berge, die jetzt noch dazu im alles vergleichenden Schnee die einfachen ununterbrochenen Flächen uns entgegen wiesen. Wir stiegen nunmehro links den Berg hinan und sanken in tiefen Schnee. Einer von unsern Führern mußte voran und brach, indem er herzhaft durchschritt, die Bahn, in der wir folgten. Es war seltsam anzusehen, wenn man einen Augenblick seine Aufmerksamkeit von dem Wege ab und auf sich selbst und die Gesellschaft wendete. In der ödesten Gegend der Welt und in einer ungeheuren einförmigen Schnee bedeckten Wüste, wo man rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine le-

bendige Seele weiß, eine Reihe Menschen zu sehen, deren einer in des andern Fußstapfen tritt und wo in der ganzen glatt überzogenen Weite nichts in die Augen fällt, als die Furche die man gezogen hat. Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos im Nebel hinter einem. Die Wolken wechseln über die blasse Sonne, breitflokigter Schnee stiebt in der Tiefe und zieht über alles einen ewig beweglichen Flor. Ich bin überzeugt, daß einer, über den auf diesem Weg seine Einbildungskraft nur einigermassen Herr würde, ohne anscheinende Gefahr vor Angst und Furcht hier vergehen müßte. Eigentlich ist auch hier keine Gefahr des Sturzes, sondern nur die Lavinnen, wenn der Schnee stärker wird als er jetzo ist und durch seine Last zu rollen anfängt, sind gefährlich. Doch erzählten uns unsere Führer, daß sie den ganzen Winter durch drüber gingen, um Ziegenfelle aus dem Wallis auf den Gotthardt zu tragen, womit ein starker Handel getrieben wird. Sie gehen alsdenn, um die Lavinnen zu vermeiden, nicht da wo wir gingen, den Berg allmählig hinauf, sondern bleiben eine Weile unten im breitern Thal, und steigen alsdenn den steilen Berg gerade hinauf. Der Weg ist da sicherer, aber auch viel unbequemer. Nach vierthalb Stunden Marsch kamen wir auf dem Sattel der Furka an, beim Kreuz wo sich Wallis und Uri scheiden. Auch hier bekamen wir den doppelten Gipfel der Furka, woher sie ihren Namen hat, nicht zu sehen. Wir hofften nunmehr bequemer hinab zu steigen, allein unsere Führer verkündigten uns einen noch tiefern Schnee, wie wir auch bald

fanden. Unser Zug ging wie vorher hinter einander fort, und der vorderste der die Bahn brach, saß oft biß über dem Gürtel drinne. Die Geschicklichkeit der Leute und die Leichtigkeit, womit sie die Sachen traktirten, erhielt auch unsern guten Muth, und ich muß sagen, daß ich für meine Person so glücklich gewesen bin, den Weg ohne große Mühseligkeit zu überstehen, ob ich gleich damit nicht sagen will, daß es ein Spatziergang sey. Es kam ein Lämmergeier mit unglaublicher Schnelle über uns hergeflogen, er war das einzige Lebende, was wir in diesen Wüsten antrafen, und in der Ferne sahen wir die Berge des Ursner Thals im Sonnenschein. Unsere Führer wollten in einer verlaßnen steinernen und zugeschneiten Hirtenhütte einkehren und etwas essen, allein wir trieben sie fort um in der Kälte nicht stille zu stehen. Hier schlingen sich wieder andere Thäler ein, und endlich hatten wir den offenen Anblick in's Ursner Thal. Wir gingen schärfer und nach vierthalb Stunden Wegs vom Kreuz an sahen wir die zerstreuten Dächer von Realp. Wir hatten unsere Führer schon verschiedentlich gefragt, was für ein Wirthshaus und besonders was für Wein wir in Realp zu erwarten hätten? Die Hofnung, die sie uns gaben, war nicht sonderlich, doch versicherten sie, daß die Kapuziner daselbst, die zwar nicht, wie die auf dem Gotthardt ein Hospitium hätten, dennoch manchmal Fremde aufzunehmen pflegten. Bei diesen würden wir einen guten rothen Wein und beßeres Essen als im Wirthshaus finden. Wir schickten einen deswegen voraus, daß er die Patres disponiren und uns

Quartier machen sollte. Wir säumten nicht, ihm nachzugehen und kamen bald nach ihm an, da uns denn ein großer ansehnlicher Pater an der Thüre empfieng. Er hieß uns mit großer Freundlichkeit eintreten und bat noch auf der Schwelle, daß wir mit ihnen vorlieb nehmen möchten, da sie eigentlich, besonders in gegenwärtiger Jahrszeit, nicht eingerichtet wären, solche Gäste zu empfangen. Er führte uns sogleich in eine warme Stube, und war sehr geschäftig uns, indem wir unsre Stiefel auszogen und Wäsche wechselten, zu bedienen. Er bat uns einmal übers andere, wir möchten ja völlig thun, als ob wir zu Hause wären. Wegen des Essens müßten wir, sagt er, in Geduld stehen, indem sie in ihrer langen Fasten begriffen wären, die bis Weynachten dauert. Wir versicherten ihm, daß eine warme Stube, ein Stück Brod und ein Glas Wein unter gegenwärtigen Umständen alle unsere Wünsche erfülle. Er reichte uns das verlangte und wir hatten uns kaum ein wenig erholt als er uns ihre Umstände und ihr Verhältniß hier auf diesem öden Fleke zu erzählen anfing. Wir haben, sagt er, kein Hospitium wie die Patres auf dem Gotthardt, wir sind hier Pfarrherrn und unserer drei, ich habe das Predigtamt auf mir, der zweite Pater die Schullehre und der Bruder die Haushaltung. Er fuhr fort zu erzählen, wie beschwerlich ihre Geschäffte seyen, am Ende eines einsamen von aller Welt abgesonderten Thales zu liegen und für sehr geringe Einkünfte viele Arbeit zu thun. Es sey sonst diese, wie die übrigen dergleichen Stellen, von einem Weltgeistlichen

versehen worden, der aber als einstens eine Schneelavinne einen Theil des Dorfs bedeckt, sich mit der Monstranz geflüchtet, da man ihn denn abgesetzt und sie, denen man mehr Resignation zutraue, an dessen Stelle eingeführet habe. Ich habe mich um dieses zu schreiben in eine obere Stube begeben, die durch ein Loch von unten auf geheitzt wird. Es kommt die Nachricht, daß das Essen fertig ist, die, ob wir gleich schon einiges vorgearbeitet haben, sehr willkommen klingt.

Nach Neun.

Die Patres, Herrn, Knechte und Träger haben alle zusammen an Einem Tisch gesessen, nur der Frater, der die Küche besorgte, war ganz erst gegen Ende der Tafel sichtbar. Er hatte aus Eyern, Milch und Mehl gar mannichfaltige Speisen zusammengebracht, die wir uns eine nach der andern recht wohl schmecken ließen. Die Träger, die eine große Freude hatten, von unserer glücklich vollbrachten Expedition zu reden, lobten unsre seltene Geschicklichkeit im Gehen, und versicherten, daß sie es nicht mit einem jeden unternehmen würden. Sie gestanden uns nun, daß heute früh als sie gefodert wurden, erst einer gegangen sey, uns zu recognosciren, um zu sehen, ob wir wohl die Mine hätten, mit ihnen fortzukommen; denn sie hüteten sich alte oder schwache Leute in dieser Jahrszeit zu begleiten, weil es ihre Pflicht sey, denjenigen, dem sie einmal zugesagt ihn hinüber zu bringen, im Fall er matt oder krank würde, zu tragen und selbst wenn er stürbe,

nicht liegen zu lassen, außer wenn sie in augenscheinliche Gefahr ihres eigenen Lebens kämen. Es war nunmehr durch dieses Geständniß die Schleuße der Erzählung aufgezogen und nun brachte einer nach dem andern Geschichten von beschwerlichen oder verunglückten Bergwanderungen hervor, worinn die Leute hier gleichsam wie in einem Elemente leben und mit der größten Gelassenheit Unglücksfälle erzählen, denen sie täglich selbst unterworfen sind. Der eine brachte eine Geschichte vor, wie er auf dem Kandersteg über den Gemmi zu gehen mit noch einem Kameraden, der denn auch immer mit Vor- und Zunahmen genennt wird, in tiefem Schnee eine arme Familie angetroffen, die Mutter sterbend, den Knaben halb todt und den Vaten in einer Gleichgültigkeit, die dem Wahnsinn ähnlich gewesen sey. Er habe die Frau aufgehokt, sein Kamerade den Sohn und so haben sie den Vater, der nicht vom Fleke gewollt, vor sich hergetrieben. Beim Absteigen des Gemmi, sey die Frau ihm auf dem Rücken gestorben und er habe sie noch todt biß hinunter ins Leukerbad gebracht. Auf Befragen, was es vor Leute gewesen seyen, und wie sie in dieser Jahrszeit auf die Gebürge gekommen, sagt' er, es seyen arme Leute aus dem Canton Bern gewesen, die von Mangel getrieben, sich in unschicklicher Jahrszeit auf den Weg gemacht, um Verwandte im Wallis oder den italienischen Provinzen aufzusuchen, und seyen von der Witterung übereilt worden. Sie erzählten ferner Geschichten die ihnen begegnen, wenn sie Winters Ziegenfelle über die Furka tragen, wo sie aber immer Gesell-

schaftsweise zusammen gingen. Der Pater machte dazwischen viele Entschuldigungen wegen seines Essens, und wir verdoppelten unsere Versicherungen, daß wir nicht mehr wünschten und erfuhren, da er das Gespräch auf sich und seinen Zustand lenkte, daß er noch nicht sehr lange an diesem Platze sey. Er fing an vom Predigtamte zu sprechen und von dem Geschick das ein Prediger haben müße, er verglich ihn mit einem Kaufmann der seine Waaren wohl herauszustreichen und durch einen gefälligen Vortrag den Leuten angenehm zu machen habe. Er setzte nach Tisch die Unterredung fort, und indem er aufgestanden die linke Hand auf den Tisch stemmte, mit der rechten seine Worte begleitete und von der Rede selbst rednerisch redete, so schien er uns in dem Augenblick überzeugen zu wollen, daß er selbst der geschickte Kaufmann sey. Wir gaben ihm Beifall und er kam von dem Vortrage auf die Sache selbst. Er lobte die katholische Religion. Eine Regel des Glaubens müssen wir haben, sagt er, und daß diese so fest und unveränderlich als möglich sey, ist ihr gröster Vorzug. Die Schrift haben wir zum Fundamente unsers Glaubens, allein dies ist nicht hinreichend, dem gemeinen Manne dürfen wir sie nicht in die Hände geben, denn so heilig sie ist und von dem Geiste Gottes auf allen Blättern zeugt, so kann doch der irrdisch gesinnte Mensch dieses nicht begreifen, sondern findet überal leicht Verwirrung und Anstoß. Was soll ein Laie gutes aus den schändlichen Geschichten die darinn vorkommen und die doch zur Stärkung des Glaubens für geprüfte und erfahrne Kinder

Gottes von dem heil. Geiste aufgezeichnet worden, was soll ein gemeiner Mann daraus Gutes ziehen, der die Sachen nicht in ihrem Zusammenhange betrachtet? Wie soll er sich aus denen hier und da anscheinenden Widersprüchen, aus der Unordnung der Bücher, aus der mannichfaltigen Schreibart herauswickeln, da es den Gelehrten selbst so schwer wird und die Glaubigen über so viele Stellen ihre Vernunft gefangen nehmen müssen. Was sollen wir also lehren? eine auf die Schrift gegründete mit der besten Schrift-Auslegung bewiesene Regel; und wer soll die Schrift auslegen? wer soll diese Regel festsetzen? etwa ich oder ein anderer einzelner Mensch? mit nichten! Jeder hängt die Sache auf eine andere Art zusammen, stellt sie sich nach seinem Concepte vor; das würden eben so viele Lehren als Köpfe geben, und unsägliche Verwirrungen hervorbringen, wie es auch schon gethan hat. Nein, es bleibt der allerheiligsten Kirche allein, die Schrift auszulegen und die Regel zu bestimmen, wornach wir unsere Seelenführung einzurichten haben. Und wer ist diese Kirche? Es ist nicht etwa ein oder das andere Oberhaupt, ein oder das andere Glied derselben, nein! es sind die heiligsten, gelehrtesten, erfahrensten Männer aller Zeiten, die sich zusammen vereiniget haben, nach und nach unter dem Beistand des heil. Geistes dieses übereinstimmende große und allgemeine Gebäude aufzuführen, die auf grossen Versammlungen ihre Gedanken einander mitgetheilet, sich wechselseitig erbaut, die Irrthümer verbannt und eine Sicherheit, eine Gewißheit unserer allerheiligsten Religion

gegeben, der sich keine andre rühmen kann, ihr einen Grund gegraben und eine Brustwehr aufgeführet, die die Hölle selbst nicht überwältigen kann. Eben so ist es auch mit dem Texte der heil. Schrift. Wir haben die Vulgata, wir haben eine approbirte Uebersetzung der Vulgata und zu jedem Spruche eine Auslegung, welche von der Kirche gebilliget ist. Daher kommt diese Uebereinstimmung, die einen jeden erstaunen muß. Ob Sie mich hier reden hören an diesem entfernten Winkel der Welt oder in der grösten Hauptstadt in einem entferntesten Lande, den ungeschicktesten oder den fähigsten, alle werden Eine Sprache führen, ein katholischer Christ wird immer daßelbige hören, überal auf dieselbe Weise unterrichtet und erbauet werden; und das ists, was die Gewißheit unsers Glaubens macht, was uns die süße Zufriedenheit und Versichrung giebt, in der wir einer mit dem andern fest verbunden leben, und mit der Gewißheit, uns glücklicher wieder zu finden, von einander scheiden können. Er hatte diese Rede wie einen Diskurs eins auf das andre folgen lassen, mehr in dem innern behaglichen Gefühl, daß er sich uns von einer vortheilhaften Seite zeige, als mit dem Ton einer bigotten Belehrungssucht. Er wechselte theils mit den Händen dabei ab, schob sie einmahl in die Kuttenermel zusammen, ließ sie über dem Bauch ruhen, bald hohlte er mit guten Anstand seine Dose aus der Kapuze, und warf sie nach dem Gebrauch wieder hinein. Wir hörten ihm aufmerksam zu, und er schien mit unsrer Art, seine Sachen aufzunehmen, vergnügt zu seyn.

Den 13 Nov. oben auf dem Gipfel des Gotthardts bei den Kapuzinern. Morgens um 10 Uhr.

Endlich sind wir auf dem Gipfel unsrer Reise glücklich angelangt, hier, ists beschlossen, wollen wir stille stehen und uns wieder nach dem Vaterlande zu wenden. Ich komme mir sehr wunderbar hier oben vor, wo ich mich vor vier Jahren mit ganz andern Sorgen, Gesinnungen, Planen und Hofnungen zubrachte. Ich erkannte das Haus nicht wieder. Vor einiger Zeit ist es durch eine Schneelavinne stark beschädigt worden, die Patres haben diese Gelegenheit ergriffen, eine Beisteuer im Lande einzusammeln, um ihre Wohnung weiter und bequemer zu machen. Pater Seraphim der schon dreizehn Jahre auf diesem Posten aushält, ist gegenwärtig in Mailand, den andern erwarten sie noch heute von Airolo herauf. In dieser reinen Luft ist eine ganz grimmige Kälte, man mag gar nicht von dem Ofen weg; ja es ist die gröste Lust sich oben drauf zu setzen, welches in diesen Gegenden, wo die Oefen von steinernen Platten zusammengesetzt sind, gar wohl angeht. Noch gestern Abend ehe wir in Realp zu Bette gingen, führte uns der Pater in sein Schlafzimmer, wo alles auf einen sehr kleinen Platz zusammengestellt war. Sein Bett das aus einem Strohsack und einer wollenen Decke bestund, schien uns, die wir uns an ein gleiches Lager gewöhnt, gerade nichts verdienstliches zu haben. Er zeigte uns alles mit einem großen Vergnügen und innern Zufriedenheit, seinen Bücherschrank und andere Dinge. Wir lobten ihm alles und schieden sehr zufrieden von ein-

ander, um zu Bette zu gehen. Erst heute früh bei hellem Tage erwachten wir wieder und gingen hinunter, da wir denn durchaus vergnügte und freundliche Gesichter antrafen. Unsere Führer, im Begriff den lieblichen gestrigen Weg wieder zurück zu machen, schienen es als Epoche anzusehen und als Geschichte, mit der sie sich in der Folge der Zeit gegen andere Fremde was zu gute thun könnten, und da sie gut bezahlt wurden, schien bei ihnen der Begriff von Abentheuer vollkommen zu werden. Wir nahmen noch ein starkes Frühstück zu uns und schieden. Unser Weg ging nunmehr durchs Ursner Thal, das merkwürdig ist, weil es in so grosser Höhe schöne Matten und Viehzucht hat. Hier wachsen keine Bäume; Büsche von Saalweiden fassen den Bach ein und an den Gebürgen flechten sich kleine Sträuche durch einander; mir ists unter allen Gegenden, die ich kenne, die liebste und interessanteste, es sey nun, daß alte Erinnerungen sie werth machen, oder daß mir das Gefühl von so viel zusammengeketteten Wundern der Natur ein heimliches und unnennbares Vergnügen erregt. Ich setze zum voraus, die ganze Gegend, durch die ich sie führe, ist mit Schnee bedeckt, Fels und Matte und Weg sind alle überein verschneit. Der Himmel war ganz klar ohne irgend eine Wolke, das Blau viel tiefer, als man's in dem platten Lande gewohnt ist, die Rücken der Berge, die sich weiß davon abschnitten, theils hell im Sonnenlicht, theils blaulich im Schatten. In anderthalb Stunden waren wir im Hospital, ein Oertgen das noch im Ursner Thal am Weg auf dem Gotthardt

liegt. Wir kehrten ein, bestellten uns auf Morgen ein Mittagessen und stiegen den Berg hinauf, ein grosser Zug von Mauleseln mit seinen Glocken machte die ganze Gegend lebendig. Es ist ein Ton, der alle Bergerinnerungen rege macht. Der gröste Theil war schon vor uns aufgestiegen und hatte den platten Weg mit den scharfen Eisen schon ziemlich aufgehauen. Wir fanden auch einige Wegeknechte, die bestellt sind, das Glatteis mit Erde zu überfahren und den Weg praktikabel zu erhalten. Der Wunsch, den ich in vorigen Zeiten gethan hatte, diese Gegend einmal im Schnee zu sehen, ist mir nun auch gewährt. Der Weg geht, an der, über Felsen sich immer hinabstürzenden, Reus hinauf und die Wasserfälle bilden hier die schönsten Erscheinungen. Wir verweilten lange bei der Schönheit des einen, der über schwarze Felsen in ziemlicher Breite herunterkam. Hier und da hatten sich in den Ritzen und auf den Flächen Eismassen angesetzt, und das Wasser schien über schwarz und weiß gesprengten Marmor herzulaufen, das Eis blinkte wie Krystalladern und Stralen in der Sonne, das Wasser lief rein und frisch dazwischen hinunter. Auf den Gebürgen ist keine beschwerlichere Reisegesellschaft als Maulthiere. Sie halten einen ungleichen Schritt, indem sie durch einen sonderlichen Instinkt unten an einem steilen Orte erst stehen bleiben, dann denselben schnell hinaufschreiten und oben wieder ausruhen. Sie halten auch auf graden Flächen, die hier und da vorkommen, manchmal inne, bis sie durch den Treiber, oder durch die nachfolgenden Thiere vom

Platze bewegt werden. Und so, indem man einen gleichen Schritt hält, drängt man sich an ihnen an dem schmalen Weg vorbei und gewinnt über solche ganze Reihen den Vortheil. Steht man still, um etwas zu betrachten, so kommen sie einem wieder vor und man ist von dem betäubenden Laut ihrer Klingeln und von ihrer breit auf die Seite stehenden Bürde beschweret. So langten wir endlich auf dem Gipfel des Berges an, den Sie sich wie einen kahlen Scheitel mit einer Krone umgeben denken müssen. Man ist hier auf einer Fläche, die ringsum wieder von Gipfeln umgeben ist und die Aussicht ist in der Nähe und Ferne von kahlen und meistens mit Schnee bedeckten Rippen und Klippen eingeschränkt.

Man kann sich kaum erwärmen, besonders da sie nur mit Reissig heitzen können und auch dieses sparen müssen, weil sie es fast drei Stunden herauf zu schleppen haben, und oberwärts, wie gesagt, fast gar kein Holz wächst. Der Pater ist von Airolo heraufgekommen, so erfroren, daß er bei seiner Ankunft kein Wort hervorbringen konnte. Ob sie gleich hier oben sich bequemer als die übrigen vom Orden tragen dürfen, so ist es doch immer ein Anzug, der für dieses Klima nicht gemacht ist. Er war von Airolo herauf den sehr glatten Weg gegen den Wind gestiegen, der Bart war ihm eingefroren und es währte eine ganze Weile, bis er sich besinnen konnte. Wir sprachen von der Beschwerlichkeit dieses Aufenthalts, er erzählte uns, wie es ihnen das Jahr über zu gehen pflege, ihre Bemühungen und häuslichen Umstände. Gegen Abend

traten wir einen Augenblick vor die Hausthüre heraus, um uns von dem Pater den Gipfel zeigen zu lassen, den man für den höchsten des Gotthardts hält, wir konnten aber kaum einige Minuten dauern, so durchdringend und angreifend kalt ist es. Wir bleiben also wohl für diesmal in dem Hause eingeschlossen, bis wir Morgen fortgehen, und haben Zeit genug, das Merkwürdige dieser Gegend in Gedanken zu durchreisen. Aus einer kleinen geographischen Beschreibung werden Sie sehen, wie merkwürdig der Punkt ist, auf dem wir uns jetzt befinden. Der Gotthardt ist nicht allein das höchste Gebürg der Schweiz, (denn in Savoyen kommt ihm der Mont blanc an Höhe gleich, wenn er ihn nicht übertrift) sondern er behauptet auch den Rang eines königlichen Gebürges über alle andre, weil die größten Gebürgketten bei ihm zusammenlaufen und sich an ihn lehnen, ja wie einige bemerkt haben wollen, sich alle gleichsam gegen ihn neigen. Die Gebürge von Schweiz und Unterwalden, gekettet an die von Uri, steigen von Mitternacht, von Morgen die Gebürge des Graubündter Landes, von Mittag die der italienischen Vogteien herauf, und von Morgen drängt sich durch die Furka das doppelte Gebürg, welches Wallis umgiebt, an ihn heran. Nicht weit vom Hause hier sind zwei kleine Seen, davon der eine den Thessin durch Schluchte und Thäler nach Italien, der andre gleicherweise die Reuß nach dem VierWaldstädterſee ausgießt. Nicht fern von hier entspringt der Rhein und läuft gegen Morgen, und wenn man die Rhone dazu nimmt,

die am Fuß der Furka entspringt, und nach Abend durch das Wallis läuft, so befindet man sich hier auf einem Kreuzpunkte, von wo aus Gebürge und Flüsse in alle vier Himmels-Gegenden auslaufen.

IV.

Gemil und Zoe.

Neugriechisches Sittengemälde.

Amme.

Ey, schon so früh an der Arbeit, — und gar am Rahmen: Bewahre!
Greife die Aeuglein nicht an, und harre der höheren Sonne, Liebe Zoe! — Verworren noch wallt dein liebliches Haar dir Ueber die Schultern herab. Ich will es in Locken dir ordnen.

Zoe.

Amme, laß mich in Ruh', und setze dich nieder, zu spinnen.

Amme.

So ungnädig! — Ich schweige; doch klag' ich's dir, o mein Rädchen.
Wundern soll man sich nicht, daß trotz dem gestrigen Tanze Sie schon so früh ihr Bettchen —

Zoe.

O still! Du stöhrst mich im Denken.

Amme.

So? — Im Denken? — Ey, ey! — Ein junges Mädchen im Denken!
— Hurre, schnurre mein Rad! — Doch ja, sie sorgt um den Vater!
Gestern war es doch erst, daß dieser nach Cerigo schiffte.
Ist nicht die Fahrt so sicher, und kehrt er morgen nicht wieder?
Aber mein Fräulein — denkt —

Zoe.

O über das ewige Schwätzen!
Mußt du schwatzen, o Alte! wohlan, so erzähl mir ein Mährchen;
Denn das stöhrt mich nicht mehr, als das Schnurren des Rades. Erzähle!

Amme.

Seht doch! Erzählen! — Erzählen für die, so nicht hören! das wäre!
Dafür hab' ich die Mährchen zu lieb. Ich kenne wohl Männer,
Die an den Lippen mir hingen, und denen ich doch nicht erzählte.
Ich soll jetzt die Erzählerin seyn! Wohl könnte die Schöne
Mir erzählen, denn sie, sie war beym gestrigen Tanze.
Eilet man hin zum Fest, ja dann gebraucht man die Amme.
Welche Bewegung ward's, als athemlos Lucia gestern
Eintrat: „Zoe!" so rief sie, „du weilest träg' in dem Zimmer,
„Und man tanzt. Man tanzt! Wir haben Musik auf der Wiese!
„Stamati rühret die Leyer; es führet den Reihen Sapphire!
„Und es schaun auf sie entzükt die Mütter, gelagert
„Unter der Pappel am Bach; Und Gemil" — hier schwieg sie und lachte.
„Eile," so fuhr sie fort, „damit nicht allein Sapphire
„Erndte die Ehre des Tanzes. Geschwind! ich helfe beym Kleiden."
Und nun gab's ein Getreib'; ich war die Beste der Ammen:
„Amme! den rosenfarbenen Rock! und Amme, den Gürtel! —
„Alte, nicht den; den gestikten! — geschwind! — mit geperleter Schnalle! —
„Ammchen, den Schleyer mit Golde gefaßt; und Ammchen, die Mitra! *
„Sey doch vernünftig und gieb den Pfaugefiederten Fächer!
„Stecke die Ros' in's Haar!" Doch die Freundin entriß mir die Rose:

* Ein Tuch, das um den Kopf gebunden wird.

„Mein sey dieses Geschäft!" so sprach sie, und: „Höre die Leyer!"
Rief sie dann, und bebte vor Lust. Das Band Ariadnens
Stekt' ich Zoen noch zu. Sie schied. Ich hatte das Nachsehn. —
Das ist der Jugend Art: dafür auch soll sie mir haarklein
Was sich begab erzählen. So dacht' ich; aber ich irrte.
Gestern, wie stumm: Und heute, noch schlimmer als stumm; denn sie zürnet! —
Hurre, schnurre mein Rad! — Ich soll ja schweigen: ich schweige.
Kommt da nicht Lucia schon? — Sie ist's!

Zoe.

O theuerstes Ammchen!
Redlich hast du geschwatzt: Ich ließ dich schwatzen. Nun Amme!
Laß mich ein wenig allein mit Lucia! — Sey mir gegrüsset,
Liebe Lucia! Sprich, wie so früh?

Lucia.

Ich konnte nicht schlafen
Bey dem Sturme; da macht' ich mich auf; und: Gehe zu Zoe!
Dacht' ich; gewiß, du trifft sie im Bette; da plaudert sich's traulich.
Aber da sizt sie am Rahmen, und sieht kaum auf von der Arbeit! — —
Allerliebst ist das Blümchen Vergißmeinnicht. Irr' ich mich, oder
War es gestern schon da? Gar gut ist die Stelle gewählet,
Nahe dem Herzen —

Zoe.

O schweig! was du nicht alles bemerkest!
Sing' ein Morgenlied zur Harfe. Doch must du erst stimmen.

Lucia.

Wüßt' ich nur dich zu stimmen! Die Augenblicke sind kostbar.
Klimpern können wir sonst. Zu plaudern bin ich gekommen.
Zoe! Beichte geschwind! Was hattest du gestern mit Gemil?

Zoe.

Mädchen, du träumst. Was hast du gesehn? Was hatt' ich mit Gemil?

Lucia.

Seht doch, wie keck! Welch Mädchen vermag ihr Geheimniß zu bergen
Vor der Jugend Gespielin, vertraut mit jeglicher Miene?
Zoe, ich bin dir gram. Nie hatt' ich vor dir ein Geheimniß.
Lebe denn wohl. Ich verlasse dich.

Zoe.

Halt! Du empfindliches Mädchen!
Willst du wohl bleiben? * — Nun geh! Dein Schleyer ist mein. — O geh doch! —

Lucia.

Tückisches Ding, das du bist! — Geschwind dann! Sage mir alles!

Zoe.

Bist du so eilig? Nun ja: er bat um das Band, ich entfloh ihm,
Und nun zürnt er vielleicht.

Lucia. **

Da hascht' ich den Schleyer. Ich laufe.

Zoe.

Beste Lucia, bleib! Gern will ich es besser erzählen.

Lucia.

Neckst du mich wieder, so —

Zoe.

Komm, du sollst mich noch bitten, zu schweigen.
Ja, du sahst es wohl selbst, Geliebteste: ohne zu suchen
Fanden wir uns, mein Gemil und ich. Doch sollten (du weißt es)

* Sie entreißt ihr den Schleyer.

** Den Schleyer wieder haschend.

Sollten wir uns nicht finden: denn eh noch mein Vater vereiſ'te
Wiederholt er aufs neu, mit freundlichem Blicke, die Warnung:
„Gemil wirbet um dich: doch Zamors Tochter, das weiß ich, —
„Reizet nicht Schönheit, noch Stand des Thatenloſen, noch Reichthum.
„Ward er deiner ſchon werth?" So ſprach er und ſchied. Ich verſtummte. —
Warum entriſſeſt du mich, du böſe Lucia, geſtern
Meiner Einſamkeit? — Doch, was folgt' ich der fährlichen Lockung?
Spröde that ich mit ihm. Man zog mich zum Tanz Ariadne's.
Ach! wie lieb' ich den Tanz! und Stamati ſpielte ſo zärtlich
Seinen Candiſchen Reihn! Der Mädchen und Jünglinge Schaaren
Wallten lange geſondert, mit gleichen Schritten bald nahend,
Bald ſich fernend, umher. Belebter wurden die Töne
Stamati's nun; nun ſcholl der erſehnte Ton der Vereinung.
Schnell durchſtrömte der Jünglinge Schaar die Reihen der Mädchen.
Gemil umſchwebte mich lang', und erröthete. Aber nun ſtand er
Vor mir, dem Theſeus gleich, als dieſer mit zärtlichen Blicken
Stand vor der Tochter des Minos, und Lieb' und Leben erflehte.
Schon erfaßt' er mein Band — gegeben, oder genommen,
Weiß ich das ſelbſt? — Wir wallten voran. Es ſchwand mir die Erde.

Lucia.

Zoe! ich neidete dich: euch neidete Jüngling und Mädchen.
Herrlich ſchwanget ihr euch nach Stamati's raſcherem Tacte,
Oft das ſeidene Band verlängernd, öfter es kürzend.
Schlau erſahn ſich die günſtige Zeit die folgenden Paare,
Und durchſchlüpften in Reihen das Band. In lieblicher Windung

Schlangen sie sich um euch her. Geschürzt war der reizende Knoten.
Aber ihn lösete leicht die Umschlungene. Schnell dich entwirrend,
Zeigtest du dich im Triumph voran mit dem flatternden Bande.
Laut frohlokten die Mütter am Bach. Besiegt war Sapphire, —

Zoe.

Und besiegt doch die Siegerin selbst; — Es folgte mir traurig
Gemil, und bat um das Band. Wie konnt' ich es, durft' ich es geben?
Ungern floh ich; es fiel — wohl durch die Eile gelöset, —
Mir die Ros' aus dem Haar. O weißt du es, ob er sie haschte?

Lucia.

Täuschst du mich wieder? Gewiß, du weißt es, daß er sie haschte.
Lange schon warst du heim, da fand ich Gemiln am Bache,
Wie er die Rose zerpflükte. Die Wellen entführten die Blättchen.

Zoe.

Weh! er hat sie zerpflükt! Sprich, Lucia! zürnet mir Gemil?

Lucia.

O du kennest den Zorn. Wie schnell ist die Liebe gesühnet! —
Lebe nun wohl! Ich eile zurük an den Strand. Ein Schauspiel
Hielt mich, seit ich vom Sturm erwachte, gefesselt am Ufer.
Als der Morgen ergraute, da sah man an Malio's Klippen
Mit Entsetzen ein Boot im Kampf mit den wüthenden Wogen.
Und der Nothruf scholl: Unmöglich schien mir die Hülfe;
Denn es trieb, vom Sturme gelös't, der einzige Nachen
Fern am Ufer umher, ein Spiel der empöreten Wellen.
Plötzlich sprang (laut jauchzte das Volk) ein Jüngling, — ich kannt' ihn
Nicht — in die Fluth. Wir beseufzten den Sinkenden. Sieh, da erhob er

Sich am Nachen empor, und schwang sich hinein und durchkämpfte.
Muthig das Meer, erreichte das Boot, das Volk war gerettet.

Zoe.

Lucia! ach! wie pocht mir das Herz!

Lucia.

Sie landeten glücklich,
Aber ferne vom Ort. Nun kehren sie heim auf dem Landweg.
Nahe müssen sie seyn. Ich gehe.

Zoe.

Glücklicher Retter!
Schon empfängst du den Dank der Geretteten. Aber du gabest
Ihren Gatten vielleicht der Gattin, gabest den Kindern
Ihren Vater zurück. Die Thränen des schöneren Dankes
Harren noch dein.

Amme. *

Der Vater! der Vater! mir hat es geahnet.

Zamor.

Tochter! umarme mich — fest — noch fester. Ich sehe dich wieder.
Gott, wie fühl' ich das Glück! — Ein Wunder hat mich gerettet.

Zoe.

Vater! dich traf der mächtige Sturm?

Zamor.

Der heitere Abend
Kündigte nicht ihn an. Mein Geschäft war früher beendet,
Als ich vermuthete. Dich, mein Töchterchen! dich zu erfreuen,
Miethet' ich schnell ein Boot. Kaum war das Ufer verlassen,
Da erhob sich der Sturm. Uns drohten Malio's Klippen,
Und das Boot ward leck.

Lucia.

Ich sah den Kampf mit den Wellen,
Und arbeitete mit. O, hätt' ich geahnet, daß Zamor —

* Hereinstürzend.

Zoe.

Vater! ich habe dich wieder. O Gott sey ewig gepriesen,
Der mir von neuem dich schenkt! — Was thu' ich, dich zu erquicken?

Zamor.

Zoe! schon bin ich erquikt. Dich dacht' ich, und Liebe zum Leben
Ward in mir reg'. Ich sehe dich nun, und bin schon genesen.

Lucia.

Zamor! Ich preise dein Glück. — Doch dreymal selige Zoe! —
Zoe! ich habe den Retter gekannt! —

Zoe.

Und du nanntest ihn nicht? — Mein Vater!
Wo ist der Mann, der Edle, der dich durch die offenen Gräber
Rettete? Ist es ein Gott, daß er sich entziehet dem Danke?
Und die kindliche Thräne — — was seh' ich?

Gemil.

O Zoe! der Rettung Werkzeug siehest du hier. Doch Zoe! Du bist des Vaters
Retterin! Wareſt nicht du der Preis der gewageten Mannthat?
Sieh! ich sprang in die Fluth: Dich sah ich, dich in dem Nachen,
Liebe gab mir die Kraft, mich führte Liebe zum Ziele.
Herrlicher führte sie nie. Um Unbekannte zu retten,
Trozt' ich dem Tod', und es war — der Vater meiner Geliebten,
Der in die Arme mir sank!

Zamor.

Du säumest, den Retter zu lohnen; Zoe?

Zoe.

Bin ich ihm Lohn? — O Gemil! Ich sink' in die Arme,
Die den geretteten Vater umfingen.

Gemil.

O Zoe! — Mein Vater!

— von Halem.

Die Horen

eine Monatsschrift

herausgegeben von Schiller.

Siebenter Band.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1796.

Digitized by Google

Die Horen

Jahrgang 1796

Neuntes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1796.

Innhalt des neunten Stücks.

I.	Benvenuto Cellini. Fortsezung.	Seite 1
II.	Der Aktische Sieg. Elegie von Properz. Sechste des vierten Buchs.	— 72
III.	Neueste Zimmerverzierung in Rom.	— 79
IV.	Nathan. (Aus dem Decam. des Boccaz.)	— 85
V.	Die Dioskuren. Theokrits zweiundzwanzigste Idylle.	— 95

Die Horen.

Zweyter Jahrgang. Neuntes Stück.

I.

Benvenuto Cellini.

Fortsetzung.

(Wir zeigen hier nur den Innhalt eines Abschnittes, den wir auslassen, kürzlich an: Cellini geht durch Graubündten über Wallenstadt auf Zürch, von da, über Solothurn, Lausanne, und Genf, nach Lion, und kommt endlich glücklich in Paris an. Da sein Landsmann, der Mahler Rosso, statt ihn bey Hofe einzuführen, vielmehr gegen ihn cabalirt; so stellt ihn der Schatzmeister Buonaccorsi dem Könige vor, dieser empfängt ihn sehr gnädig, weil er aber selbst nach Lion zieht, befiehlt er, daß Benvenuto ihm folgen solle. Der Cardinal von Ferrara nimmt sich seiner auf dem Wege bestens an, allein Cellini und sein Geselle Askanio werden in Lion krank und fühlen ein unwiderstehliches Heimweh. Sie gehen beyde, noch im Fieber, über den Simplon, nach Italien, über Ferrara und Loretto nach Rom. Er überläßt daselbst dem getreuen Felix seine Werkstatt, eröffnet eine neue, nimmt viele Gehülfen

an und hat Händel mit seinem Peruginischen Gesellen. Unter andern Arbeiten hat er auch einen reichen goldnen Schmuck, mit Juwelen, für die Gemahlin des Herrn Hieronimus Orsino unter Händen.)

Indessen ich nun so aufs eifrigste meine Arbeiten zu fördern bemüht war, erhielt ich einen Brief, den mir der Cardinal Ferrara aus Frankreich mit besonderer Eile schickte, des Innhalts:

„Benvenuto, lieber Freund! in diesen vergangenen Tagen hat sich der grosse allerchristlichste König Deiner erinnert und Dich abermal in seine Dienste begehrt, worauf ich ihm antwortete: Du habest mir versprochen, daß Du, sobald ich Dich zum Dienst Seiner Majestät verlangte, sogleich kommen wolltest. Seine Majestät antwortete darauf: ich will, man soll ihm soviel Geld schiken, als ein Mann seines gleichen zu einer bequemen Reise braucht. Darauf befahl er dem Admiral, er solle mir tausend Goldgülden aus dem Schatz der Ersparnisse zahlen lassen. Bey dieser Unterredung war auch Cardinal Gaddi zugegen, der sogleich hervortrat und sagte: ein solcher Befehl sey nicht nöthig, denn er habe Dir Geld genug angewiesen, und Du müßtest auf dem Wege seyn. Verhielte sich nun die Sache nicht so, Du hättest kein Geld erhalten, wärest nicht unterweges, und es wäre Dir von allem keine Nachricht zugekommen, sondern es wäre eine blosse Aufschneiderey des Kardinals, um zu zei-

gen, daß er ſich auch um die geſchickten Leute bekümmert, nach denen der König fragt, wie ich faſt glaube; ſo antworte mir, ſobald Du meinen Brief empfängſt, der die reine Wahrheit enthält, damit ich ein andermal, wenn ich vor dieſen groſſen König komme, in Gegenwart des Prahlhanſen, das Geſpräch nach und nach auf Dich leiten, und ſagen kann: daß Du das Geld, welches Dir der Cardinal Gaddi geſchickt haben wolle, nicht erhalten haſt, daß Du nicht auf der Reiſe, ſondern in Rom biſt. Es wird ſich zeigen, daß der Cardinal dieß alles nur aus Eitelkeit geſagt hat, und ich will einen neuen Befehl an den Admiral und den Schatzmeiſter auswirken, daß Du das Geld zur Reiſe, welches Dir der großmüthige König zugedacht hat, endlich erhalten mögeſt."

Nun mag die Welt bedenken, was ein ungünſtiges Geſchick über uns Menſchen vermag! Ich hatte nicht zweimal in meinem Leben mit dem närriſchen Cardinälchen Gaddi geſprochen, und er prahlte auch dießmal nicht, um mir Schaden zu thun, ſondern es war eine Wirkung ſeines leeren und ungeſchickten Gehirns, weil es auch ſcheinen ſollte, als bekümmere er ſich um Talentreiche Leute, die der König in ſeinen Dienſt wünſchte, er wollte darinn dem Cardinal von Ferrara gleichen. Wenn er nur nachher ſo klug geweſen wäre, und mir den Vorfall gemeldet hätte, ſo würde ich doch, um ſo einen dummen Strohmann nicht ſtecken zu laſſen, aus Patriotismus, irgend eine Entſchuldigung gefunden und ſeiner thörichten Prahlerey einigermaßen nachgeholfen haben. Sobald ich den

Brief des hochwürdigsten Cardinals von Ferrara erhielt, antwortete ich sogleich: mir sey vom Cardinal Gaddi nichts in der Welt bekannt, und wenn er mich auch hätte bereden wollen, so würde ich mich ohne Vorwissen Seiner Hochwürden Gnaden nicht aus Italien bewegt haben, besonders da ich in Rom mehr Arbeit als jemals finde, indessen würde ich mich auf ein Wort Ihro allerchristlichsten Majestät, das mir durch so einen Herrn zukäme, sogleich auf den Weg machen und alles andere bey Seite werfen.

In dieser Zeit dachte mein Geselle von Perugia, der Verräther, eine Bosheit aus, die ihm auch sehr gut gelang, denn er erregte den Geiz des Papstes Paul Farnese, oder vielmehr seines natürlichen Sohnes, den man damals Herzog von Kastro nannte. Nun ließ mein gedachter Geselle einem der Secretarien des Herrn Peter Ludwigs merken, daß, da er mehrere Jahre bey mir gearbeitet habe, er wohl wisse und sich verbürgen könne, daß ich ein Vermögen von achtzig tausend Ducaten besitze, davon der größte Theil in Juwelen bestehe, die eigentlich der Kirche angehörten. Denn ich habe sie damals, bey der Verheerung Roms, im Castell Sanct Angelo bey Seite gebracht. Sie sollten mich nur einmal schnell und ohne Geräusch wegfangen lassen.

Ich hatte einmal eines Morgens, sehr früh, über drey Stunden an obgedachtem Brautschmucke gearbeitet, und indeß man meine Werkstatt eröffnete und kehrte, warf ich meine Jacke über, um mir ein wenig Bewegung zu machen. Ich ging durch Strada Julia und wandte mich

an der Ecke nach der Chiavica um, da begegnete mir Crispin, der Bargell, mit seiner ganzen Häscherey und sagte: du bist ein Gefangener des Papstes. Darauf antwortete ich: Crispin, du irrst dich in der Person! Nein, versetzte er, du bist der brave Benvenuto, ich kenne Dich recht gut, ich habe Dich nach Castell Sanct Angelo zu führen, wohin treffliche Männer und Herren Deines gleichen zu gehen pflegen.

Da nun hierauf viele seiner Leute sich auf mich warfen, und mir mit Gewalt einen Dolch von der Seite und einige Ringe vom Finger reissen wollten, sagte er zu ihnen: keiner unterstehe sich ihn anzurühren! genug, daß ihr eure Schuldigkeit thut und ihn nicht entwischen laßt. Dann trat er zu mir und verlangte, mit höflichen Worten meine Waffen. Als ich sie ihm gab, fiel mir ein: daß ich an derselben Stelle den Pompeo ermordet hatte. Darauf führten sie mich ins Castell und schlossen mich in eins der Zimmer oben auf dem Thurm. Das war das erste Mahl, daß ich das Gefängniß schmeckte, und war eben sieben und dreyßig Jahr alt.

Herr Peter Ludwig, ein Sohn des Papstes, bedachte die grosse Summe, wegen welcher ich angeklagt war, und erbat sich sogleich von seinem Vater die Gnade, daß ihm das Geld geschenkt seyn möchte. Der Papst gewährte ihm seine Bitte und versprach zugleich, daß er ihm behülflich seyn wolle, das Geld zu erlangen. So hielten sie mich acht Tage im Gefängniß, nach Verlauf derselben sie mich, um der Sache einige Gestalt zu geben,

zum Verhör holen lieſſen. Man brachte mich in einen der Säle des Caſtells, der Ort war ſehr ehrbar, und als Examinatoren fand ich daſelbſt den Gouverneur von Rom, Herrn Benedetto Converſini von Piſtoja, der nachher Biſchof von Feſi wurde, ſodann den Fiskal, deſſen Nahmen ich vergeſſen habe, und den Criminalrichter, Herrn Benedetto Galli. Dieſe drey fingen mich an zu befragen, erſt mit freundlichen Worten, dann mit heftigen und fürchterlichen Ausdrücken, denn ich hatte zu ihnen geſagt: meine Herren, ſchon über eine Stunde fragt ihr mich über Fabeln und leere Dinge, ihr ſprecht hin und wieder, ohne daß ich weiß, was das heiſſen ſoll. Ich bitte euch, ſagt, was ihr von mir verlangt, und laßt mich aus eurem Munde gründliche Worte hören und nicht nur Fabeln und Geſchwätze. Hierauf konnte der Gouverneur, der von Piſtoja war, ſeine grimmige Natur nicht mehr verbergen und verſetzte: Du ſprichſt ſehr ſicher, ja allzukühn, dafür ſoll Dein Stolz ſo klein wie ein Hündchen werden, wenn Du meine gründlichen Worte hören wirſt, die weder Geſchwätz noch Mährchen ſind, wie du ſagſt, ſondern eine Folge von Gründen, die du Mühe genug haben wirſt gründlich zu widerlegen. Darauf ſprach er: Wir wiſſen ganz gewiß, daß du zur Zeit der unglücklichen Verheerung von Rom gegenwärtig und zwar in dem Caſtell Sanct Angelo warſt, und man ſich deiner als Artilleriſten bediente, da du nun eigentlich Goldſchmied und Juwelier biſt, und Papſt Clemens dich vorher gekannt hatte, auch kein anderer von dieſer Profeſſion ſich gegenwärtig befand,

ließ er dich ins Geheim rufen und vertraute dir dergestalt, daß er die Juwelen seiner Kronen, Bischofsmützen und Ringe durch dich ausbrechen und in die Falten seiner Kleider nähen ließ. Bey dieser Gelegenheit hast du für achtzig tausend Scudi heimlich entwendet. Dieses hat uns einer deiner Gesellen gesagt, gegen den du dich im Vertrauen gerühmt hast. Nun erklären wir dir freymüthig, schaffe die Juwelen und ihren Werth herbey, so magst du alsdann frey wieder hingehen.

Als ich diese Worte hörte, konnte ich mich des lauten Lachens nicht enthalten, und erst nachdem ich mich eine Weile ausgeschüttet, sagte ich: Gott sey gedankt, daß ich das erste Mahl, da es ihm gefallen hat, mich gefänglich einziehen zu lassen, so glücklich bin, nicht etwa wegen einer geringen Sache verhaftet zu werden, wie es öfters jungen Leuten zu begegnen pflegt. Wenn auch alles wahr wäre, was ihr sagt, so ist dabey nicht die geringste Gefahr für mich, daß ich etwa am Körper gestraft werden sollte; denn in jener Zeit hatte das Gesetz alle seine Kraft verlohren und ich könnte mich daher entschuldigen und sagen: daß ich als Diener diesen Schatz dem heiligen apostolischen Sitz aufgehoben habe, mit der Absicht, solche Kostbarkeiten einem guten Papste wieder zuzustellen, oder demjenigen, der mir sie wieder abfodern liesse, wie es nun durch euch geschähe, wenn sich die Sache so verhielte.

Hierauf ließ mich der rasende Pistojeser keine weitern Gründe vorbringen, und versetzte wüthend: verziere du

die Sache wie du willst, Benvenuto! Uns ist genug, das Unsere wieder gefunden zu haben, und mache nur geschwind, wenn wir nicht auf andere Weise als mit Worten verfahren sollen. Zugleich wollten sie aufstehn und weggehen, worauf ich zu ihnen sagte: Meine Herren! mein Verhör ist nicht geendet, deswegen hört mich an, und dann geht, wohin es euch gefällt. Sogleich nahmen sie wieder in völligem Zorne Platz, als wenn sie entschieden wären nichts zu hören, was ich vorbringen könnte, ja sie verbargen eine Art von Zufriedenheit nicht, denn sie glaubten alles schon gefunden zu haben, was sie zu wissen verlangten; ich fing daher auf folgende Weise zu reden an:

Wißt, meine Herren, daß ich ohngefähr zwanzig Jahr in Rom wohne, und daß ich weder hier noch anderswo jemals eingekerkert worden bin.

Darauf sagte der Häscher von Gouverneur: und du hast hier doch Menschen umgebracht! Darauf versetzte ich: das sagt ihr und nicht ich. Denn wenn einer käme euch umzubringen, so würdet ihr euch schnell genug vertheidigen, und wenn ihr ihn erschlügt, würden es die heiligen Gesetze euch nachsehen. Und nun laßt mich auch meine Gründe vorbringen, wenn ihr dem Papst die Sache gehörig vorzutragen und ein gerechtes Urtheil über mich zu sprechen gedenkt. Ich sage euch von neuem, es sind ohngefähr zwanzig Jahre, daß ich das wundersame Rom bewohnt und hier die größten Arbeiten meiner Profession vollendet habe, und weil ich weiß, daß Christus hier woh-

net und regieret, so hätte ich mich darauf mit der größten Sicherheit verlassen, und wenn ein weltlicher Fürst versucht hätte, mir einigen Schaden zuzufügen, so würde ich meine Zuflucht zu dem heiligen Stuhle und zu dem Statthalter Christi genommen haben, damit er mich beschützt hätte. Wehe mir! wo soll ich nun jetzo hingehen? zu welchem Fürsten soll ich mich wenden, der mich vor diesen schändlichen Absichten rette? Hättet ihr nicht, ehe ihr mich gefangen nahmt, untersuchen sollen, wo ich dann auch diese achtzig tausend Scudi verwahren könnte? hättet ihr nicht das Verzeichniß der Juwelen durchsehen sollen, das man bey unsrer apostolischen Kammer seit fünfhundert Jahren fleißig fortsetzt? Hätte sich dann irgend eine Lücke gefunden, so hättet ihr meine Bücher und mich nehmen und die Vergleichung anstellen sollen. Ich muß euch nur sagen: die Bücher, in welchen die Juwelen des Papstes und der Kronen verzeichnet stehen, sind noch alle vorhanden, und ihr werdet finden, daß alles, was Papst Clemens besessen hat, sorgfältig aufgeschrieben sey. Das einzige könnte seyn: als der arme Mann, Papst Clemens, sich mit jenen kaiserlichen Freybeutern vergleichen wollte, die ihm Rom geplündert und die Kirche geschmäht hatten, da kam einer zu dieser Vergleichshandlung, der, wenn ich mich recht erinnere, Cäsar Iscatinaro hieß. Man hatte sich beynahe über alle Puncte mit dem bedrängten Papste vereinigt, der doch dem Abgeordneten auch etwas angenehmes erzeigen wollte, und einen Diamanten vom Finger fallen ließ, der

ohngefähr viertausend Scudi werth seyn konnte. Iscatinaro bückte sich ihn aufzuheben, worauf der Papst sagte: er möchte sich des Rings aus Liebe zu ihm bedienen. Bey diesem Fall war ich gegenwärtig und wenn dieser Diamant fehlen sollte, so sag ich euch, wo er hin ist, ob ich gleich überzeugt bin, auch dieses wird bemerkt seyn. Und nun könnt ihr an eurer Stelle euch schämen, einen Mann meines gleichen so behandelt zu haben, der so vieles ehrenvoll für diesen Apostolischen Sitz unternommen hat. Denn wißt nur: war ich jenen Morgen, als die Kaiserlichen in den Borgo drangen, nicht so thätig, so überrumpelten sie, ohne Hinderniß, das Castell. Niemand hatte mich dazu gedungen und ich machte mich wacker an die Artillerie, welche von den Bombardierern und Soldaten ganz verlassen da stand. Ich sprach noch dabey einem meiner Bekannten Muth ein, der Raphael da Monte Lupo hieß, und ein Bildhauer war, auch er hatte seinen Posten verlassen und sich ganz erschrocken in eine Ecke verkrochen, ich weckte ihn aus seiner Unthätigkeit, und wir beyde allein tödteten, von oben herunter, so viele Feinde, daß die Truppen einen andern Weg nahmen. Auch ich war es selbst, der nach dem Iscatinaro schoß, weil er in der Conferenz mit dem Papste ohne die mindeste Ehrfurcht sprach, und, als ein Lutheraner und Ketzer, wie er war, gegen Seine Heiligkeit eine grobe Verachtung zeigte. Papst Clemens ließ darauf eine Untersuchung anstellen und wollte den Thäter hängen lassen. Auch ich war es, der den Prinzen von Oranien an den Kopf traf, als er die

Laufgräben visitiren wollte. Dann habe ich der heiligen Kirche so viel Schmuck und Zierde von Silber, Gold und Juwelen, und so viel schöne und treffliche Medaillen und Münzen gearbeitet. Und das soll nun die verwegene pfäffische Belohnung seyn, die man einem Manne zudenkt, der euch mit so viel Treue und Anstrengung gedient und geliebt hat. Und geht nur, hinterbringt, was ich gesagt habe, alles dem Papste, sagt ihm: daß er seine sämmtlichen Juwelen besitzt und daß ich, zur Zeit jener Verheerung, von der Kirche nichts anders erhalten habe, als hundert Wunden und Beulen. Ich habe immer auf eine kleine Vergeltung gehofft, die Papst Paul mir versprochen hatte, nun bin ich aber ganz klar über Seine Heiligkeit und über euch, seine Diener.

Indessen ich so redete, hörten sie mir mit Erstaunen zu, sahen einander ins Gesicht und verliessen mich mit Verwunderung. Alle drey zusammen gingen dem Papste alles zu hinterbringen, was ich gesagt hatte. Der Papst schämte sich und befahl eiligst, man solle die sämmtlichen Rechnungen der Juwelen durchsehen. Es fand sich, daß nichts fehlte, und sie liessen mich im Castell sitzen, ohne was weiter zu fragen. Herr Peter Ludwig besonders, als er sah, daß er so übel gehandelt hatte, suchte meinen Tod zu beschleunigen.

Diese Unruhe und Verwirrung dauerte nicht lange, als der König Franz schon, mit allen Umständen, vernommen hatte, daß der Papst mich so widerrechtlich gefangen hatte, und er gab seinem Gesandten an diesem

Hofe, Herrn von Morlüi, in einem Schreiben den Auftrag, er solle mich als einen Diener Seiner Majestät vom Papste zurückfodern. Der Papst, der sonst ein verständiger und ausserordentlicher Mann war, betrug sich doch in dieser meiner Sache sehr unüberlegt und albern, er antwortete dem Gesandten: Seine Majestät möchten sich doch nicht weiter meiner annehmen, ich sey ein wilder und gefährlicher Mensch, er habe mich einziehen lassen wegen verschiedener Todschläge und anderer solchen Teufelein. Der König antwortete aufs neue: auch in seinem Reiche pflege man die beste Gerechtigkeit, Seine Majestät wisse die wackern Leute zu belohnen und zu begünstigen, und eben so die Uebelthäter zu bestrafen. Seine Heiligkeit habe den Benvenuto gehen lassen, ohne nach dessen Arbeiten weiter zu fragen. Als er, der König, diesen Mann in seinem Reiche gesehen, habe er ihn mit Vergnügen in seine Dienste genommen und verlange ihn nun, als den seinigen, zurück.

Dieser Schritt des Königs brachte mir grossen Verdruß und Schaden, so ehrenvoll mir auch der Antheil war, den er an mir nahm; denn der Papst war in eine rasende Verlegenheit gerathen, ich möchte nun, wenn ich hinginge, die verruchte Nichtswürdigkeit erzählen, die sie an mir begangen hatten, deswegen sann er nach, wie er mich, ohne seine Ehre zu verletzen, aus der Welt schaffen könnte.

Der Castellan des Castells Sanct Angelo war einer von unsern Florentinern, mit Nahmen Herr Georg Ugo-

lini, dieſer brave Mann behandelte mich auf das gefälligſte von der Welt, und weil er das groſſe Unrecht kannte, das mir geſchah, ließ er mich auf mein Wort frey umher gehen. Ich hatte ihm, um dieſe Erlaubniß zu erhalten, Bürgſchaft leiſten wollen, allein er verſetzte, er könne ſie nicht annehmen, denn der Papſt ſey über meine Sache gar zu ſehr entrüſtet, auf mein Wort hingegen wolle er trauen, denn er höre von jedem, was ich für ein zuverläßiger Mann ſey. Da gab ich ihm mein Wort und er verſchaffte mir zugleich die Bequemlichkeit, daß ich kleine Arbeiten machen konnte. Nun bedachte ich, daß dieſer Verdruß des Papſtes, ſowohl wegen meiner Unſchuld, als wegen der Gunſt des Königs, doch vorüber gehen müſſe, und erhielt meine Werkſtatt offen, Askanio, mein Geſelle, kam und brachte mir Arbeit. Vor Verdruß über das Unrecht, was mir geſchah, konnte ich zwar wenig thun, doch machte ich aus der Noth eine Tugend, und ertrug ſo heiter als ich konnte mein widriges Geſchick, indem ich mir zugleich alle Wachen und Soldaten des Caſtells zu Freunden gemacht hatte.

Manchmal ſpeißte der Papſt im Caſtell und unter der Zeit waren die Thore nicht bewacht, ſondern ſtanden einem jeden frey, wie an einem gewöhnlichen Pallaſt. Man fand alsdann nöthig, die Gefängniſſe mit mehr Sorgfalt zu verſchlieſſen, aber ich ward immer gleich gehalten, und konnte auch zu ſolchen Zeiten überall frey herum gehen. Oefters riethen mir einige Soldaten, ich ſolle mich davon machen, ſie wollten mir durch die Finger ſehen, weil ihn

nen das groſſe Unrecht bekannt ſey, das mir geſchehe. Darauf antwortete ich nur, ich habe dem Caſtellan mein Wort gegeben, der ein ſo braver Mann ſey, und der mir ſo viel Gefälligkeit erzeigt habe.

Unter andern war ein tapfrer und geiſtreicher Soldat, der zu mir ſagte: wiſſe, mein Benvenuto! daß ein Gefangener nicht verbunden iſt, und ſich auch nicht verbinden kann, ſein Wort zu halten, oder irgend eine andere Bedingung zu erfüllen. Thue, was ich dir ſage, fliehe vor dieſem Schurken von ***, und vor dem Baſtard ſeinem Sohn, die dir auf alle Weiſe nach dem Leben ſtehen. Aber ich, der ich lieber ſterben wollte, als daß ich dem würdigen Caſtellan mein Wort gebrochen hätte, ertrug dieſen ungeheuren Verdruß ſo gut ich konnte, in Geſellſchaft eines Geiſtlichen, aus dem Hauſe Pallaviciui, der ein groſſer Prediger war. Man hatte ihn als einen Lutheraner eingezogen, er war ein ſehr guter Geſellſchafter, aber als Mönch der ruchloſeſte Kerl von der Welt, der zu allen Arten von Laſtern geneigt war. Seine ſchönen Gaben bewunderte ich, und ſeine häßlichen Laſtern mußte ich aufs höchſte verabſcheuen. Auch unterließ ich nicht ihn darüber ganz freymüthig zu tadeln und zu ſchelten, dagegen wiederholte er mir immer: ich ſey als Gefangener nicht verbunden, dem Caſtellan mein Wort zu halten. Darauf antwortete ich: als Mönch ſage er wohl die Wahrheit, nicht als Menſch, denn wer Menſch und nicht Mönch wäre, müßte ſein Wort unter allen Umſtänden halten, in die er gerathen könnte, und ſo wollte ich auch mein

einfaches und tugendsames Wort nicht brechen. Da er hieraus sahe, daß er mich durch seine feinen und künstlichen Argumente, so geschickt er sie auch vorbrachte, nicht bewegen konnte, gedachte er mich auf einem andern Wege zu versuchen. Er schwieg viele Tage ganz von dieser Sache, las mir indessen die Predigten des Bruder Hieronimus Savonavola, und machte so eine vortreffliche Auslegung dazu, die mir viel schöner vorkam, als die Predigten selbst, und mich ganz bezauberte. Ich hätte alles in der Welt für den Mann gethan, nur nicht, wie schon gesagt, mein Wort gebrochen. Da er nun sahe, daß ich vor seinen Talenten eine solche Ehrfurcht hatte, fing er an mit guter Art mich zu fragen, auf welche Weise ich mich denn hätte flüchten wollen? wenn mir die Lust dazu gekommen wäre? und wie ich, wenn man mich enger eingeschlossen hätte, das Gefängniß hätte eröffnen wollen? Diese Gelegenheit wollte ich nicht vorbey lassen, um diesem klugen Manne zu zeigen, daß ich auch Geschicklichkeit und Feinheit besitze, ich sagte ihm: daß ich jedes Schloß, selbst das schwerste, gewiß eröffnen wolle, und besonders die von diesem Gefängnisse sollten mich nicht mehr Mühe gekostet haben, als ein Stückchen frischen Käse zu verzehren. Der Mönch, der mein Geheimniß zu erfahren wünschte, verspottete mich und sagte: die Menschen, die sich einmal in den Ruf gesetzt haben, daß sie geistreich und geschickt sind, rühmen sich gar vieler Dinge, wollte man sie immer beym Wort halten, so würde manches zurückbleiben, und sie würden einen guten

Theil ihres Credits verliehren. So möchte es auch wohl mir gehen, ich sage so unwahrscheinliche Dinge, und wenn man die Ausführung von mir verlangte, würde ich wohl schwerlich mit Ehre bestehn. Das verdroß mich von dem Teufelsmönche, und ich antwortete, daß ich immer viel weniger verspräche, als ich auszuführen verstünde; das, was ich wegen der Schlüssel behauptet hätte, sey eine geringe Sache, mit wenig Worten solle er vollkommen einsehen, daß alles wahr sey. Darauf zeigte ich ihm, unbesonnener Weise, mit grosser Leichtigkeit alles, was ich behauptet hatte. Der Mönch, ob es gleich schien, als wenn er sich um diese Sache nichts bekümmere, lernte mir, als ein fähiger Mann, alles in der Geschwindigkeit ab.

Nun ließ mich, wie ich schon oben erwähnt habe, der wackre Castellan des Tags frey herum gehen, auch ward ich des Nachts nicht wie die übrigen eingeschlossen. Ich konnte dabey in Gold, Silber und Wachs arbeiten, was ich wollte, und so hatte ich auch einige Wochen an einem Becken für den Cardinal von Ferrara gearbeitet, zuletzt verlohr ich über meinem eingeschränkten Zustande alle Lust, und arbeitete nur, um mich zu zerstreuen, an einigen kleinen Wachsfiguren. Von diesem Wachs entwandte mir der Mönch ein Stück, und führte das alles wegen der Schlüssel damit aus, was ich ihn unbedachtsamer Weise gelehrt hatte. Er nahm zum Gesellen und Helfer einen Schreiber, Nahmens Ludwig, einen Paduaner, allein als man die Schlüssel bestellte, that der Schlosser

sogleich die Anzeige. Der Castellan, der mich einige Male in meinem Zimmer besucht und meiner Arbeit zugesehen hatte, erkannte mein Wachs und sagte: wenn man schon diesem armen Benvenuto das gröſste Unrecht von der Welt gethan hat, so hätte er sich doch gegen mich solche Handlungen nicht erlauben sollen, da ich ihm alle mögliche Gefälligkeit erzeigt habe. Gewiſs, ich will ihn fester halten und alle Nachsicht soll aufhören. So lieſs er mich mit einigem Unmuth einschliessen und mich verdrossen besonders die Worte, welche mir seine vertrautesten Diener hinterbrachten, deren einige mir sehr wohl wollten, und sonst von Zeit zu Zeit erzählten, wie sehr der Herr Castellan sich zu meinem Besten verwendet habe. Nun aber hinterbrachten sie mir, daſs er mich einen undankbaren, eitlen und treulosen Menschen schelte. Da nun einer dieser Leute mir, auf eine etwas harte und unschickliche Art, diese Scheltworte ins Gesicht sagte, fühlte ich mich beleidigt in meiner Unschuld und antwortete: ich hätte niemals mein Wort gebrochen, und ich wollte das mit der ganzen Kraft meines Lebens behaupten, und wenn er oder ein anderer wieder solche ungerechte Worte gegen mich brauchte, so würde ich ihn auf alle Fälle der Lügen strafen. Er entrüstete sich darüber, lief in das Zimmer des Castellans, brachte mir das Wachs und meine Zeichnung des Schlüssels. Als ich das Wachs sahe, sagte ich ihm, wir hätten beyde recht, allein er solle mir eine Unterredung mit dem Herrn Castellan verschaffen und ich wollte ihm eröffnen, wie sich die Sache befände, die von gröſserer

Bedeutung wäre, als sie glaubten. Sogleich ließ der Castellan mich rufen, ich erzählte den ganzen Vorfall, der Mönch ward enger eingeschlossen, und bekannte auf den Schreiber, der dem Galgen sehr nahe war. Doch unterdrückte der Castellan die Sache, die schon bis zu den Ohren des Papstes gekommen war, rettete seinen Schreiber von dem Strick, und ließ mir wieder so viel Freyheit, als vorher.

Da ich sahe, daß man sich in dieser Sache mit so vieler Strenge benahm, fing ich doch auch an, an mich selber zu denken und sagte bei mir: wenn nun ein andermal eine solche Verwirrung entstünde und der Mann traute mir nicht mehr, so würde ich ihm auch nicht mehr verbunden seyn, und möchte mir wohl alsdann ein wenig mit meinen Erfindungen helfen, die gewiß besser als jene Pfaffen-Unternehmung ausfallen sollten. So fing ich nun an mir neue, starke Leintücher bringen zu lassen und die alten schickte ich nicht wieder zurück. Wenn meine Diener darnach fragten, so sagte ich, sie sollten still seyn, denn ich hätte sie einigen armen Soldaten geschenkt, die in Gefahr der Galere geriethen, wenn so etwas herauskäme, und so hielten sie mir alle, besonders aber Felix, die Sache geheim. Indessen leerte ich einen Strohsack aus, und verbrannte das Stroh im Kamine, das in meinem Gefängniß war, und fing an von den Leintüchern Binden zu schneiden, ein Drittheil einer Elle breit, und als ich so viel gemacht hatte, als ich glaubte, daß genug sey, mich von der grossen Höhe des Thurms herunter zu

lassen, sagte ich meinen Dienern, ich habe genug verschenkt, sie sollten nun, wenn sie mir neue Leintücher brächten, die alten immer wieder mitnehmen. Und so vergassen meine Leute gar bald die ganze Sache.

Der Castellan, der mich übrigens sehr gut behandelte, ward alle Jahre von einer gewissen Krankheit befallen, die ihm ganz und gar den Kopf verrückte, und wenn er davon angegriffen wurde, pflegte er sehr viel zu schwätzen, und es waren seine grillenhaften Vorstellungen alle Jahre verschieden, denn einmal glaubte er ein Oelkrug zu seyn, ein andermal ein Frosch, und da hüpfte er auch nach Art dieses Thieres; hielt er sich für todt, so mußte man ihn begraben, und so hatte er alle Jahr eine neue Einbildung. Diesmal stellte er sich vor, er sey eine Fledermaus, und wenn er so spatzieren ging, zischte er manchmal, so leise wie diese Geschöpfe, bewegte sich auch ein wenig mit den Händen und dem Körper, als wolle er fliegen. Die Aerzte, die ihn wohl kannten, so wie seine alten Diener, suchten ihm alle Art von Unterhaltung zu verschaffen, und weil sie glaubten, er habe grosses Vergnügen mich discuriren zu hören, so holten sie mich alle Augenblicke und führten mich zu ihm. Ich mußte manchmal vier bis fünf Stunden bei diesem armen Manne bleiben und durfte nicht aufhören zu reden, er verlangte, daß ich an seiner Tafel gegen ihn über sitzen sollte, und dabey wurde von beyden Seiten unaufhörlich gesprochen. Bey dieser Gelegenheit aß ich sehr gut, aber er, der arme Mann, aß nicht und schlief nicht, und ermüdete mich auch dergestalt,

daß ich nicht mehr vermochte. Manchmal, wenn ich ihn ansah, konnte ich bemerken, daß seine Augen ganz falsch gerichtet waren, das eine blickte dahin, das andere dorthin. Untern andern fing er auch an mich zu fragen: ob mir wohl niemals die Lust zu fliegen angekommen sey? Darauf versetzte ich: Eben diejenigen Dinge, die dem Menschen am schwersten vorkämen, hätte ich am liebsten zu vollbringen gewünscht und vollbracht, und was das Fliegen betreffe, so habe mir Gott und die Natur einen Körper sehr geschickt zum Laufen gegeben, und wenn ich nun noch einige mechanische Vortheile dazu thäte, so sollte mir das Fliegen sicher glücken.

Darauf fragte er mich, auf welche Weise ich es anfangen wollte? und ich versetzte: wenn ich die Thiere, welche fliegen, betrachte, um das, was ihnen die Natur gegeben hat, durch Kunst nachzuahmen; so finde ich nur die Fledermaus, die mir zum Muster dienen kann.

Kaum hatte er den Nahmen Fledermaus gehört, als seine dießjährige Narrheit bey ihm aufwachte und er mit lauter Stimme rief: das ist wahr! das ist das rechte Thier! und dann wendete er sich an mich und sagte: Benvenuto! nicht wahr, wenn man dir die Gelegenheit gäbe, so würdest du auch Muth haben zu fliegen? Ich versetzte, er solle mir nur die Erlaubniß geben, so getraute ich mich bis hinaus auf die Wiesen zu fliegen, wenn ich mir ein paar Flügel von feiner gewichster Leinwand machen wollte. Darauf versetzte er: auch das getraute ich mir wohl, aber der Papst hat mir befohlen, dich aufs genaueste in acht

zu nehmen, und ich weiß wohl daß du ein künstlicher Teufel bist, und im Stand wärst mir zu entfliehen, darum will ich dich mit hundert Schlüsseln verschliessen lassen, damit du aushalten mußt.

Nun fing ich an ihn zu bitten, und brachte ihm ins Gedächtniß, daß ich also ihm ja schon hätte entfliehen können, daß ich aber mein Wort gegen ihn niemals gebrochen haben würde. Ich bat ihn um Gotteswillen und bey allen denen Gefälligkeiten, die er mir schon erzeigt hatte, daß er das Uebel, das ich ohnedies leiden mußte, nicht noch vergrößern möchte.

Indem ich also sprach, befahl er ausdrücklich, daß sie mich binden und mich in meinem Gefängnisse wohl einschließen sollten. Da ich nun sahe, daß nichts anders zu hoffen war, sagte ich ihm in Gegenwart aller der seinigen, so verschließt mich nur wohl, denn ich werde euch auf alle Weise zu entkommen suchen. So führten sie mich weg und sperrten mich mit der größten Sorgfalt ein.

Nun fing ich an die Art und Weise zu überlegen, wie ich entkommen könnte. Sobald ich eingeschlossen war, untersuchte ich das Gefängniß, und da ich sicher glaubte den Weg gefunden zu haben, wie ich herauskommen könnte, so bedachte ich wie ich von dem hohen Thurm herunter kommen wollte, nahm meine Leintücher, die ich, wie gesagt, schon zerschnitten hatte, nähte sie wohl zusammen, und bedachte wie viel Oefnung ich brauchte um durchzukommen, und bereitete überhaupt alles was mir nur dienen konnte. Ich holte eine Zange hervor, die ich einem

Savoiarden genommen hatte, der unter der Schloßwache sich befand. Er sorgte für die Wasserfässer und Brunnen und arbeitete dabei allerley in Holz. Unter verschiedenen Zangen, die er brauchte, war auch eine sehr starke und große, ich überlegte daß sie mir sehr nützlich seyn könnte, nahm sie ihm weg und verbarg sie in meinen Strohsack. Als nun die Zeit herbei kam, daß ich mich ihrer bedienen wollte, so fing ich an damit die Nägel zu untersuchen, wodurch die Bänder der Thüre befestigt waren; weil aber die Thüre doppelt war, so blieb auch der umgeschlagene Theil der Nägel ganz verborgen, so daß ich mit der größten Mühe von der Welt endlich einen herausbrachte. Darauf überlegte ich wie ichs nun anzufangen hätte, daß man es nicht merkte, und vermischte ein wenig rostigen Eisenfeil mit Wachs, welches dadurch die völlige Farbe der Nägelköpfe erhielt, die ich nun, so wie ich einen herauszog, wieder auf den Bändern vollkommen nachahmte. So hatte ich die Bänder nur oben und unten befestigt, indem ich einige Nägel abstutzte und sie leicht wieder einsteckte, damit sie mir die Bänder nur fest halten sollten.

Dieses alles vollbrachte ich mit grosser Schwierigkeit, denn der Castellan träumte jede Nacht, ich sey entflohen, und schickte alle Stunden ins Gefängniß. Der Mensch, der jedes mal kam, hieß und betrug sich wie ein Häscher, man nannte ihn Bozza, er brachte immer einen andern mit sich, der Johannes hieß, mit dem Zunahmen Pedignone, dieser war Soldat, jener Aufwärter. Johannes kam niemals in mein Gefängniß ohne mir etwas beleidigendes

zu ſagen; der andere war von Prato und daſelbſt bei einem Apotheker geweſen. Er betrachtete genau jene Bänder und überhaupt das ganze Gefängniß; und ich ſagte zu ihm: nehmt mich wohl in acht, denn ich gedenke auf alle Weiſe zu entfliehen. Ueber dieſe Worte entſtand zwiſchen mir und ihm die größte Feindſchaft, ſo daß ich mein Eiſenwerk, die Zange nämlich und einen ziemlich langen Dolch, auch andere dergleichen Dinge, ſorgfältig in meinen Strohſack verbarg.

Sobald es Tag ward, kehrte ich ſelbſt, und ob ich gleich von Natur mich an der Reinlichkeit ergötze, ſo trieb ich ſie zu jener Zeit aufs äuſſerſte. Sobald ich gekehrt hatte, machte ich mein Bett aufs zierlichſte und putzte es mit Blumen, die ich mir faſt alle Morgen vom Savoiarden bringen ließ, dem ich die Zange entwendet hatte. Wenn nun Bozza und Pedignone kamen, ſo ſagte ich ihnen gewöhnlich, ſie ſollten mir vom Bette bleiben, ich wollte es weder beſchmutzt noch eingeriſſen haben, und wenn ſie es ja einmal, um mich zu necken, nur leicht berührt hatten, rief ich: ihr ſchmutzigen Lumpen! werd ich doch gleich an einen eurer Degen meine Hand legen, und euch ſo zurichten, daß ihr euch verwundern ſollt; glaubt ihr wohl werth zu ſeyn, das Bett von meines gleichen anzurühren? wahrhaftig ich werde mein Leben nicht achten, da ich gewiß bin, euch das eure zu nehmen. Iſt es nicht genug an meinem Verdruß und meiner Noth? wollt ihr mich noch ärger quälen? Hört ihr nicht auf, ſo will ich euch zeigen, was ein verzweifelter Menſch thun kann.

Das sagten sie alles dem Castellan wieder, der ihnen ausdrücklich befahl: sie sollten sich meinem Bette nicht nähern und übrigens aufs beste für mich sorgen. Da ich nun mein Bett gesichert hatte, glaubte ich schon alles gethan zu haben, weil in demselben alle Hülfsmittel zu meinem Unternehmen verborgen lagen, und ich freute mich um so mehr, dieweil ich schon Aufsehen erregt hatte.

Am Abend eines Festtages unter andern war der Castellan in einem üblen Zustand, seine Krankheit hatte sich verschlimmert und er wollte nun von nichts anders wissen, als daß er eine Fledermaus sey. Er befahl seinen Leuten wenn sie hörten, daß Benvenuto weggeflogen wäre, sollten sie ihn nur gewähren lassen, er wolle mich gewiß wieder einholen, denn bei Nacht würde er gewiß stärker fliegen als ich. Benvenuto, pflegte er zu sagen, ist nur eine nachgemachte Fledermaus, ich aber bin es wahrhaftig. Mir ist er anbefohlen, ich will ihn schon wieder habhaft werden. So war es viele Nächte fortgegangen, er hatte alle seine Diener ermüdet, ich erfuhr was vorging auf verschiedenen Wegen, besonders durch den Savoiarden, der mir sehr wohl wollte.

An eben diesem Abende hatte ich mich entschlossen, es koste was es wolle, zu entfliehn. Ich wendete mich vor allen Dingen zu Gott und bat seine göttliche Majestät, in so einem gefährlichen Unternehmen, mich zu beschützen und mir beizustehn. Hernach legte ich Hand ans Werk, und arbeitete die ganze Nacht an den Sachen, die ich brauchen wollte. Zwey Stunden vor Tage nahm ich die Bän-

der mit großer Mühe herunter, denn das Thürgewünde und der Riegel hinderten mich dergestalt, daß ich nicht aufmachen konnte, und ich mußte daher das Holz zersplittern, doch brachte ich sie endlich auf, nahm die Binden auf den Rücken, die ich auf zwey Hölzer, nach Art der Hanfspindeln gewunden hatte. Nun ging ich hinaus und an der rechten Seite des Thurms herum, ich deckte von innen zwey Ziegel des Dachs auf und hub mich mit Leichtigkeit hinauf. Ich hatte ein weisses Nachtwestchen an, auch weisse Beinkleider und Halbstiefeln und in die Stiefeln hatte ich meinen Dolch gesteckt. Nachher nahm ich ein Ende meiner Binden und hing es an ein Stück Ziegel das in den Thurm gemauert war und ohngefähr vier Finger herausstand. Die Binde hatte ich auf die Art eines Steigbiegels zubereitet. Darauf wendete ich mich zu Gott und sagte: hilf mir nun, weil ich recht habe, wie du weißt, und weil ich mir selbst zu helfen gedenke.

Nun ließ ich mich sachte hinab, und indem ich mich durch die Gewalt der Arme erhielt, kam ich endlich bis auf den Boden. Es war kein Mondenschein, aber eine schöne Helle. Da ich unten war, betrachtete ich die große Höhe, von der ich so kühn heruntergekommen war, und ging vergnügt weg, denn ich glaubte befreyt zu seyn. Es fand sich aber anders, denn der Castellan hatte an dieser Seite zwey hohe Mauren aufführen lassen, wo er seine Ställe und seinen Hühnerhof hatte, und es waren die Thüren von außen mit großen Riegeln verschlossen. Da ich sah, daß ich nicht hinaus konnte, ging ich hin und

wieder und überlegte, was zu thun sey? Unversehens stieß ich wider eine große Stange, die mit Stroh bedeckt war, richtete sie mit großer Schwierigkeit gegen die Mauer und half mir mit der Gewalt meiner Arme in die Höhe, weil aber die Mauer sehr scharf war, so konnte ich nicht ganz hinauf kommen, und entschloß mich ein Stück meiner neuen Binden, von der andern Spindel, dazu anzuwenden, denn die andere war am Thurm des Schlosses hängen geblieben. Da ich sie nun an den Balken gebunden hatte, ließ ich mich auch diese Mauer hinunter, doch hatte ich dabei große Mühe und ward sehr ermüdet, denn die Hände waren mir innwendig aufgeschunden und bluteten. Ich ruhte deshalb ein wenig aus und wusch mir die Hände mit meinem eigenen Wasser. Als ich nun glaubte meine Kräfte wären wieder hergestellt, griff ich zu meinen noch übrigen Binden und wollte sie um einen Zacken des Mauerkranzes winden, um, wie von der größern Höhe, so auch von der kleinern herunterzukommen. Da bemerkte mich eine Schildwache, und in dieser Gefahr meinen Zweck vereitelt und mein Leben ausgesetzt zu sehen, nahm ich mir vor die Wache anzugreifen, die, als sie meinen entschiedenen Vorsatz bemerkte, und wie ich ihr mit gewaffneter Hand zu Leibe ging, größere Schritte machte, und mir auswich.

Ich kehrte schnell zu meinen Binden zurück, und ob ich gleich wieder eine andere Schildwache sah, so wollte doch diese mich dießmal nicht sehen. Nun hatte ich meine Binden am Mauerkranz befestigt, und ließ mich hinab.

Ob ich nun zu früh glaubte, daß ich schon nahe genug an der Erde sey, und die Hände aufthat um hinab zu springen, oder ob sie mir zu müde waren und die Anstrengung nicht mehr ausdauern konnten, weiß ich nicht zu sagen, genug ich fiel, verletzte mir den Kopf, und blieb betäubt liegen.

Es mochten ohngefähr anderthalb Stunden vergangen seyn als der Thau, der eine Stunden vor Sonnen Aufgang fällt, mich wieder erfrischte und munter machte, doch war ich noch immer wie schlaftrunken, ob ich gleich einen Versuch machte mich aufzuheben. Noch immer war ich nicht bei mir, es kam mir vor, als hätte man mir das Haupt abgeschlagen, und ich befände mich im Fegefeuer. So kamen wir nach und nach die Kräfte wieder, und der Gebrauch der Sinne stellte sich her, dann sah ich daß ich außerhalb des Castells war, und ich erinnerte mich alles dessen was ich gethan hatte. Vor allem andern fühlte ich die Verletzung meines Hauptes und als ich es mit den Händen befühlte, brachte ich sie ganz blutig wieder herunter. Darauf betastete ich mich überall und glaubte mich nicht sonderlich beschädigt zu haben, als ich mich aber von der Erde aufheben wollte, fand ich, daß ich meinen rechten Fuß gebrochen hatte, drey Finger über dem Knöchel worüber ich sehr erschrack. Ich zog meinen Dolch aus dem Stiefel zusammt der Scheide, dieser hatte leider an der Spitze des Ortbandes ein ziemlich großes Kügelchen, und da sich nun der Fuß deshalb auf keine Weise biegen konnte, so war es die Ursache, daß er an dieser

Stelle brach. Darauf warf ich die Scheide des Dolchs weg, und schnitt mit demselben ein Stück von der Binde, die mir übrig geblieben war, herunter, womit ich den Fuß, so gut ich konnte, zusammenband, dann kroch ich auf allen Vieren mit dem Dolche nach dem Thor, das noch verschlossen war. Genau unter demselben bemerkte ich einen Stein, den ich nicht für sehr stark hielt, ich gedachte ihn loszubringen, deßwegen legte ich Hand an, und als ich eine Bewegung fühlte, kam ich leicht zu Stande, zog den Stein heraus und schlüpfte hinein. Es mochten mehr als fünfhundert Schritte seyn, vom Orte da ich herunter fiel, bis zum Thore.

Kaum war ich wieder nach Rom hinein, als einige große Hunde sich auf mich warfen, die mich übel bissen. Da sie nun verschiedene Male mich zu quälen wieder kamen, stach ich mit meinem Dolch unter sie, und traf einen so tüchtig, daß er laut aufschrie, und davon lief. Die andern Hunde, wie es ihre Art ist, liefen ihm nach, und ich gedachte die nächste Kirche zu erreichen, immer auf allen Vieren. Als ich nun an das Ende der Straße gekommen war, wo man sich nach St. Angelo umkehrt, veränderte ich meinen Vorsatz und ging gegen Sanct Peter, und da es hell genug um mich wurde, betrachtete ich die Gefahr in der ich schwebte. Da begegnete mir ein Wasserhändler mit seinem beladenen Esel und gefüllten Krügen, ich rief ihn zu mir, und bat ihn er sollte mich aufheben, und mich auf die Höhe der Treppe von Sanct Peter tragen, dabei sagte ich ihm: ich bin ein armer

Jüngling, der bei einem Liebeshandel sich zum Fenster herunter lassen wollte; ich bin gefallen und habe mir einen Fuß gebrochen, und da der Ort, von dem ich komme, von großer Bedeutung ist, so bin ich in Gefahr, in Stücken zerhauen zu werden, deswegen bitte ich dich, hebe mich schnell auf, du sollst einen Goldgülden haben.

Ich griff sogleich nach dem Beutel in welchem eine gute Menge sich befanden. Er faßte mich unverzüglich an, nahm mich auf den Rücken, und trug mich auf die Stufen von Sanct Peter, da sagte ich ihm, er solle mich nur lassen und zu seinem Esel zurücklaufen, alsdenn kroch ich nach dem Hause der Herzogin, Gemahlin des Herzogs Ottario, einer natürlichen Tochter des Kaisers, die vorher Gemahlin Herzog Alexanders von Florenz gewesen war. Ich wußte gewiß, daß bei dieser grossen Fürstin viele von meinen Freunden sich befanden, die mit ihr von Florenz gekommen waren, auch hatte sie schon gelegentlich Gutes von mir gesprochen.

Denn als sie ihren Einzug in Rom hielt, war ich Ursache, daß ein Schade von mehr als tausend Scudi verhindert wurde: es regnete sehr stark und der Castellan war äuserst verdrießlich, ich aber sprach ihm Muth ein, und sagte ihm, wie ich mehrere Kanonen nach der Gegend gerichtet hätte, wo die stärksten Wolken wären; und als ich mitten in einem dichten Regen anfing die Stücke abzufeuern, hörte es auf, und viermal zeigte sich die Sonne, und so war ich Ursache daß dieses Fest aufs glücklichste vorbeiging. Das hatte der Castellan dem Papst er-

zählt, um etwas zu meinen Gunsten vorzubringen. Als es die Herzogin hörte, sagte sie: der Benvenuto ist einer von den geschickten Leuten, die mit meinem seligen Herrn waren, und ich werde es ihm immer gedenken, wenn es Gelegenheit giebt. Auch hatte sie von mir mit ihrem jezigen Gemahle gesprochen. Deßwegen ging ich gerade nach Ihro Excellenz Wohnung, die im alten Borgo, in einem sehr schönen Pallaste war. Da wäre ich nun ganz sicher gewesen, und der Papst hätte mich nicht angerührt, aber weil das, was ich bisher gethan hatte, zu außerordentlich für einen sterblichen Menschen war, so wollte Gott nicht, daß ich mich dieses eigenen Ruhms überheben sollte, vielmehr sollte ich zu meinem Besten noch größere Prüfungen ausstehn, als jene waren, die ich schon erlitten hatte.

Daher begab sich, daß als ich so auf Händen und Füssen die Treppe hinunter kroch, ein Bedienter des Cardinal Cornaro mich erkannte, dieser lief sogleich zu seinem Herrn, der im Vatikanischen Pallast wohnte, weckte ihn und sagte: Hochwürdigster Herr! da ist euer Benvenuto aus dem Castell geflohen, und kriecht ganz blutig auf allen Vieren, so viel sich bemerken läßt, hat er ein Bein gebrochen, und wir wissen nicht wo er hin will. Darauf sagte der Cardinal: sogleich lauft und tragt mir ihn hierher in mein Zimmer. Als ich vor ihn kam, sagte er, ich solle ruhig seyn! und schickte sogleich nach den ersten Aerzten von Rom, die mich in die Kur nahmen. Unter denselben war Meister Jacob von Perugia, der trefflichste Chirurgus, der richtete mir den Fuß ein, verband mich

und ließ mir selbst zur Ader; da nun die Gefäße übermäßig aufgetrieben waren, er auch die Oefnung etwas groß gemacht hatte, so fuhr eine Menge Bluts dergestalt gewaltsam heraus, ihm ins Gesicht, und bedeckte ihn über und über, daß er sich entfernen mußte. Er nahm die Sache für ein böses Anzeichen, und kurirte mich mit grossem Widerwillen, ja einige Male wollte er mich gar verlassen, denn er fürchtete, diese Kur könnte ihm sehr übel bekommen. Der Kardinal ließ mich in ein geheimes Zimmer legen, und ging in der Absicht weg, mich von dem Papste zu erbitten.

Indessen war in Rom ein entsetzlicher Lärm entstanden, man hatte die Binden am großen Thurme hängen sehen, und ganz Rom lief, um diese unschätzbare Begebenheit zu betrachten. Indessen war der Kastellan in seine größte Tollheiten verfallen, wollte mit aller Gewalt sich von seinen Dienern losreissen, und auch vom Thurme herunter fliegen, denn er behauptete, es könne mich niemand erreichen als er, wenn er mir nachflöge.

Indessen war Herr Robert Pucci, Vater des Herrn Pantolfo, da er diese große Sache vernommen, auch selbst gegangen um sie zu sehen, er kam darauf in den Pallast, wo er dem Kardinal Cornaro begegnete, der ihm den ganzen Erfolg erzählte, und wie ich mich in einem seiner Zimmer schon verbunden befände. Diese zwey braven Männer gingen zusammen, sich zu den Füssen des Papstes zu werfen, der sie nicht zum Worte kommen ließ, sondern sogleich sagte: ich weiß was ihr von mir wollt. Herr Ro-

bert Pucci versetzte: Heiligster Vater! wir bitten um Gnade für den armen Mann, der wegen seiner Geschicklichkeit einiges Mitleiden verdient, und der außerdem so viel Muth und Verstand gezeigt hat, daß es gar keine menschliche Sache zu seyn scheint. Wir wissen nicht, wegen welcher Vergehungen er so lange im Gefängniß war, sind sie allzugroß und schwer, so wird Ew. Heiligkeit, heilig und weise wie sie ist, nach Gefallen verfahren, aber sind es Dinge die läßlich sind, so bitten wir um Gnade für ihn. Der Papst schämte sich und sagte: er habe mich auf Ansuchen einiger der Seinigen inne behalten, weil ich ein wenig gar zu verwegen sey. Da er aber meine guten Eigenschaften kenne, so wolle er mich bei sich behalten, und mir so viel gutes erzeigen, daß ich nicht Ursache haben sollte, wieder nach Frankreich zu gehen. Sein großes Uebel thut mir leid, setzte er hinzu, er soll für seine Gesundheit sorgen, und wenn er genesen ist, gedenken wir ihn von seinen andern Uebeln zu heilen. Sogleich kamen die beyden wackern Männer und brachten mir diese gute Nachricht.

Indessen nun der römische Adel mich besuchte, junge, alte und von aller Art, ließ sich der Castellan, noch ganz außer sich, zum Papste tragen, und als er vor ihn kam, schrie er: wenn seine Heiligkeit den Benvenuto nicht wieder ins Gefängniß stellten, so geschähe ihm das größte Unrecht. Er ist, rief er aus, gegen sein gegebenes Wort geflohen; wehe mir! er ist davon geflohen, und hat mir doch versprochen nicht wegzufliegen. Der Papst sagte la-

chend: geht nur, geht! ihr sollt ihn auf alle Fälle wieder haben. Dann bat noch der Castellan und sagte: sendet doch den Gouverneur zu ihm, daß er vernehme, wer ihm geholfen hat, denn wenn es einer von meinen Leuten ist, so soll er an der Zinne hängen, von der sich Benvenuto herunter ließ.

Als der Castellan weg war, rief der Papst lächelnd den Gouverneur, und sagte: das ist ein braver Mann, und die Sache ist wundersam genug, doch als ich jung war, habe ich mich auch da oben herunter gelassen.

Daran sagte er nun freylich die Wahrheit, denn er hatte gefangen im Castell gesessen, weil er, als Abbreviator, ein Breve verfälscht hatte; Papst Alexander ließ ihn lange sitzen, und weil die Sache gar zu arg war, wollte er ihm den Kopf nach dem Frohnleichnamsfeste abschlagen lassen. Farneſe wußte das alles, und ließ Peter Chiavelluzzi mit Pferden bestellen, bestach einige von der Wache, so daß, am Frohnleichnamstage, indessen der Papst in Procession zog, Farneſe in einem Korb an einem Seil zur Erde gelassen wurde. Damals war das Castell noch nicht mit Mauren umgeben, sondern der Thurm stand frey und er hatte keinesweges die großen Hindernisse bei seiner Flucht, als ich, auch saß er mit Recht und ich mit Unrecht gefangen; genug er wollte gegen den Gouverneur sich rühmen, daß er auch in seiner Jugend brav und lebhaft gewesen sey, und bemerkte nicht, daß er zu gleicher Zeit seine Niederträchtigkeit verrieth. Darauf sagte er zu dem Gouverneur: gehet und sagt ihm, er soll

bekennen wer ihm geholfen hat? Es mag seyn wer es will, genug ihm ists verziehen, das könnt ihr ihm frey versprechen.

Der Gouverneur, der einige Tage vorher Bischoff von Jesi geworden war, kam zu mir, und sagte: mein Benvenuto! wenn schon mein Amt die Menschen erschreckt, so komme ich doch vielmal dich zu beruhigen, und ich habe dazu den eigensten Befehl und Auftrag vom Papste. Er hat mir gesagt, daß er auch von dort entflohen sey, und es wäre ihm nicht ohne viele Helfer und Gesellen möglich gewesen. Ich schwöre dir, bei dem Eid den ich auf mir habe, denn ich bin seit zwei Tagen Bischof, daß dir der Papst vergiebt, und dich frey spricht, ja sogar dein Uebel bedauert, sorge für deine Gesundheit, und nimm alles zum Besten. Selbst dieses Gefängniß in das du, ohne die mindeste Schuld, gekommen bist, wird auf immer zu deinem Wohl gereichen, denn du wirst der Armuth entgehen, und nicht nöthig haben wieder nach Frankreich zurückzukehren, und dirs da dort sauer werden zu lassen. Daher gestehe mir frey wie die Sache zugegangen ist, und wer dir beigestanden hat? Dann sey getrost und ruhig, und genese.

Da fing ich an und erzählte ihm die ganze Geschichte, wie sie sich ereignet hatte, und gab ihm die genauesten Merkzeichen, sogar von dem Wassermanne, der mich getragen hatte. Darauf sagte der Gouverneur, wahrlich das ist zu viel für Einen Mann, und keines Menschen, als deiner würdig. Darauf ließ er mich die Hand aus-

ſtrecken, und ſagte: ſey munter und getroſt, bei dieſer Hand die ich berühre, du biſt frey, und ſo lange du lebſt wirſt du glücklich ſeyn.

Da er weg war, traten viele große Edelleute und Herren herein, die ſo lange gewartet hatten, denn jeder wollte den Mann ſehen, der ſo viel Wunder thäte. Dieſer Beſuch blieb lange bei mir, manche boten mir Unterſtützungen an, manche brachten mir Geſchenke. Indeſſen war der Gouverneur zum Papſte gekommen, und fing an die Geſchichte zu erzählen, wie er ſie von mir gehört hatte, und zufälligerweiſe war Herr Peter Ludwig ſein Sohn gegenwärtig. Alle verwunderten ſich höchlich, und der Papſt ſagte: wahrhaftig, dieſe Begebenheit iſt allzugroß. Darauf verſetzte Herr Peter Ludwig: Heiligſter Vater! wenn ihr ihn befreyt, ſo wird er euch noch gröſſere ſehen laſſen, denn er iſt ein allzukühner Mann, ich will euch etwas anders erzählen, was ihr noch nicht wißt. Euer Benvenuto, ehe er noch gefangen geſetzt wurde, hatte einen Wortwechſel mit einem Edelmann des Cardinals Santa Fiore, über eine Kleinigkeit. Benvenuto antwortete ſo heftig und kühn, beinah als wenn er ihn herausfodern wollte; alles das hinterbrachte der Edelmann dem Kardinal, welcher ſagte: wenn Benvenuto zu Thätigkeiten käme, ſo wollte er ihm den Narren ſchon aus dem Kopfe treiben. Benvenuto hatte das vernommen, gleich hielt er ſeine kleine Büchſe parat, mit der er jedes Mal einen Pfennig trifft, ſeine Werkſtatt iſt unter den Fenſtern des Kardinals, und als dieſer eines Tages heraus ſah, ergriff

jener seine Büchse um nach dem Kardinal zu schießen, der, weil man ihn warnte, sogleich zurücktrat; Benvenuto, damit es keinen Anschein haben sollte, schoß nach einer Feldtaube, die auf der Höhe des Pallastes in einer Oefnung nistete, und traf sie an den Kopf, was kaum zu glauben ist. Nun thue Ew. Heiligkeit mit ihm was Ihnen beliebt, ich habe es wenigstens sagen wollen, denn es könnte ihm einmal die Lust ankommen, nach Ew. Heiligkeit zu schießen, da er glaubt, man habe ihn unschuldig gefangen gesetzt. Es ist ein zu wildes, ein allzu sicheres Gemüth. Als er den Pompeo ermordete, gab er ihm zwey Stiche in den Hals, in der Mitte von zehen Männern die ihn bewachten, und rettete sich sogleich, worüber jene, die doch brave und zuverlässige Leute waren, nicht wenig gescholten wurden. Der Edelmann des Kardinals Santa Fiore, der so eben gegenwärtig war, bekräftigte dem Papst alles was sein Sohn gesagt hatte; der Papst schien verdrießlich und sagte nichts.

Nun will ich aber das wahre Verhältniß dieser Sache genau und treulich erzählen: Gedachter Edelmann kam eines Tages zu mir, und zeigte mir einen kleinen goldenen Ring, der von Queckſilber ganz verunreinigt war, und sagte: reinige mir den Ring! und mach geschwind! Ich hatte viel wichtige Werke und Arbeiten von Gold und Edelsteinen vor mir, und da mir jemand so gerade zu befahl, den ich niemals weder gesprochen noch gesehen hatte, sagte ich ihm: ich hätte das Putzzeug so eben nicht bei der Hand, er möchte zu einem andern gehen. Dar-

auf ſagte er mir, ohne irgend einen Anlaß: ich ſey ein Eſel! Darauf antwortete ich: er rede nicht die Wahrheit, ich ſey in jedem Betracht mehr als er, wenn er mich aber anſtieße, ſo wollte ich ihm Tritte geben, ärger als ein Eſel. Das hinterbrachte er dem Kardinal und mahlte ihm eine Hölle vor. Zwey Tage darauf ſchoß ich nach einer wilden Taube in ein hohes Loch, an dem Pallaſt, ſie hatte dort geniſtet, und ich hatte einen Goldſchmidt, Johann Franziſcus della Tacca, einen Mailänder, ſchon oft darnach ſchießen ſehen, der ſie nie getroffen hatte. Diesmal ſah die Taube nur mit dem Kopf heraus, da ihr verdächtig war, daß man ſchon einige Male nach ihr geſchoſſen hatte. Franziscus und ich waren auf der Jagd mit der Büchſe, Nebenbuhler und einige Edelleute, meine Freunde, die an meiner Werkſtatt lehnten, ſagten zu mir: ſiehe, da droben iſt die Taube, nach der Franzesco ſo lange geſchoſſen, und ſie niemals getroffen hat; ſieh nun, wie das arme Thier in Furcht iſt, kaum läßt es den Kopf ſehen. Da hob ich die Augen in die Höhe und ſagte: der Kopf allein wäre mir genug, um das Thier zu erlegen; wenn es nur warten wollte bis ich meine Büchſe angelegt hätte, gewiß ich wollte nicht fehlen. Darauf ſagten meine Freunde: dem Erfinder der Büchſe ſelbſt würde ein ſolcher Schuß nicht gelingen; ich aber verſetzte: wetten wir einen Becher griechiſchen Weins, von dem guten des Wirthes Palombo! wartet ſie auf mich, bis ich meinen wunderſamen Broccardo nur anlege, (denn ſo nannte ich meine Büchſe) ſo will ich ſie auf das Bischen Kopf tref-

fen, das ſie mir zeigt. Sogleich zielte ich aus freyer Hand, ohne irgendwo anzulehnen, und hielt mein Wort. Ich dachte dabei weder an Kardinal, noch an irgend einen Menſchen, vielmehr hielt ich den Kardinal Santa Fiore für meinen großen Gönner. Daraus kann man nun ſehen, was das Glück für mancherley Wege nimmt, wenn es einen einmal beſchädigen und zu Grunde richten will.

So war der Papſt innerlich voll Aerger und Verdruß, und bedachte was ihm ſein Sohn geſagt hatte. Nun begehrte, zwey Tage hernach, der Cardinal Cornaro ein Bisthum für einen ſeiner Edelleute, welcher Andrea Centano hieß. Der Papſt erinnerte ſich wohl, daß er gedachtem Manne das erſte zu erledigende Bisthum verſprochen hatte, und war auch bereit, es ihm zu geben, nur verlangte er eine Gegengefälligkeit, und zwar wollte er mich wieder in ſeine Hände haben. Darauf ſagte der Cardinal: da Ew. Heiligkeit ihm ſchon verziehen haben, was wird die Welt ſagen? und da Sie ihn frey in meine Hände gaben, was werden die Römer von Ew. Heiligkeit, und von mir ſagen? Darauf antwortete der Papſt: ich verlange den Benvenuto, wenn ihr das Bisthum verlangt, und jeder denke was er will. Der gute Cardinal verſetzte: Seine Heiligkeit möchte ihm das Bisthum geben, dabei aber die Sache doch bedenken, und übrigens nach Belieben verfahren. Darauf antwortete der Papſt, der ſich doch einigermaßen ſeines ſchändlich gebrochenen Wortes ſchämte: ich werde den Benvenuto holen laſſen, und zu meiner kleinen Satisfaction ſoll man ihn unten in die

Zimmer des geheimen Gartens bringen, wo er völlig genesen mag; ich will nicht verbieten, daß ihn alle seine Freunde besuchen können, und für seinen Unterhalt sorgen, bis ihm alle Grillen wieder aus dem Kopfe sind.

Der Cardinal kam nach Hause und ließ mir durch den, der das Bisthum erwartete, sogleich sagen: der Papst wolle mich wieder in seine Hände haben, ich sollte aber in einem untern Zimmer des geheimen Gartens bleiben, wo mich jedermann besuchen könnte, so wie bisher in seinem Zimmer. Darauf bat ich Herrn Andreas, er möge dem Cardinal sagen, daß er mich dem Papst doch ja nicht ausliefern sollte. Wenn er mirs gewähren liesse, so wollte ich mich, in eine Matrazze gewickelt, ausserhalb Rom an einen sichern Ort bringen lassen, denn wenn ich wieder in die Hände des Papstes geriethe, würde ich gewiß umkommen.

Wären meine Worte dem Cardinal hinterbracht worden, so glaube ich, er hätte es wohl gethan, aber der Herr Andreas, der das Bisthum erwartete, entdeckte die Sache, der Papst schickte geschwind nach mir und ließ mich, wie er gesagt hatte, in eines der untern Zimmer seines geheimen Gartens bringen. Der Cardinal ließ mir sagen, ich sollte nichts von den Speisen essen, die mir der Papst schicke, er wolle mir essen senden. Was er gethan habe, sey aus Nothwendigkeit geschehen, ich sollte gutes Muthes seyn, er wolle mir schon beistehen und mich befreyen helfen.

Während dieses Aufenthalts hatte ich täglich Besuch,

und groſſe Dinge wurden mir von den Edelleuten angeboten, vom Papſt kam das Eſſen, das ich aber nicht anrührte, vielmehr nur das genoß, was der Cardinal mir ſchickte, und ſo ging es eine Weile. Unter andern Freunden hatte ich einen griechiſchen Jüngling von fünf und zwanzig Jahren; derſelbe war ſehr munter, focht beſſer als irgend ein andrer in Rom, dabei war er kleinmüthig, äuſſerſt treu, redlich und leichtgläubig. Nachdem ich vernommen hatte, wie der Papſt von Anfang, und wie er nachher das Gegentheil geſprochen, vertraute ich mich dem jungen Griechen und ſagte zu ihm: Lieber Bruder, ſie wollen mich umbringen, und es wird Zeit, daß ich mich rette; ſie denken, ich merke es nicht, und erzeigen mir deswegen ſolche beſondere Gunſt, das alles nur lauter Verrätherey iſt. Der gute Jüngling ſagte zu mir: mein Benvenuto! in Rom erzählt man, der Papſt habe dir eine Stelle von fünfhundert Scudi gegeben, ich bitte dich, bringe dich nicht durch deinen Verdacht um ein ſolches Glück. Ich aber bat ihn mit den Armen auf der Bruſt, er möchte mir forthelfen, ich wiſſe wohl, daß ein ſolcher Papſt mir viel Gutes thun könne, es ſey aber leider nur zu gewiß, daß mir dieſer, in ſo fern er es nur mit Ehren thun könne, heimlich alles mögliche Böſe zufügen werde. So beſchwur ich meinen Freund, er ſolle mir das Leben retten, und wenn er mich wegbrächte, wie ich ihm die Mittel dazu angeben wollte, ſo würde ich anerkennen, daß ich ihm mein Leben ſchuldig ſey, und es im Nothfall auch wieder für ihn verwenden.

Der arme Jüngling ſagte weinend zu mir: lieber Bruder, du willſt dein eignes Verderben, und doch kann ich dir das, was du befiehlſt, nicht verſagen; zeige mir die Art und Weiſe, und ich will alles verrichten, obſchon wider meinen Willen.

So waren wir entſchloſſen, ich hatte ihm die Art geſagt und alles beſtellt, ſo daß es leicht hätte gehen müſſen. Er kam, und ich glaubte, er werde nun ins Werk richten, was ich angeordnet hatte. Da ſagte er, um meines eignen Heils willen, wolle er ungehorſam ſeyn, er wiſſe wohl, was er von Leuten gehört habe, die immer um den Papſt ſeyen, und denen mein wahres Verhältniß bekannt ſey. Da ich mir nun nicht anders zu helfen wußte, war ich höchſt verdrießlich und voller Verzweiflung.

Unter dieſem Zwiſt war der ganze Tag vergangen, es war Frohnleichnam 1539 und man brachte mir aus der Küche des Papſtes reichliches Eſſen, nicht weniger gute Speiſen aus der Küche des Cardinals. Es kamen verſchiedene Freunde und ich bat ſie zu Tiſche, hielt meinen verbundenen Fuß auf dem Bette und aß frölich mit ihnen. Sie gingen nach Ein Uhr hinweg, zwey meiner Diener brachten mich zu Bette und legten ſich darauf ins Vorzimmer.

Ich hatte einen Hund, wie ein Mohr ſo ſchwarz, von der zottigen Art, der mir auf der Jagd trefflich diente und der keinen Schritt von mir wich. Er lag unter dem Bette, und ich rief meinen Diener wohl dreymal, er ſolle ihn hervorholen, denn das Thier heulte erſchreck-

lich. Sobald meine Diener kamen, warf er ſich auf ſie und biß um ſich, meine Leute fürchteten ſich, ſie glaubten der Hund ſey toll, weil er beſtändig heulte. So brachten wir zu bis vier Uhr in der Nacht. Wie die Stunde ſchlug, trat der Bargell mit vielen Gehülfen in mein Zimmer, da fuhr der Hund hervor und fiel grimmig über ſie her, zerriß ihnen Jacken und Strümpfe und jagte ihnen ſolche Furcht ein, daß ſie ihn auch vor wüthend hielten. Deswegen ſagte der Bargell, als ein erfahrner Mann, das iſt die Art der guten Hunde, daß ſie das Uebel, das ihren Herrn bevorſteht, rathen und vorausſagen, wehrt euch mit ein paar Stöcken gegen das Thier, bindet mir Benvenuto auf dieſen Tragſeſſel und ihr bringt ihn an den bewußten Ort. Das war nun, wie ich ſchon ſagte, am Frohnleichnamstage, ohngefähr um Mitternacht, ſo trugen ſie mich bedeckt und verſtopft, und vier gingen voraus, die wenigen Menſchen, die noch auf der Straſſe waren, bei Seite zu weiſen. Sie trugen mich nach Torre de Nona, und brachten mich in das Gefängniß auf Leben und Tod, legten mich auf eine ſchlechte Matratze und lieſſen mir einen Wächter da, welcher die ganze Nacht mein übles Schikſal beklagte, und immer ausrief: Armer Benvenuto, was haſt du dieſen Leuten gethan? da begriff ich wohl, was mir begegnen konnte, theils weil man mich an einen ſolchen Ort gebracht hatte, theils weil der Menſch ſolche Worte wiederhohlte.

Einen Theil dieſer Nacht quälte mich der Gedanke, aus was für Urſache Gott mir eine ſolche Buſſe auflege?

und da ich sie nicht finden konnte, war ich äusserst unruhig. Indessen bemühte sich die Wache, mich so gut sie wußte zu trösten und zu stärken, ich aber beschwor sie, um Gottes Willen, sie sollte schweigen und nichts zu mir sprechen, denn ich würde selbst am besten einen Entschluß zu fassen wissen und sie versprach mir auch meinen Willen zu thun. Dann wendete ich mein ganzes Herz zu Gott, und bat ihn, inbrünstig, er möge mir beistehn, denn ich habe mich allerdings über mein Schicksal zu beklagen. Meine Flucht sey eine unschuldige Handlung, nach den Gesetzen, wie die Menschen solche erkennten. Habe ich auch Todschläge begangen, so habe mich doch sein Statthalter aus meinem Vaterlande zurückgerufen, und mir, kraft der göttlichen Gesetze, verziehn, und was ich auch gethan hätte, habe ich zur Vertheidigung des Leibes gethan, den mir Seine göttliche Majestät geliehen habe, so daß ich nicht einsehe, wie ich nach den Einrichtungen, die wir auf der Welt befolgen, einen solchen Tod verdient, vielmehr schien es, daß es mir wie unglücklichen Personen begegne, die auf der Strasse von einem Ziegel todtgeschlagen würden. Daran sehe man eben die Macht der Gestirne, nicht daß sie sich etwa verbänden, um uns Gutes oder Böses zu erzeigen, sondern weil sie, durch ihr Zusammentreffen, solches Uebel bewirkten. Ich erkenne zwar recht gut an, daß ich einen freyen Willen habe, und daß, wenn mein Glaube recht geübt wäre, die Engel des Himmels mich aus diesem Gefängnisse heraustragen, und mich von jedem Unglück retten könnten; allein weil ich ei-

ner ſolchen göttlichen Gnade nicht werth ſey, ſo würden jene aſtraliſchen Einflüſſe wohl ihre Bösartigkeit an mir beweiſen. Nachdem ich das ſo ein wenig durchgedacht hatte, faßte ich mich und ſchlief ſogleich ein.

Als es Tag ward, weckte mich die Wache auf und ſagte: unglücklicher guter Mann, es iſt nicht mehr Zeit zu ſchlafen, denn es iſt einer gekommen, der dir eine böſe Neuigkeit zu bringen hat. Darauf antwortete ich: je geſchwinder ich aus dieſem irrdiſchen Gefängniß befreyet werde, deſto angenehmer iſt es mir, beſonders da ich ſicher bin, daß meine Seele gerettet iſt, und daß ich widerrechtlich ſterbe; Chriſtus, unſer herrlicher und göttlicher Erlöſer, geſellt mich zu ſeinen Schülern und Freunden, die auch unſchuldig den Tod erduldeten und ich habe deswegen Gott zu loben. Warum tritt der nicht hervor, der mir das Urtheil anzukündigen hat? Darauf ſagte die Wache: er bedauert dich gar zu ſehr und er weint. Darauf nannte ich ihn beim Nahmen, er hieß Herr Benedetto da Cagli, und ſagte zu ihm: kommt näher, mein Herr Benedetto, denn ich bin gegenwärtig ſehr gut gefaßt und entſchloſſen. Es iſt mir rühmlicher, daß ich unſchuldig ſterbe, als wenn ich ſchuldig umkäme. Tretet herbei, ich bitte euch, und gebt mir einen Prieſter, mit dem ich wenige Worte reden kann, denn meine fromme Beichte habe ich ſchon meinem Herrn und Gott abgelegt, allein ich möchte doch auch die Befehle unſerer heiligen Mutter, der Kirche, erfüllen, der ich von Herzen das abſcheuliche Unrecht, das ſie mir anthut, verzeihe. So

kommt nur, mein Herr Benedetto, und vollzieht euer Amt, ehe ich etwa wieder kleinmüthig werde.

Als ich diese Worte gesprochen, entfernte sich der gute Mann und sagte zur Wache: sie sollte die Thüre verschliessen, denn ohne ihn könne nichts vorgehn. Er eilte darauf zur Gemahlin des Herrn Peter Ludwig, die bei obgedachter Herzogin war und sagte, indem er vor die Damen trat: Erlauchte Frau, erzeigt mir um Gottes willen die Gnade, den Papst bitten zu lassen, daß er einen andern schicke, das Urtheil an Benvenuto zu vollstrecken und mein Amt zu verrichten, dem ich auf immer entsage. Und so ging er mit grossen Schmerzen hinweg. Die Herzogin, welche gegenwärtig war, verzog das Gesicht und sagte: das ist eine schöne Gerechtigkeit, die der Statthalter Gottes in Rom ausübt; der Herzog, mein Gemahl, wollte diesem Manne sehr wohl, wegen seiner Kunst und seiner Tugenden und sah nicht gern, daß er nach Rom zurückkehrte, er hätte ihn viel lieber bei sich behalten. Und so ging sie mit vielen verdrießlichen Worten hinweg. Die Gemahlin des Herrn Peter Ludwig, welche Frau Hieronima hieß, ging sogleich zum Papste, warf sich, in Gegenwart vieler Cardinäle, ihm zu Füssen, und sagte so grosse Dinge, daß der Papst sich schämen mußte. Er versetzte darauf: euch zu Liebe mag es ihm hingehen! Auch sind wir niemals übel gegen ihn gesinnt gewesen. So äusserte sich der Papst, weil so viel Cardinäle die Worte dieser kühnen, bewundernswerthen Frau gehört hatten.

Indeſſen befand ich mich in den ſchlimmſten Umſtänden, das Herz ſchlug mir in einem fort, und auch diejenigen, die den böſen Auftrag verrichten ſollten, waren mißbehaglich. Es ward immer ſpäter und endlich Tiſchzeit, da ging jeder ſeiner Wege, und mir brachte man auch zu eſſen. Darüber verwunderte ich mich und ſagte: hier hat die Wahrheit mehr vermocht als der ſchlimme Einfluß der himmliſchen Geſtirne, und ich bitte Gott, daß er, nach ſeinem Gefallen, mich von dieſem Unheil errette. So fing ich an zu eſſen, und wie ich mich vorher in mein groſſes Uebel ergeben hatte, ſo ſchöpfte ich nun gute Hoffnung. Ich ſpeißte mit gutem Appetit, und ſah und hörte nichts weiter, bis in der erſten Stunde der Nacht, da kam der Bargell mit mehrern ſeiner Leute, ſetzte mich wieder in den Seſſel, worauf ſie mich Abends vorher an dieſen Ort getragen hatten, und ſagte mir, mit vielen freundlichen Worten, ich ſolle ruhig ſeyn! und den Häſchern befahl er, ſie ſollten mich wohl in Acht nehmen und nicht an meinen zerbrochenen Fuß ſtoſſen. So trugen ſie mich ins Caſtell wieder zurück und da wir auf der Höhe des Thurms waren, wo ein kleiner Hof iſt, hielten ſie ſtille.

Darauf ließ ſich der Caſtellan, krank und elend wie er war, gleichfalls an dieſen Ort tragen und ſagte: nicht wahr, ich habe dich wieder? Ja! verſetzte ich; aber nicht wahr, ich bin euch entkommen? und wäre ich nicht unter päpſtlicher Treue um ein Bisthum, zwiſchen einem Venezianiſchen Cardinal und einem Römer Farneſe, verhandelt worden, welche beyde den heiligen Geſetzen ſehr

das Geſicht zerkratzt haben; ſo hätteſt du mich nicht wieder erwiſchen ſollen, weil ſie ſich aber ſo ſchlecht betragen haben, ſo thu nun auch das ſchlimmſte was du kannſt, denn ich bekümmere mich um nichts mehr in der Welt. Da fing der arme Mann an gewaltig zu ſchreyen und rief: wehe mir! dem iſt Leben und Sterben einerley, und er iſt noch kühner, als da er geſund war. Bringt ihn unter den Garten und redet mir nicht mehr von ihm, denn er iſt Urſache an meinem Tode.

Man trug mich in den Garten in ein dunkles Behältniß, das ſehr feucht war, voll Taranteln und giftiger Würmer. Man warf mir eine Matratze von Werk auf die Erde, gab mir dieſen Abend nichts zu eſſen und verſchloß mich mit vier Thüren. So blieb ich bis neunzehen Uhr des andern Tages, da brachte man mir zu eſſen, und ich verlangte einige meiner Bücher zum Leſen. Ohne mir zu antworten, hinterbrachten ſie es dem Caſtellan, welcher gefragt hatte, was ich denn ſagte. Den andern Morgen reichten ſie mir eine Bibel und die Chronik des Villani. Ich verlangte noch einige andere Bücher, aber ſie ſagten mir: daraus würde nichts werden, ich hätte an dieſen ſchon zu viel. So lebte ich elend genug, auf der ganz verfaulten Matratze, denn in drey Tagen war alles naß geworden. Wegen meines zerbrochenen Fuſſes konnte ich mich nicht regen und wenn ich, um einer Nothdurft willen, aus dem Bette mußte, ſo hatte ich mit groſſer Noth, auf allen vieren zu kriechen, um den Unrath nur nicht nahe zu haben.

Ohngefähr anderthalb Stunden des Tages drang ein wenig Wiederschein durch ein kleines Loch in die unglückseligste Höhle; nur diese kurze Zeit konnte ich lesen, übrigens war ich Tag und Nacht in der Finsterniß, und nicht ohne Gedanken an Gott und unsere menschliche Gebrechlichkeit. Ja es schien mir gewiß, daß ich in wenigen Tagen mein unglückliches Leben, auf diese Weise, endigen würde. Ich tröstete mich so gut ich konnte, und betrachtete, wie viel trauriger es gewesen wäre, dieses Leben durch den schmerzlichen Tod des Henkerbeiles zu endigen, als jetzt, da ich durch eine Art von Traum hinausgehen würde, den ich nach und nach angenehm fand. Denn ich fühlte meine Kräfte von Zeit zu Zeit abnehmen, bis meine gute Natur sich an dieses Fegefeuer gewöhnte. Da ich nun einmal so weit gekommen war, so faßte ich Muth, das unglaubliche Elend so lange zu erdulden, als meine Kräfte noch hinreichten. Ich fing die Bibel von Anfang an und so fuhr ich täglich mit Lesen und frommen Betrachtungen fort, und ich war so verliebt darin, daß ich nichts anders gethan haben würde; aber sobald mir das Licht mangelte, fiel der Verdruß mich wieder an und quälte mich so, daß ich mehr als einmal entschlossen war, mich selbst umzubringen. Weil sie mir aber kein Messer gelassen hatten, so war die Sache schwer zu verrichten. Doch hatte ich unter andern einmal ein grosses Holz zu rechte gestellt und wie eine Falle unterstützt, und wollte es auf meinen Kopf schlagen lassen, so daß ich gewiß gleich todt geblieben wäre. Als ich nun das ganze

Geſtelle zurechte gemacht hatte, und eben um los zu drücken die Hand hineinſteckte, ward ich von einem unſichtbaren Weſen ergriffen und vier Ellen weit weggeworfen, worüber ich ſo erſchrack, daß ich für todt liegen blieb. Dieſer Zuſtand dauerte von Tages Anbruch bis neun = zehn Uhr, da ſie mir das Eſſen brachten. Sie mochten oft hin und her gegangen ſeyn, ehe ich ſie bemerkte, denn zuletzt, als ich zu mir kam, hörte ich den Capitain Sandrino Monaldi, der im Hereintreten ſagte: welches Ende haben ſo ſeltene Tugenden genommen! Als ich dieſe Worte vernahm, ſchlug ich die Augen auf und ſah die Prieſter in ihren Chorhemden, welche ausriefen: ihr habt ja geſagt, daß er todt ſey. Darauf antwortete Bozza: für todt habe ich ihn gefunden, und ſo ſagte ichs auch. Schnell huben ſie mich auf, nahmen die Matrazze weg, die ganz faul, und wie Nudeln geworden war, warfen ſie vor die Thüre und erzählten den Vorfall dem Caſtellan, der mir eine andere Matratze geben ließ.

Da ich nun überlegte, was das wohl geweſen ſeyn könnte, das mich von meinem Vorſatz abgehalten hatte? ſo konnte ich wohl denken, daß es eine göttliche Kraft ſey, die ſich meiner annähme. Die Nacht darauf erſchien mir eine wunderſame Geſtalt im Traume, es war der ſchönſte Jüngling, er ſagte mir mit zorniger Stimme: weißt du, wer dir den Körper geliehen hat, den du vor der Zeit verderben wollteſt? Mir ſchien als antwortete ich, daß ich alles nur Gott und der Natur ſchuldig ſey. Nun, verſetzte er, du verachteſt ſeine Werke, indem du

ſie zerſtören willſt. Laß dich von ihm führen und verliere die Hoffnung nicht auf ſeine Macht. Er fügte noch viele der herrlichſten Worte hinzu, deren ich mich nicht den tauſendſten Theil erinnere. Nun fing ich an zu betrachten, daß dieſe Engelsgeſtalt mir die Wahrheit geſagt habe. Ich ſah mich im Gefängniß um, und erblickte einen verwitterten Ziegel, ich rieb die Stücke gegen einander und machte eine Art von Teig daraus; alsdann kroch ich an die Thüre und arbeitete mit den Zähnen ſo lange, bis ich einen Splitter ablöſte, und erwartete die Stunde, da mir das Licht ins Gefängniß kam, welches gegen Abend war. Dann fing ich an, ſo gut ich konnte, auf weiſſe Blätter, die an die Bibel angebunden waren, zu ſchreiben. Ich ſchalt meine Seelenkräfte, daß ſie nicht mehr in dieſem Leben bleiben wollten, ſie antworteten meinem Körper, daß ſie zu viel dulden müßten, und der Körper gab ihnen Hoffnung beſſerer Tage, und ſo brachte ich ein Geſpräch in Verſen zu Stande.

Nachdem ich mich alſo ſelbſt geſtärkt hatte, fühlte ich neue Kraft, fuhr fort meine Bibel zu leſen und hatte meine Augen ſo an die Dunkelheit gewöhnt, daß ich nunmehr, ſtatt anderthalb Stunden, ſchon drey leſen konnte. Ich betrachtete mit Erſtaunen die Gewalt des göttlichen Einfluſſes auf dieſe einfältigen Menſchen, die mit ſo groſſer Inbrunſt glaubten, daß Gott ihnen alles zu Gefallen thun würde, was ſie ſich nur ausgedacht hatten, und ſo verſprach ich mir auch die Hülfe Gottes, ſowohl weil er ſo erhaben und gnädig, als auch weil ich ſo un-

schuldig sey und beständig, bald mit Gebet, bald mit Gespräch, wendete ich mich zu Gott, und fühlte ein so grosses Vergnügen an diesen Gedanken, daß ich mich keines andern Verdrusses erinnerte, den ich gehabt haben möchte. So sang ich auch den ganzen Tag Psalmen, und viele andere meiner Gedichte, alle an Gott gerichtet. Nur machten mir meine Nägel, die immer fortwuchsen, das gröβte Uebel, ich konnte mich nicht anrühren, ohne daß sie mich verwundeten, noch mich ankleiden, ohne daß sie innwendig oder auswendig hängen blieben und mir grosse Schmerzen verursachten, auch fingen mir die Zähne an im Munde abzusterben, und, weil sie sich an den gesunden stiessen, so wurden sie endlich ganz los in der Kinnlade, und die Wurzeln wollten nicht mehr in ihren Einfassungen bleiben. Wenn ich das merkte, zog ich sie heraus, wie aus einer Scheide, ohne Schmerz und Blut, und so hatte ich leider viele verlohren. Indessen schickte ich mich auch in diese neuen Uebel, bald sang ich, bald betete ich, auch fing ich ein Gedicht zum Lob des Gefängnisses an, und erzählte in demselben alle die Vorfälle, die mir begegnet waren.

Der gute Castellan schickte oft heimlich zu vernehmen, was ich mache, und ich hatte mich, eben den letzten July, mit mir selbst ergötzt und mich des grossen Festes erinnert, das man in Rom am ersten August feyert; ich sagte zu mir: alle vergangene Jahre habe ich dieses angenehme Fest mit der vergänglichen Welt gefeyert, dieβmal will ich es mit der Gottheit des Herrn zubringen. O! wie

viel erfreulicher ist dieses, als jenes. Die Abgeschickten des Castellans hörten diese Worte und sagten ihm alles wieder. Dieser versetzte mit unglaublichem Verdrusse: Bey Gott, soll dieser, der in so grossem Elend lebt, noch triumphiren? indessen ich bey aller Bequemlichkeit mich abzehre, nnd bloß um seinet willen sterbe. Gehet geschwind und werft ihn in die unterste Höhle, wo man den Prediger Fojano verhungern ließ, vielleicht wird sich ihm alsdann in diesem elenden Zustande der Muthwill aus dem Kopf verliehren.

Sogleich kam Capitain Sandrino Monaldi, mit ohngefähr zwanzig Dienern des Castellans, in mein Gefängniß. Sie fanden mich auf meinen Knieen, und ich kehrte mich nicht nach ihnen um, vielmehr betete ich einen Gott Vater an, von Engeln umgeben und einen auferweckten triumphirenden Christus, die ich, mit einem Stückchen Kohle, an die Mauer gezeichnet hatte, das ich in meinem Kerker von Schutt bedeckt fand.

Nachdem ich vier Monate rücklings auf dem Bette wegen des zerbrochenen Fusses gelegen, und so oft geträumt hatte, die Engel kämen mich zu heilen, so war ich zuletzt ganz gesund geworden, als wenn ich niemals beschädigt gewesen wäre. Nun kamen so viele Bewaffnete zu mir, und schienen sich zu fürchten, wie vor einem giftigen Drachen. Darauf sagte der Capitain: du hörst doch, daß wir Leute genug sind, und mit grossem Geräusch zu dir kommen, und du wendest dich nicht zu uns. Als ich diese Worte vernahm, dachte ich mir recht gut das schlimmste, was mir begegnen konnte, und indem ich mich sogleich

mit dem Uebel bekannt machte, und mich dagegen stärkte, sagte ich zu ihm: zu diesem Gott und König des Himmels habe ich meine Seele gewendet, meine Betrachtung und alle meine Lebensgeister, und euch habe ich gerade das zugekehrt, was euch angehört. Was gut an mir ist, seyd ihr nicht werth zu sehen, deswegen macht nun mit dem was euer ist, alles was ihr könnt.

Der Capitain, der nicht wußte, was ich thun wollte, schien furchtsam und sagte zu vier der stärksten unter allen: legt eure Waffen ab! Als sie es gethan hatten, rief er: schnell, packt ihn an und faßt ihn, und wenn er der Teufel wäre, so sollten wir uns so sehr nicht vor ihm fürchten, haltet ihn fest, daß er euch nicht entwische. So ward ich von ihnen überwältigt und übel behandelt, und dachte mir viel was schlimmers, als das, was mir zubereitet war; da hub ich die Augen zu Christus auf und sagte: Gerechter Gott! der du auf dem hohen Holze alle unsere Schulden bezahlt hast, warum soll meine Unschuld für Schulden büssen, die ich nicht kenne? Doch dein Wille geschehe.

Indessen trugen sie mich fort, beym Scheine der Fackel, und ich glaubte, sie wollten mich in die Fallklappe des Sammalo stürzen; so heißt ein fürchterlicher Ort, der Lebendige genug verschlungen hat, denn sie fallen in den Grund des Castells hinunter, in einen Brunnen. Aber das begegnete mir nicht, und ich glaubte nun recht gut davon zu kommen, weil sie mich in die gedachte häßliche Höhle hineinschleppten, wo Fojano verhungert war. Dort verliessen sie mich und thaten mir weiter kein

Leids. Da ſang ich ein de Profundis, ein Miſerere, ein in te Domine, und feyerte den ganzen erſten Auguſt mit Gott, und mein Herz jauchzte von Hoffnung und Glauben.

Den zweyten Tag zogen ſie mich aus dieſem Loche und trugen mich dahin zurück, wo die Zeichnungen der Bilder Gottes waren, und als ich dieſe wieder ſah, weinte ich in ihrer Gegenwart vor ſüſſer Freude. Nun wollte der Caſtellan alle Tage wiſſen, was ich mache? und was ich zu ſagen hätte. Der Papſt hatte den ganzen Vorgang vernommen, nicht weniger daß die Aerzte dem Caſtellan ſchon den Tod verkündigt hätten. Darauf ſagte er: ehe mein Caſtellan ſtirbt, ſoll er auch den Benvenuto, der Schuld an ſeinem Tode iſt, nach ſeiner Art aus der Welt ſchaffen. Als der Caſtellan dieſe Worte aus dem Munde des Herrn Peter Ludwigs hörte, ſagte er zu dieſem: ſo will alſo der Papſt, daß ich meine Rache an Benvenuto nehmen ſoll? er ſchenkt mir ihn? Gut, er ſoll nur ruhig ſeyn und mich gewähren laſſen.

So ſchlimm nun die Geſinnungen des Papſtes gegen mich waren, ſo übel dachte auch der Caſtellan in dieſem Augenblicke gegen mich, und ſogleich kam das Unſichtbare, das mich vom Selbſtmord abgehalten hatte, wieder unſichtbar zu mir, ließ ſich aber mit lauter Stimme vernehmen, ſtieß mich an, daß ich mich aufrichtete, und ſagte ſodann: wehe, mein Benvenuto! eilig, eilig! wende dich mit deinem gewohnten Gebet zu Gott und ſchreye heftig zu ihm. Ich erſchrack, warf mich auf die Knie,

und ſagte viele meiner Gebete, dann den ganzen Pſalm: qui habitat in auditorio. Dann ſprach ich mit Gott ein wenig, und auf einmal ſagte eine helle und deutliche Stimme: ruhe nunmehr und fürchte dich nicht. Dieſer Vorfall aber deutete darauf, daß der Caſtellan, der den abſcheulichſten Auftrag wegen meines Todes ſchon gegeben hatte, augenblicklich ſeinen Entſchluß wieder änderte und ausrief: Iſt das nicht Benvenuto, den ich ſo ſehr vertheidigt habe, von dem ich ſo gewiß weiß, daß er unſchuldig iſt, und dem alles dieſes Uebel widerrechtlich begegnet? Wie ſoll Gott Barmherzigkeit mit mir und meinen Sünden haben, wenn ich denen nicht verzeihe, die auch mich äuſſerſt beleidigen? Warum ſoll ich einen guten und unſchuldigen Mann verletzen, der mir Dienſt und Ehre erwieſen hat? Nein! anſtatt ihn zu tödten, will ich ihm Leben und Freyheit verſchaffen, und in meinem Teſtamente will ich verordnen, daß ihm niemand etwas wegen ſeines hieſigen Aufenthaltes abfodern ſoll, denn er hätte ſonſt eine groſſe Zeche zu bezahlen. Das vernahm der Papſt und war darüber ſehr ungehalten.

Ich indeſſen ſetzte meine gewöhnlichen Gebete fort und meine Träume waren alle Nacht angenehmer und gefälliger, ſo daß ſie alle Einbildungskraft überſtiegen. Mir träumte immer, daß ich mich ſichtlich bey dem befinde, den ich unſichtbar empfunden hatte und noch oft empfand; ich verlangte von ihm zur einzigen Gnade und bat ihn dringend, er möchte mich dahin führen, wo ich die Sonne ſehen könnte, das ſey das einzige Verlangen, das ich

habe, ich wollte alsdann zufrieden sterben und allen Verdruß dieses Gefängnisses vergessen. Auch war der Jammer mein Freund und Geselle geworden und nichts konnte mich mehr irre machen. Anfangs erwarteten die Anhänger des Castellans, er solle mich, nach seiner Drohung, an den Mauerzacken hängen lassen, von dem ich mich herunter gelassen hatte. Da sie aber seine entgegengesetzte Entschließung sahen, waren sie verdrießlich, suchten mir auf alle Weise Furcht einzujagen, und mich in Besorgniß für mein Leben zu setzen. Das war ich aber, wie gesagt, alles so gewohnt, daß ich nichts fürchtete, nichts mich rührte, das einzige Verlangen blieb mir, daß ich möchte im Traum die Sonnenscheibe erblicken.

Darauf waren stets meine großen Gebete gerichtet, in welchen ich Christum inbrünstig anrief, und immer sagte: o! wahrhaftiger Sohn Gottes! ich bitte dich bey deiner Geburt, bey deinem Tod am Creutze, bey deiner herrlichen Auferstehung, daß du mich werth achtest, die Sonne wieder zu sehen, wo nicht wirklich, wenigstens im Traume. Aber solltest du mich würdig halten, daß ich sie mit meinen sterblichen Augen wieder sähe, so verspreche ich, dich an deinem heiligen Grabe zu besuchen. Diesen Vorsatz faßte ich, und that, unter großen Gebeten, dieses Gelübde am zweyten October 1539.

Den andern Morgen war ich bey Anbruch des Tages, etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang, von meinem unglückseligen Lager aufgestanden, und hatte ein schlechtes Kleid angezogen, denn es fing an kalt zu werden. Ich

ſtand und betete andächtiger als ſonſt, und ſagte zu Chriſto: er möchte mir wenigſtens durch göttliche Eingebung wiſſen laſſen, für welche Sünde ich ſo ſchwer zu büßen hätte? Denn da ſeine göttliche Majeſtät mich nicht einmal werth hielte, die Sonne nur im Traume zu ſehen, ſo bäte ich ihn bey aller ſeiner Krafft und Macht, daß er mir wenigſtens die Urſache meiner Leiden entdecken möchte. Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen, als der Unſichtbare nach Art eines Windes mich ergriff, und mich in ein Zimmer führte, wo er ſich mir ſichtbar in menſchlicher Geſtalt darſtellte, als ein Jüngling, dem der Bart keimt, von wunderſamer und ſchöner Bildung; aber ernſt nicht wollüſtig. Er deutete mir auf die vielen Menſchen in dem Saal, und ſagte: du ſiehſt hier, die bisher gebohren und geſtorben ſind! Ich fragte ihn, warum er mich hierher führe? Er ſagte: komm nur mit mir, und du wirſt es bald ſehen. Ich hatte in der Hand einen Dolch, und ein Panzerhemd über dem Leibe. So führte er mich durch den großen Saal, und zeigte mir diejenigen, die zu unendlichen tauſenden darin hin und wieder gingen. Er brachte mich immer vorwärts, ging endlich zu einer kleinen Thüre hinaus, und ich hinter ihm drein, wir kamen in eine Art von engem Gäßchen, und als er mich hinter ſich da hinein aus dem Saale zog, fand ich mich entwafnet, ich hatte ein weißes Hemde an, nichts auf dem Haupte, und ſtand zur rechten Seite meines Gefährten. Da ich mich auf dieſe Weiſe fand, verwunderte ich mich, denn ich kannte die Straße nicht, und als ich die Augen

erhub, sah ich den Theil einer Mauer, wider den die Sonne schien, es war als wenn ich nahe an einem großen Gebäude stünde. Da sagte ich: o! mein Freund, wie mache ich es wohl, um mich so hoch in die Höhe zu heben, daß ich die Scheibe der Sonne selbst sehen könne. Da zeigte er mir einige Stufen, die zu meiner Rechten waren, und sagte mir: steige du nur allein da hinauf. Ich entfernte mich von ihm ein wenig, und stieg einige der Stufen rückwärts hinauf, und nach und nach entdeckte ich die Nähe der Sonne; so eilte ich auf gedachte Art immer höher zu steigen, und entdeckte zuletzt den ganzen Kreis der Sonne. Die Gewalt der Strahlen nöthigte mich, wie gewöhnlich, die Augen zu schließen, aber ich erholte mich bald, öfnete die Augen wieder, sah unverwandt nach ihr, und sagte: o meine Sonne! nach der ich so lange mich gesehnt habe, ich will nun nichts weiter sehen, wenn auch deine Strahlen mich blind machen sollten, und so blieb ich mit festem Blick stehen.

Nach einer kurzen Zeit bemerkte ich, daß die ganze Gewalt der Strahlen sich auf die linke Seite der Sonne warf, und die Scheibe ganz rein und klar blieb, ich betrachtete sie mit dem größten Erstaunen und Vergnügen, und mir schien es die wunderſamste Sache von der Welt, daß sich die Strahlen auf diese Weise weggewendet hatten. Ich betrachtete die besondere Gnade, welche Gott mir diesen Morgen erzeigte, und sagte mit starker Stimme: wie wunderbar ist deine Macht! wie herrlich deine Kraft! und wie viel größer ist deine Gnade, als ich nie

erwartete! Mir schien die Sonne ohne ihre Strahlen vollkommen wie ein Bad des reinsten Goldes. Indessen ich diesen merkwürdigen Gegenstand betrachtete, sah ich, daß die Mitte des Kreises sich aufblähte, und in die Höhe strebte; auf einmal erzeugte sich ein Christus am Creutz, aus derselben Materie, woraus die Sonne war, so schön und gefällig gebildet, und von dem gütigsten Anblick, so daß der menschliche Geist ihn nicht den tausendsten Theil so schön hätte ersinnen können. Indessen ich ihn betrachtete, rief ich laut: Wunder! o Wunder! gnädiger und allvermögender Gott, was machst du mich würdig diesen Morgen zu sehen? Indessen ich nun so betrachtete, und sprach, bewegte sich Christus nach der Gegend, wo sich vorher die Strahlen hingezogen hatten, und die Mitte der Sonne fing abermals an sich aufzublähen. Diese Bewegung wuchs eine Weile, und verwandelte sich schnell in die Gestalt der schönsten heiligen Jungfrau. Sie saß erhaben, ihren Sohn auf dem Arm, in der gefälligsten Stellung, und gleichsam lächelnd. Von beyden Seiten standen zwey Engel, von solcher Schönheit als die Einbildungskraft nicht erreicht. Auch sah ich in der Sonne, zur rechten Hand, eine Gestalt, nach Art eines Priesters gekleidet, der mir den Rücken zukehrte, und gegen jene Mutter Gottes hinblickte. Alles dieses sah ich klar und wirklich, und dankte beständig Gott mit lauter Stimme.

Nachdem ich diese wunderbaren Dinge etwas über den achten Theil einer Stunde, vor den Augen gehabt hatte, entfernten sie sich, und ich ward wieder auf mein

Lager zurückgetragen. Sogleich, rief ich mit lauter Stimme: die Kraft Gottes hat mich gewürdigt, mir seine ganze Herrlichkeit zu zeigen, wie sie vielleicht kein anderes sterbliches Auge gesehen hat; nun erkenne ich, daß ich frey und glücklich bin, und in der Gnade Gottes stehe, und ihr andern Böſewichter werdet unglücklich, und in seiner Ungnade bleiben. Wißt nur, ich bin ganz gewiß, am allerheiligſten Tage, als an meinem Geburtstage, genau den ersten November, Nachts um Viere, werdet ihr genöthigt seyn, mich aus diesem finstern Kerker zu befreyen. Weniger werdet ihr nicht thun können, denn ich habe es mit meinen Augen an dem Throne Gottes gesehen. Der Priester, welcher gegen den Herrn gekehrt stand, und mir den Rücken wies, war Sanct Peter selbst, der für mich sprach, und sich schämte, daß man in seinem Hause Christen so schändlich begegne. Sagt es nur wem ihr wollt! niemand hat Gewalt mir weiter ein Uebel anzuthun; sagt nur eurem Herrn, er soll mir Wachs oder Papier geben, daß ich die Herrlichkeit Gottes ausdrücken kann, die ich gesehen habe. Wahrlich ich will es thun!

Der Castellan, ob gleich die Aerzte keine Hoffnung mehr zu seiner Genesung hatten, war doch wieder ganz zu sich gekommen, und die Launen seiner jährlichen Tollheit, hatten ihn ganz und gar verlassen. Da er nun allein für seine Seele besorgt war, machte ihm sein Gewissen Vorwürfe, und er überzeugte sich, daß man mir, sowohl vorher als bis auf diesen Augenblick, großes Unrecht angethan hatte. Er ließ deswegen den Papst von den

großen Dingen berichten, die ich verkündigte. Der Papst als einer der nichts glaubte, weder an Gott noch an sonst was, ließ ihm antworten: ich sey toll geworden, und er solle nur was er könne für seine Gesundheit sorgen. Als der Castellan diese Antwort hörte, ließ er mich trösten, schickte mir Schreibzeug, Wachs und Bossierstäbchen, mit vielen freundlichen Worten, die mir einer seiner Diener hinterbrachte, der mir wohl wollte. Dieser war ganz das Gegentheil, von den andern sieben Schelmen, die mich gerne todt gesehen hätten. Ich nahm das Papier und das Wachs, fing an zu arbeiten, und schrieb dabey folgendes Sonnett, das ich an den Castellan richtete.

Um vor die Seele dir, mein Herr, zu bringen
Welch Wunder diese Tage Gott mir schickte,
Welch herrliches Gesicht mich hoch entzückte,
Wünscht' ich die Kraft ein himmlisch Lied zu singen.

O! möchte nur zum heiligen Vater dringen,
Wie mich die Nacht der Gottheit selbst beglückte,
Aus meiner dumpfen Wohnung mich entrückte,
Er würde meine große Noth bezwingen.

Die Thore sprängen auf, ich könnte gehen,
Und Haß und Wuth entflöhn, die grimmig wilden,
Sie könnten künftig meinen Weg nicht hindern.
Ach! laß mich nur das Licht des Tages sehen,
Mit meiner Hand die Wunder nachzubilden!
Schon würden meine Schmerzen sich vermindern.

Den andern Tag brachte mir derselbe Diener zu essen, ich gab ihm das Gedicht, das er heimlich, ohne daß es die übrigen bösartigen Leute bemerken konnten, dem Castellan hinterbrachte, der mich gerne losgelassen hätte, denn er glaubte, das Unrecht, das er mir angethan habe, sey die eigentliche Ursache seines Todes. Er las das Sonett mehr als Einmal, das weder Begriffe noch Worte eines Wahnsinnigen, vielmehr eines guten und braven Mannes enthielt, und sogleich befahl er seinem Secretär, es dem Papste zu bringen, es in seine eigene Hände zu geben, und ihn zugleich um meine Freyheit zu bitten.

Indessen schickte mir der Castellan Licht, für Tag und Nacht, mit allen Bequemlichkeiten, die man an solchem Ort verlangen konnte, und so fing ich an, das Ungemach meines Lebens zu verbessern, das auf das höchste gestiegen war. Der Papst las das Sonett, und ließ dem Castellan sagen: er werde bald etwas thun, das ihm angenehm seyn würde. Und gewiß der Papst hätte mich gerne gehen lassen, hätte ich nicht, um Herrn Peter Ludwigs willen, selbst, gegen die Neigung des Vaters müssen, verwahrt bleiben. Ich hatte jenes wunderbare Wunder gezeichnet, und bossirt, indessen nahte sich der Tod des Castellans, und er schickte mir am Allerheiligen Tage, des Morgens, durch Peter Ugolino, seinen Neffen, einige Juwelen zu beschauen. Als ich sie erblickte, sagte ich sogleich: das ist das Wahrzeichen meiner Freyheit! Darauf versetzte der Jüngling, der sehr wenig zu sprechen pflegte: daran denke nur nicht, Benvenuto! darauf versetzte ich: trag deine

Juwelen weg, denn ich bin so zugerichtet, daß ich nur in der Dämmrung dieser finstern Höhle sehen kann, und dabey läßt sich die Eigenschaft der Juwelen nicht erkennen; aber ich werde bald aus diesem Gefängniß herausgehen, denn der ganze Tag wird nicht verstreichen, so werdet ihr mich abholen, das soll und muß geschehen, und ihr werdet nicht weniger thun können. Da ging jener weg und ließ mich wieder einschliessen. Nach Verlauf etwa zweyer Stunden kam er wieder zu mir, ohne Bewaffnete, mit zwey Knaben, die mich unterstützen sollten, und so führte er mich in die weiten Zimmer, in denen ich vorher gewesen war, nehmlich im Jahr 1538, und verschaffte mir daselbst alle Bequemlichkeit, die ich verlangte.

Wenig Tage darauf unterlag der Castellan, der mich in Freyheit glaubte, seinem grossen Uebel und verließ das gegenwärtige Leben, an seine Stelle kam Herr Antonio Ugolini, sein Bruder, der ihm vorgespiegelt hatte, als habe er mich gehen lassen. Dieser Herr Antonio, so viel ich nachher vernahm, hatte Befehl vom Papste, mich in diesem weiten Gefängniß zu behalten, bis er ihm sagen würde, was mit mir geschehen sollte.

Indessen hatte obgedachter Herr Durante von Brescia mit jenem Soldaten, dem Apotheker von Prato, abgeredet, mir irgend einen Saft in dem Essen beyzubringen, der mich nicht gleich, sondern etwa in vier bis fünf Monaten tödtete. Nun dachten sie sich aus, sie wollten mir gestossenen Diamanten unter die Speise mischen, der an

und für sich keine Art von Gift ist, aber, wegen seiner unschätzbaren Härte, die allerschärfsten Ecken behält, und nicht etwa wie die andern Steine, wenn man sie stößt, gewissermassen rundlich wird. Kommt er nun mit den übrigen Speisen, so scharf und spitzig, in den Körper, so hängt er sich, bey der Verdauung, an die Häute des Magens und der Eingeweide, und nach und nach, wenn andere Speisen darauf drücken, so durchlöchert er die Theile mit der Zeit und man stirbt daran, anstatt daß jede andere Art von Steinen, oder Glas keine Gewalt hat, sich anzuhängen, und so mit dem Essen fortgeht.

Wie gesagt, gab Herr Durante einen Diamanten von einigem Werth einer Wache, die sollte ihn, wie ich nachher vernahm, einem gewissen Lione von Arezzo, einem Goldschmied, meinem grossen Feinde, um den Stein in Pulver zu verwandeln, gebracht haben. Da nun dieser Lione sehr arm war, und der Diamant doch manche zehn Scudi werth seyn mochte, gab er ein falsches Pulver anstatt des gestossenen Steins, das sie mir denn auch sogleich zu Mittage an alle Essen thaten, an den Sallat, das Ragout und die Suppe. Ich speiste mit gutem Appetit, denn ich hatte den Abend vorher gefastet, und es war ein Sonntag, und ob ich gleich etwas unter den Zähnen knirschen fühlte, so dachte ich doch nicht an solche Schelmstücke. Nach Tische, als ein wenig Sallat in der Schüssel übrig geblieben war, betrachtete ich einige Splitterchen, die sich daran befanden. Sogleich ergriff ich sie und brachte sie ans helle Fenster; ich erinnerte mich, in-

dem ich sie betrachtete, wie ausserordentlich die Speisen geknirscht hatten, und, so viel meine Augen urtheilen konnten, glaubte ich schnell, es sey gestossener Diamant. Ich hielt mich nun, entschieden, für ein Kind des Todes, und wendete mich schmerzlich zum heiligen Gebete, und, da ich mich in mein Schicksal ergeben hatte, betete ich zu Gott und dankte ihm für einen solchen leichten Tod. Da doch einmal meine Sterne es so bestimmt hatten, so schien es mir ein gutes Loos, auf eine so bequeme Weise aus der Welt zu gehn. Als ich nun die Welt und meine Lebenszeit gesegnet hatte, wendete ich mich mit meinen Gedanken zu dem bessern Reiche, das ich mit der Gnade Gottes erlangt zu haben hoffte, und in diesen Gedanken rieb ich einige sehr feine Körner zwischen den Fingern, die ich ganz gewiß für Diamant hielt.

Wie nun die Hoffnung nimmer stirbt, so regten sich auch bey mir wieder einige eitle Lebensgedanken. Ich legte die gedachten Körnchen auf eine eiserne Fensterstange und drückte stark mit dem flachen Messer darauf. Da fühlte ich, daß der Stein sich zerrieb und als ich recht genau darauf sah, fand ich auch, daß es sich also verhielt, und sogleich erquickte ich mich wieder mit neuer Hoffnung. Die Feindschaft des Herrn Durante sollte mir nicht schaden; es war ein schlechter Stein, der mir nicht das geringste Leid zufügen konnte, und, wie ich vorher entschlossen war, ruhig zu seyn und auf diese Weise in Frieden zu sterben, so machte ich nun aufs neue meine Plane und überlegte, was zu thun sey. Aber ich hatte

vor allen Dingen Gott zu loben und die Armuth zu segnen, die, wie sie öfters den Menschen den Tod bringt, nun die Ursache meines Lebens war. Denn Herr Durante, mein Feind, oder wer es auch seyn mochte, hat seinen Endzweck nicht erreicht. Lione hat den Stein nicht gestossen, sondern ihn aus Armuth für sich behalten, für mich aber zerrieb er einen geringen Berill von wenigem Werth; vielleicht dachte er, weil es auch ein Stein sey, thue er dieselbigen Dienste.

Zu der Zeit war der Bischoff von Pavia, Bruder des Grafen San Secondo, Monsignor de Rossi von Parma genannt, gleichfalls Gefangener im Castell; ich rief ihm mit lauter Stimme und sagte, daß die Schelmen, mich umzubringen, mir einen gestossenen Diamanten unter das Essen gemischt hätten. Ich ließ ihn durch einen seiner Diener etwas von dem übergebliebenen Pulver zeigen, und sagte ihm nicht, daß ich es für keinen gestossenen Diamanten erkenne, vielmehr, daß sie mich gewiß nach dem Tode des guten Castellans vergiftet hätten. Ich bat ihn, er möchte mir für meine wenige Lebenszeit nur des Tages eines von seinen Broden geben, denn ich hätte mir vorgenommen, nichts zu essen, was von ihnen käme, und er versprach mir, von seinem Essen zu schicken. Dieser Bischoff war gefangen wegen einer Art von Verschwörung, die er in Pavia gemacht hatte, und ich, weil er so sehr mein Freund war, vertraute mich ihm.

Herr Antonio, der neue Castellan, der gewiß nichts von der Sache wußte, machte grossen Lärm, und auch er

wollte den gestossenen Stein sehen, den er gleichfalls für Diamant hielt, doch, da er glaubte, der Anschlag käme vom Papste, ging er leicht darüber weg, und die Sache ward als ein Zufall behandelt.

Ich aß nunmehr die Speisen, welche mir der Bischoff sandte, schrieb beständig an meinem Gedichte über das Gefängniß, und setzte täglich, Punct vor Punct, die Begebenheiten hinzu, die sich zutrugen. Inzwischen schickte mir der Castellan mein Essen durch jenen Johannes, den ehemaligen Apothekersjungen von Prato, der nun hier Soldat war, dieser, mein gröβter Feind, hatte mir eben den gestossenen Diamanten gebracht, und ich sagte ihm, daß ich nicht eher von seinen Speisen essen würde, ehe er sie mir credenzt hätte. Er sagte darauf: das geschähe wohl dem Papste! Ich versetzte ihm: wie eigentlich Edelleute verbunden seyen, einem Papst zu credenzen, so seye er, Soldat, Apotheker und Bauer von Prato, schuldig, einem Florentiner meines gleichen aufzuwarten. Darüber sagte er mir harte Worte und ich erwiederte sie. Nun schämte sich Herr Antonio einigermassen über das, was vorgegangen war, und weil er Lust hatte, mich alle Kosten zahlen zu lassen, die mir von dem guten verstorbenen Castellan schon geschenkt waren, wählte er unter seinen Dienern einen andern, der mir wohl wollte, und schickte mir das Essen durch ihn, der mir mit vieler Gefälligkeit jedesmal credenzte. Auch sagte er mir alle Tage, daß der Papst beständig vom Herrn von Morlic angegangen werde, der

von Seiten des Königs mich unablässig zurück verlangte, wobei der Papst wenig Lust zeige, mich herauszugeben, ja, daß sogar Cardinal Farneſe, ſonſt mein ſo groſſer Freund und Patron, ſollte geſagt haben: ich würde wohl noch eine Weile mich gedulden müſſen. Darauf verſetzte ich: und ich werde ihnen allen zum Trutz doch frey werden. Der gute Menſch bat mich, ich möchte ſtill ſeyn, daß niemand ſo etwas hörte, denn es könne mir groſſen Schaden bringen, und mein Vertrauen auf Gott möchte ich doch ja im Stillen erhalten und mich damit ſtärken. Ich antwortete ihm darauf: die Kraft Gottes hat keine Furcht vor der bösartigen Ungerechtigkeit.

So vergingen wenige Tage, als der Cardinal von Ferrara in Rom erſchien, der, als er dem Papſt ſeine Aufwartung machte, ſo lange bey ihm aufgehalten wurde, bis die Stunde des Abendeſſens kam. Nun war der Papſt ein ſehr kluger Mann, und wollte bequem mit dem Cardinal über die Franzoſereyen ſprechen, weil man bei ſolchen Gelegenheiten ſich freyer über viele Dinge als ſonſt herausläßt. Der Cardinal, indem er von der großmüthigen und freygebigen Art des Königs, die er ſehr wohl kannte, ſehr ausführlich ſprach, gefiel dem Papſte auſſerordentlich wohl, der ſich, wie er alle Woche einmal that, bei dieſer Gelegenheit betrank, von welchem Rauſch er ſich denn gewöhnlich ſogleich befreyete, indem er alles wieder von ſich gab.

Da der Cardinal die gute Diſpoſition des Papſtes bemerkte, bey welcher wohl eine gnädige Gewährung zu

hoffen war, verlangte er mich, von Seiten des Königs, auf das nachdrücklichste, und versicherte, daß Seine Majestät auf das lebhafteste nach mir begehre. Da nun der Papst sich nahe an der Zeit fühlte, wo er sich zu übergeben pflegte, auch sonst der Wein seine Wirkungen äusserte, so sagte er mit grossem Lachen zum Cardinal: nun sollt ihr ihn gleich mit euch nach Hause führen! Darauf gab er seinen besondern Befehl und stand vom Tische auf. Sogleich schickte der Cardinal nach mir, ehe es Herr Peter Ludwig erführe, denn der hätte mich auf keine Weise aus dem Gefängniß gelassen. Es kam der Befehl des Papstes und zwey der ersten Edelleute des Cardinals Ferrara. Nach vier Uhr in der Nacht befreyeten sie mich aus dem Gefängnisse, und führten mich vor den Cardinal, der mich mit unschätzbarer Freundlichkeit empfing, mich gut einquartieren und sonst aufs beste versorgen ließ. Herr Antonio, der neue Castellan, verlangte, daß ich alle Kosten, nebst allen Trinkgeldern für den Bargell und dergleichen Leute bezahlen sollte, und wollte nichts von alle dem beobachtet wissen, was sein Bruder, der Castellan, zu meinen Gunsten verordnet hatte. Das kostete mich noch manche zehn Scudi, aber der Cardinal sagte mir: ich sollte nur gutes Muths seyn und mich wohl in Acht nehmen, wenn mir mein Leben lieb wäre; denn, wenn er mich nicht selbigen Abend aus dem Gefängniß gebracht hätte, so wäre ich wohl niemals herausgekommen; er höre schon, daß der Papst sich beklage, mich losgelassen zu haben.

Nun muß ich noch einiger Vorfälle rückwärts gedenken, damit verschiedene Dinge deutlich werden, deren ich in meinem Gedicht erwähne.

Als ich mich einige Tage in den Zimmern des Cardinals Cornaro aufhielt, und nachher, als ich in dem geheimen Garten des Papstes war, kam, unter andern werthen Freunden, ein Cassier des Herrn Bindo Altoviti zu mir, der Bernhard Galluzzi hieß, dem ich den Werth von einigen hundert Scudi vertraut hatte. Er kam zu mir im geheimen Garten des Papstes, und wollte mir alles zurück geben, ich aber versetzte: ich wüßte meine Baarschaft keinem liebern Freunde zu geben, noch sie an einen Ort zu legen, wo sie sicherer stünde; da wollte er mir das Geld mit Gewalt aufdringen und ich hatte Noth ihn zu bewegen, daß er es behielte. Da ich nun aus dem Castell befreyt wurde, fand sichs, daß er verdorben war, und ich verlohr meine Baarschaft.

Ferner hatte ich noch im Gefängniß einen schrecklichen Traum, als wenn mir jemand mit der Feder Worte von der größten Bedeutung an die Stirne schriebe, und mir dreymal sagte, ich sollte schweigen und niemand nichts davon entdecken.

So erzählte man mir auch, ohne daß ich wußte, wer es war, alles, was nachher Herrn Peter Ludwig begegnete, so deutlich und so genau, daß ich nicht anders glauben konnte, als es habe mir es ein Engel des Himmels offenbaret.

Dann muß ich noch eine Sache nicht zurücklassen, die

gröſſer iſt, als daß ſie einem andern Menſchen begegnet wäre, ein Zeichen, daß Gott mich losgeſprochen und mir ſeine Geheimniſſe ſelbſt offenbart hat. Denn ſeit der Zeit, daß ich jene himmliſchen Gegenſtände geſehen, iſt mir ein Schein ums Haupt geblieben, den jedermann ſehen konnte, ob ich ihn gleich nur wenigen gezeigt habe.

Dieſen Schein ſieht man des Morgens über meinem Schatten, wenn die Sonne aufgeht und etwa zwey Stunden darnach. Am beſten ſieht man ihn, wenn ein leichter Thau auf dem Graſe liegt, ingleichen Abends bei Sonnenuntergang. Ich bemerkte ihn in Frankreich, in Paris, weil die Luft in jener Gegend viel reiner von Nebeln iſt, ſo daß man den Schein viel ausdrücklicher ſah, als in Italien, wo die Nebel viel häufiger ſind, demohngeachtet aber ſeh ich ihn auf alle Weiſe und kann ihn auch andern zeigen, nur nicht ſo gut wie in jenen Gegenden.

II.

Der Aktiſche Sieg.

Elegie von Properz.

Sechste des vierten Buchs.

Opferweihe beginnet der Dichter. Man ſchweige dem Opfer!
Zu dem Fuß des Altars falle das jährige Rind!
Mit des Philetas * Epheu wetteifern die Kränze des Römers!
Den Cyrenäiſchen Quell reichet die Urne mir dar.
Gebt mir duftendes Kraut, und götterehrenden Weihrauch;
Dreymal kreiſe die Schnur um den geweiheten Heerd!

* Philetas aus Los, und Kallimachus aus Cyrene, zwey der berühmteſten griechiſchen Elegiendichter.

Sprenget mich an aus dem Quell! Die helfenbeinerne Flöte
Opfre dem neuen Altar lydischgestimmten Gesang!
Fern sey jeder Betrug! Was täuscht entweiche von hinnen!
Reiner Lorbeerreis bahne dem Dichter den Weg!
Muse, laß uns das Haus des palatinischen Apollo *
Singen! Kalliope selbst winket den Beyfall uns zu.
Unsre Lieder verherrlichen Cäsar: Wird Cäsar verherrlicht,
Ruhet Jupiter selbst unserm Gesange mit Lust.

Ein dem Phöbus geweiheter Port an Ambraziens Küste **
Nimmt des Jonischen Meers Woge besänftigter auf.
Er, ein ewiges Denkmal des julischen Sieges! dem Schiffer
Leget die ruhige See, wenig Gelübde hier auf.
Heere der Welt versammelten hier sich. Der fichtene Wall steht

* Dem palatinischen Apollo hatte August, wegen des Aktischen Sieges, einen Tempel erbaut.

** Der Hafen bey Aktium.

Hoch im Meere vertheilt, und auch zu ungleichem Glück!
Jene Flotte verdammt zum Fluch des Quiriniſchen Zärtlings; *
Und die Waffen, o Schmach! weiblichen Händen bequemt.
Hier die Segel Auguſts von Jupiters Hauche geſchwellet,
Römiſche Fahnen, allein römiſcher Siege gewohnt!
Nereus krümmete ſelbſt in doppelte Monde die Flotten:
Schimmernder Waffen Glanz blizt aus den Wellen zurück;
Als Apollo verlaſſend ſein Delos — nun haftet im Meer es!
Ehmals der Wogen Spiel, trieb es der Notus umher! — **
Stand auf dem Hintertheile von Cäſars Schiffe: und dreymal
Fähret die Flamme dahin, gleich einer Fackel die weht.
Nicht mit gelöſetem Haar, und ſchwimmenden Locken erſchien er,
Noch die beſaitete Schal' harmlos geſtüzt in der Hand;
Nein, mit drohendem Aug', als ſäh' den Atriden er vor ſich,
Oder als ſäh' er den Brand doriſcher Leichen vor ſich:

* Antonius.

** Delos war ehmals eine ſchwimmende Inſel.

Also durchstach er den Python, das Ungeheuer; es krümmte
Tausendfach sich; der Parnaß sah sich der Schrecken befreyt. *
Und so begann er: „o du, aus Alba! Beschüzer vom Erdkreis!
Ueberstralend den Ruhm deines trojan'schen Geschlechts!
Siege nun über das Meer! dein ist schon die Erde, Augustus!
Für dich streitet mein Arm, dir ist mein Köcher gefüllt!
Rette dein Vaterland vom Schrecken! des Volkes Gelübde
Ruhen auf dir! Dein Schiff träget sie alle mit sich.
Rom vertheidige du! Die palatinischen Vögel
Zeigten dem Augur umsonst nicht sein zukünftiges Glück.
Du bist Führer, August! und wagen's die Meere, zu tragen
Stolzer Feinde Mast römischen Flaggen zum Trus?
Laß dich's nicht schrecken, ob sie mit hundert Segeln beflügeln
Ihre Flotte; sie schwimmt Winden und Wogen ein Raub!
Und der Centauren drohende Felsen am Schnabel der Schiffe;

* Python, der Drache, hatte seinen Aufenthalt am Fusse des Parnasses.

Warlich, bemahletes Holz ſind ſie, ein eiteler Prunk!
Recht der Sache, das ſtüzt, und das entkräftet den Krieger;
Unrecht ſchläget dem Feind ſelber die Waff aus der Hand.
Es iſt Zeit! beordre die Flotte! der Zeiten Gebieter
Führt mit umlorbeerter Hand deine Geſchwader zum Streit."
Alſo ſagt er. Entleeret den ſchweren Köcher von Pfeilen,
Dicht auf Phöbus Geſchoß flog der Auguſtiſche Speer.
Und Rom ſieget. Es ſchützet es Phöbus! das Weib wird beſtrafet. *
Durchs Joniſche Meer ſchwimmet ihr Zepter zerſtückt.
Vom Idal'ſchen Geſtirn ſchaut Vater Cäſar herunter,
Staunend: „ein Gott bin ich! warlich iſt dieſer mein Blut!"
Triton ſchallet ins Horn. Die Meeresgöttinnen alle
Folgen, jauchzend dem Glück des nun befreyeten Roms.
Auf dem nicht ſie errettenden Nachen fliegt ſie dem Nil zu;
Glücklich; zwar nicht den Tod, doch den geheiß'nen, zu fliehn!

* Kleopatra.

Und die Götter gewährtens. Die Straſſen, durch welche Jugurtha
Jüngſt die Ketten zog, zieret kein Weiber Triumph.
Und ſo ſtehet ein Denkmal dem Aktiſchen Phöbus! der Pfeile
Einer von ihm hat zehn Schiffe der Feinde beſiegt.

Schweig nun, Muſe, vom Krieg! Apollo fodert die Zither,
Und zu friedlichen Reihn gürtet die Waffen er ab.
Eilt zum frölichen Schmaus auf weichem Raſen, ihr Brüder!
Und die Roſe ſchwimm lüſtern den Nacken herab!
Nur der Falerner Kelter ſoll Wein uns liefern zum Schmauſe!
Saffranſpicke durchtrief' dreymal mir Locken und Haupt!
Und die Muſe reizet den Geiſt des Dichters beym Becher;
Bacchus, auch dem Apoll trägſt du die Rebe zur Frucht!
Singe mir dieſer, das Joch des Sicambriſchen Sümpfebewohners;
Jener Meroe', deins, bräunlich gefärbetes Volk!
Und ein andrer den Parther, der ſpät ſich zum Frieden bequemet;

Unſre Fahnen uns erſt, dann auch die ſeinigen giebt.
Und entwaffnet nicht ganz Auguſt die Eoiſchen Köcher,
Läßt er den Söhnen nur noch dieſe Trophäen zurück.
Freue dich, wenn du noch fühlſt in deinem Grabe von Sande,
Craſſus! der Weg iſt zu dir uns durch den Euphrat gebahnt.
Alſo wechsle die Nacht Geſang und Schale, bis Phöbus
Früh den Tagesſtrahl ſelbſt in die Becher uns taucht.

III.

Neueste Zimmerverzierung in Rom.

Der Pallast Altieri, einer von den ansehnlichsten in Rom, ist von den Liebhabern der Kunst wegen seiner Gemählde und Statuen so oft besucht, daß eine Beschreibung davon an diesem Platze überflüssig seyn dürfte. Es bieten sich mir aber in demselben noch andere Gegenstände der Kunst an, welche neu und nicht allgemein bekannt sind. Man hat nehmlich, vor nicht langer Zeit, für die junge Prinzessin Altieri ein Cabinet und andere Zimmer auf das kostbarste eingerichtet. Vielleicht kann die Beschreibung derselben einen Begriff von dem herrschenden Geschmack und von dem höchsten geben, was, bey unbedingtem Aufwand, die beste Kunst unserer Tage in dem Fache leisten kann, auf welches sie jetzt, durch die Neigung des allgemeinen Geschmacks, fast ganz allein eingeschränkt worden ist.

Ehe aber von den Zimmern selbst geredet wird, muß billig die gefällige Artigkeit der Bewohnerin derselben zuvor lobend erwähnt werden, welche (ich war von weni-

gen Freunden begleitet hingegangen) auf erhaltene Nachricht, daß Fremde eingelassen zu werden verlangten, sich in ein ander Zimmer begab und gestattete, daß wir so lange als wir wollten uns umsehen durften.

Nach dieser Erlaubniß wurden wir also aus der Anticammera, durch mehrere grosse Säle, die alle mit fürstlicher Pracht geschmückt sind, in die Gemählde Gallerie eingeführt, und aus derselben gelangten wir an ein grosses Prunkzimmer oder Saal. Sehr reich mit rothem Sammt und Gold ausgeschlagen, zwischen den Fenstern sind sehr grosse Spiegel, deren Rahmen von vergoldetem Schnitzwerk, auf Azurgrunde, schön in die Augen fallen, an den Seiten bemerkt man zierliche Wandleuchter von vergoldetem Erz, der Fußboden ist mit einem geblümten Teppich überbreitet, da wo an der Wand die Begleitung des Sammts aufhört, sind, so wie am Gewölbe, Figuren aus einer Farbe und gemahlte Zierrathen von buntem Arabesken, nicht zu häufig, und in guter Ordnung vertheilt.

Die Kostbarkeit und der Geschmack der Tische, Stühle und anderer Geräthschaften entsprechen dem Reichthum des Ganzen. Endlich vermehren noch zwey herrliche Landschaften vom Claude Lorrain, deren eine für das beste Werk dieses grossen Künstlers gehalten wird, die Pracht dieses Zimmers. — An demselben liegt ein anderer, von gleicher Grösse, dessen Wände mit Arabesken geziert sind und zwischen den Arabesken hat man von Raum zu Raume historische Bilder und Landschaften von guten le-

benden Künstlern eingesetzt. Das Gewölbe ist von einem guten Meister des vorigen Jahrhunderts in Fresko gemahlt. In der Ecke stehen schätzbare antike Statuen und mitten an der langen Seite den Fenstern gegenüber, eine vortrefliche Gruppe von zwey schönen Kindern, die scherzend mit einander ringen. Erst jetzt ist man vor dem Cabinet der Prinzessin angelangt, dem dieser Saal gleichsam zum Vorgemach dient, zwey schöne Porphyrsäulen von Corinthischer Ordnung mit Basen und Kapitälen von weissem Marmor, stützen einen Bogen von gleicher Materie, dessen Glieder reichlich mit Laubwerk geziert sind. Ein Profilkopf, in Basrelief gearbeitet, steht in dem Raum über der Thüre. Diese ist milchweiß lackirt mit goldenen Einfassungen. Jeder von den beyden Flügeln hat in der Mitte ein ganz vergoldetes Feld mit Greifen, welche einen Leuchter zwischen sich halten, die grössern Felder oben und unten auszufüllen hat man kostbare Tafeln von orientalischem Alabaster angewendet, welche bey geschlossenen Thüren, wenn Licht in dem Zimmer brennt, oder die Sonne hineinscheint, einen angenehmen Schimmer durchfallen lassen.

Zum Fußboden des Cabinets selbst dient ein antikes Mosaik, dessen schwarze Figuren auf weissem Grunde den Mars vorstellen, welcher die Rhea zu besuchen kömmt; sie sind mit leichten Schnirkeln von gleicher Farbe eingefaßt, der Raum, wo das Mosaik nicht ganz zureicht, ist mit Marmortafeln belegt. Die Lambris bestehen aus einem röthlich fleckichten Muschelmarmor und darüber läuft

ein Gurt, (ohngefähr 1 Fuß breit) von weissem Marmor um das ganze Zimmer herum in fortgesetzter Folge mit Kinderspielen und Scherzen in Basrelief bearbeitet. Der Kamin ist ebenfalls wie dieser Gurt von weissem Carrarischen Marmor und fast überflüssig reich mit Zierrathen versehen. Auf den Wänden wechseln immer Streifen von fein gearbeiteten Stuckaturen mit breitern Streifen ab, welche Arabesken enthalten. In jenen sind aufsteigende Ranken von Eichenblättern mit Vögeln auf perlfarbigem oder sehr blaßblauem Grunde, diese aber stellen, auf hellgelbem (Nankinfarben) Grunde, Trophäen mit allerley andern Dingen gemischt vor, in der Mitte ihrer Höhe sind ovale Landschaften hineingeordnet und unten, wo die Arabesken anfangen, ist allemal irgend ein Thier, als Endten, Hasen, Füchse, Löwen, Tyger 2c. mit vorzüglicher Kunst gemahlt.

Ueber dem Camin wird die ganze Höhe der Wand bis an den Frieß von einem grossen Spiegel eingenommen und gegen demselben über hängt, zwischen den Fenstern, ein allegorisches Familiengemälde. An einigen Bildern, welche Römische Geschichten vorstellen, und in der Höhe über den Thüren angebracht sind, haben verschiedene gute jetztlebende Mahler ihre Kunst bewiesen (es versteht sich, daß sowohl die Arabesken als Gemälde und Spiegel mit schöngeschnitzten vergoldeten Rahmen und Blätterverzierungen eingefaßt sind.) Oben läuft unter der Decke herum ein Frieß, welcher gleich den schmalern Streifen an der Wand auf perlfarbigem Grunde weisse Stuckaturen

enthält, welche allerley Waffen, Trophäen gar hübsch geordnet und zart gearbeitet vorstellen. Das Gesims ist vergoldet, nur die Eyer desselben sind weiß gelassen. An der Decke (Spiegelgewölb) ist das Plafond, eine Versammlung der Götter, mit reichvergoldeter Einfassung und die vier Seiten oder Winkel haben Medaillons mit grün in grau gemahlten einzelnen Figuren, das übrige ist vermischt, mit farbigen Arabesken und Stuckaturen, geziert. Alle übrigen Geräthschaften dieses Zimmers stimmen mit dem Reichthum des oben beschriebenen überein und tragen ohne Ausnahme das Gepräge der Kostbarkeit und der Pracht. Auf vier ganz vergoldeten Füssen, stehen niedrige Leuchter, deren weiß marmorne Basen Zierrathen von vergoldetem Bronze haben, der Schaft des Leuchters ist eine kleine Porphyrsäule mit Trophäen gleichfalls von vergoldetem Bronze umgeben, aus denen die eigentlichen Leuchter, worinne die Kerzen stecken, hervorragen. An dem Caminschirm, den Stühlen, dem Canapee sind die Polster mit roth und weißgestreiftem Damast überzogen, und das Holzwerk ist alles reich und schön geschnitzt und ganz übergoldet. An der Stelle, wo die Bewohnerinn gewöhnlich zu sitzen pflegt, liegt auf dem Boden eine Tygerhaut ausgebreitet.

Nahe an diesem Cabinet ist ein etwas grösseres Gesellschaftszimmer, dessen Wände mit bunten Arabesken auf zinnoberrothem Grunde bemahlt sind. In der Mitte jeder Wand giebt es grosse viereckichte Gemählde eingesetzt, und gegen die Winkel des Zimmers hin stehen ihnen

länglichte Bilder von einzelnen Figuren zur Seite. Unter denen sind die Felder ganz vergoldet und mit bunten Zierrathen versehen. In den Superporten haben abermals gute neuere Künstler angenehme historische oder mythologische Gegenstände gemahlt; alles dieses wird von einem Streifen in sogenanntem Etruriſchen Geschmack (schwarz mit rothen Zierrathen) eingefaßt, der oben unter dem Gesims und unten über den Lambris weggeht. Diese sind grau und haben hochblaue Felder, in welchen wiederum Festonen und anders, grau in grün gemahlt sind. Die flachgewölbte Decke wird von einem runden Gemälde von vielen Figuren geziert, die Winkel aber haben Mahlereyen, von Einer Farbe, mit einem etwas bräunlichen Thon. Die Thüren haben einen hellblauen Grund mit weissen Medaillons oder ovalen Feldern, in denen bunte Figuren schweben. Zu Tischblättern hat man grosse Tafeln von seltenen Marmorarten gebraucht. Stühle und Canapee sind reichlich geschnitzt und vergoldet, ihre Polster mit weiß und blau gestreiftem Atlaß überzogen.

IV.

Nathan.

(Aus dem Decam. des Boccaz.)

In der Gegend von Cattajo, — wenn man anders den Versicherungen einiger Genueser und Anderer, die in jenen Gegenden gewesen sind, Glauben beymessen darf — lebte vor Zeiten ein Mann, der von edler Abkunft war, unermeßliche Reichthümer besaß, und den Nahmen Nathan führte. Der Wohnort dieses Mannes lag nahe an einer Strasse, die beinah unvermeidlich, von jedem, der von Osten nach Westen, oder von Westen nach Osten reiste, besucht werden mußte, und sein grosses wohlthätiges Herz, das am liebsten durch Thaten gekannt seyn wollte, gab ihm den Gedanken ein, an dieser Strasse, mit Hülfe vieler Künstler, einen der schönsten, größten und kostbarsten Palläste, die jemahls gesehen worden, in kurzer Zeit erbauen, und mit allen Bedürfnissen, die zur Aufnahme und Bewirthung vornehmer Gäste erforderlich sind, verschwenderisch versehen zu lassen. Seine weitläuftige und liebenswürdige Familie mußte hier jeden Wanderer mit reizender Gefälligkeit empfangen und be-

wirthen. Nathan blieb dieſer lobenswürdigen Sitte ſo getreu, daß ſich ſein Nahme auf den Flügeln des Rufs nicht allein im Morgenlande, ſondern auch bald im ganzen Abendlande verbreitet hatte. Schon hatte er ein ſpätes Alter erreicht, ohne ſeiner Gaſtfreundſchaft müde geworden zu ſeyn, als ſein Ruhm auch zu den Ohren eines Jünglings gelangte, der den Nahmen Mitridanes führte, und nicht fern von ihm lebte. Dieſer fand ſich durch ſeinen Ruhm und ſeine Vorzüge gedrückt, und das Bewußtſeyn, gleiche Mittel wie jener in den Händen zu haben, gab ihm den ſtolzen Gedanken ein, Nathans Freigebigkeit durch eine noch höhere wo nicht ganz zu verlöſchen, doch ſicher zu verdunkeln. Er ließ einen ähnlichen Pallaſt erbauen, und begann jeden dort Ankommenden oder Scheidenden mit den ausgeſuchteſten Höflichkeiten zu überhäufen. Einſt traf es ſich, daß er ganz allein in dem Hof ſeines Pallaſtes geblieben war, als ein altes unanſehnliches Mütterchen durch eine der Thüren hereinkam, und Allmoſen verlangte. Sie erhielt es, und gieng, kam aber durch die zweite Thür zurück, wo ſie von neuem darum bat, es erhielt, und ſo nach und nach durch zwölf Thüren des Pallaſtes zurück kehrte. Als ſie zum dreizehntenmal wieder kam, ſagte Mitridanes: Wirklich, gute Frau, du biſt zudringlich genug mit deinen Bitten, doch ſollſt du dein Allmoſen erhalten. Die Alte hörte es und rief: O Freigebigkeit des groſſen Nathans! wie unerreichbar biſt du! durch zwey und dreyßig Thüren, die in ſeinem Pallaſt, ſo wie in dieſem ſind, bin ich her-

eingekommen, und habe Allmosen verlangt, und es immer erhalten, ohne daß er that, als kennte er mich wieder, und hier komme ich erst durch die dreyzehnte und bin bereits erkannt und verhöhnt worden! Hier ging sie schweigend hinweg und kehrte nicht wieder zurück. Mitridanes hörte diese Rede der Alten, und weil alles, was er zu Nathans Ruhm hörte, ihm Verringerung des seinigen zu seyn dünkte, fühlte er sich in diesem Augenblick tiefer als je gekränkt. Ich Unglücklicher, rief er, wann darf ich hoffen, Nathans Freigebigkeit in grossen Dingen zu erreichen, viel weniger sie, wie ich wünsche, zu übertreffen, wenn ich mich ihr in den kleinsten noch nicht nähern kann? Nur zu lebhaft fühl' ich es, daß alle meine Mühe vergebens ist, wenn ich diese unerreichbare Tugend nicht ganz von der Welt vertilge, und da das Alter nichts gegen Nathan ausrichtet, so sollen meine Hände, ohne weitern Verzug, der Zeit dieß Geschäft abnehmen. Er folgte dieser Aufwallung, und ohne seine Absicht einem Einzigen anzuvertrauen, stieg er zu Pferd, und kam nach drey Tagen, mit einer geringen Begleitung in die Gegend, wo Nathan lebte. Hier bat er seine Gefährten, es auf alle Art zu verbergen, daß sie zu ihm gehörten, oder ihn nur kennten, und sagte ihnen, daß er sich unterdessen eine vollständige Kenntniß von allem, worin Nathans Einrichtungen von seinen eigenen abwichen, erwerben wolle. Der Abend war indessen herbeygekommen, und nahe bey Nathans Pallaste begegnete er einem einsamen, einfach gekleideten Greiß, der kein anderer als Nathan selbst war.

Mitridanes fragte den Unbekannten, ob er ihm wohl Nathans Wohnung zeigen könne, und dieser antwortete ihm launig: in dieser ganzen Gegend, mein Sohn, ist Niemand, der sie dir besser zeigen könnte, als ich, und willst du, so führe ich dich auch dahin. Der Jüngling erwiederte, daß dieß ganz seinen Wünschen entspreche, nur wollte er, wenn es seyn könnte, von Nathan weder gesehn noch gekannt seyn. Auch dieß will ich bewerkstelligen, wenn es dir Freude macht, sagte Nathan. Beyde näherten sich nun unter den angenehmsten Gesprächen, die Nathan sehr bald anzuknüpfen wußte, seinem reizenden Pallast. Sie traten ein, und Nathan rief sogleich einen von den Seinigen herbey, um das Pferd des Jünglings wegzuführen. Diesem näherte er sich, und raunte ihm schnell ins Ohr, daß er aufs schleunigste mit Allen im Hause Abrede nehmen sollte, damit keiner dem Jüngling verrathe, daß er selbst Nathan sey. Dieß geschah, und Mitridanes ward in das schönste Gemach geführt, wo er von keinem, als den zu seinem Dienst bestimmten gesehen wurde, und Nathan selbst, der ihn vorzüglich ehren wollte, ihm Gesellschaft leistete. Hier fragte ihn Mitridanes, der eine kindliche Achtung und ein unwiderstehliches Vertrauen zu ihm fühlte, wer er sey? — Ein unbedeutender Diener Nathans, antwortete dieser, der, von dem zartesten Alter an, mit ihm zusammen gewesen, und immer in derselben Lage, worin du mich jetzt siehst, alt worden ist, so daß ich allein, während alle andre Menschen ihn preissen, wenig Ursache habe, mit ihm zufrie-

den zu seyn. Diese Worte erweckten in dem Jüngling die Hoffnung, daß er vielleicht durch seine Hülfe sein abscheuliches Vorhaben mit Besonnenheit und Sicherheit ausführen könnte, und diese Hoffnung verstärkte sich, da ihn Nathan mit gefälliger Theilnahme nach seinem Nahmen und der Absicht, die ihn hierher geführt habe, fragte, und ihm in Allem, was er für ihn thun könne, seinen Rath und seine Hülfe anbot. Ungewiß was er thun sollte, zögerte Mitridanes einige Momente lang mit seiner Antwort, aber bald entschlossen, sich ihm ganz anzuvertrauen, bat er ihn mit grosser Umständlichkeit um seine Verschwiegenheit, seinen Rath und seine Hülfe, und unterrichtete ihn auf das vollständigste, von seinem Stande, seinem Vorhaben, und seinen Beweggründen dazu. Nathan hörte die Erzählung und das vermessene Vorhaben des Jünglings mit innerer Empörung an, aber mit entschloßnem Muthe und Besonnenheit antwortete er, ohne lange zu zögern: Dein Vater war ein edler Mann, Mitridanes, und du wirst seiner nicht unwürdig seyn, wenn du dem schweren Unternehmen, gegen Alle freigebig zu seyn, getreu bleibst. Ich lobe die Eifersucht, mit welcher du Nathans Tugenden betrachtest, und thäten alle, was du thust, so würde es um die Welt, wo es so viele Unglückliche giebt, bald besser stehen. Dein Vorhaben, das du mir ohne Argwohn mitgetheilt hast, soll verborgen bleiben, und ich kann dir dabey mehr mit meinem Rath als mit unmittelbarem Beystand nützen. Höre also: Du kannst von hieraus, ohngefähr eine halbe Meile weit, ein Wäld-

chen sehen, worinnen Nathan, fast jeden Morgen, ganz allein, ziemlich lange lustwandelt. Dort ist es leicht, ihn zu treffen, und dann nach deinem Gefallen zu handeln. Tödest du ihn, so mußt du nur ohne Aufenthalt nach deinem Hause zurückkehren und ja nicht den Weg wählen, der dich hierher geführt hat, sondern einen andern, den du linker Hand aus dem Gesträuch kommen siehst. Dieser wird dich schnell und wohl behalten nach deiner Wohnung zurückleiten. Nach dieser ertheilten Nachricht verließ er den Jüngling, und dieser bezeichnete seinen Gefährten, die sich verkleidet eingeschlichen hatten, mit grosser Behutsamkeit den Ort, wo sie ihn am folgenden Tage erwarten sollten. Der neue Tag fand Nathan unverändert, die Ausführung des von ihm selbst ertheilten Raths zu befördern, und auf alles gefaßt, gieng er in das Gehölz, einsam, dem Tode entgegen. Auch Mitridanes stand auf, ergriff seinen Bogen und sein Schwerd, die einzigen Waffen, die er hatte, bestieg sein Pferd, und kam in das Gebüsch. Bald sah er von ferne Nathan, ganz einsam, darinnen wandeln, und von dem Wunsch, ihn, eh er ihn tödete, doch einmahl gesehn und gehört zu haben, überwältigt, lief er zu ihm, und faßte ihn, mit den Worten: Alter, du bist des Todes! bey der breiten Binde, die er am Kopf trug. Folglich habe ich ihn verdient, war alles, was Nathan antwortete. Der Jüngling hörte die Stimme, und ein einziger Blick in Nathans Gesicht überzeugte ihn schnell, daß er der nehmliche sey, der ihn so gütig empfangen, so vertraulich

mit ihm umgegangen, und ihnr so treulich gerathen hatte. Sein Grimm verloſch in ihm, und ſein Zorn verwandelte ſich in Schaam. Er warf ſein Schwerd, das ſchon zum Mord entblößt war, hinweg, ſprang vom Pferd, und warf ſich mit Augen voll Thränen zu Nathans Füſſen hin. Jetzt, mein theuerſter Vater, rief er, erkenne ich Eure unbegreifliche Freigebigkeit in ihrer ganzen Gröſſe! Ihr ſelbſt, ihr könnet, mit ſo vieler Vorſicht für meine Sicherheit, meinen Wünſchen, die ich Euch ſelbſt bekannte, Euer Leben aufopfern, auf welches ich doch gar kein Recht hatte. Aber ein höheres Weſen wachte über meine Vergehungen, und hat mir in dem dringendſten Moment die Augen geöfnet, die mir ein elender Neid verſchloß. Nehmt jetzt an mir eine Rache, die meinem Verbrechen gleich zu achten iſt, denn je geneigter ihr ſeyd, Mitleiden mit mir zu haben, deſto tiefer fühle ich die Gröſſe meiner Verirrung.

Nathan nöthigte den reuigen Jüngling aufzuſtehen, umarmte und küßte ihn zärtlich und ſagte: Deines Vorhabens wegen, mein Sohn, nenne es Ruchloſigkeit, oder wie du ſonſt willſt, bedarfſt du nicht, um Verzeihung zu bitten, noch ſie zu erhalten, weil nicht Haß, ſondern Eiferſucht des Beſſern die Triebfeder davon war. Lebe alſo vor mir in Sicherheit, und überzeuge dich, daß von allen Lebenden dich keiner zärtlicher liebt als ich; denn ich kenne die Hoheit deines Geiſtes, der nicht darauf denkt, Schätze aufzuhäufen, wie ſo viele Elende thun, ſondern die aufgehäuften freigebig auszuſpenden. Erröthe nicht, daß du mich, meines Ruhmes wegen, haſt tödten wollen,

noch glaube, daß es mich befremdet. Was haben die berühmtesten Feldherrn, die grösten Könige anders gethan, als, freilich durch andere Mittel, — nicht Einen Menschen getödet, wie du thun wolltest, sondern unzählige, die Länder verheeret und die Städte zerstöret, bloß um ihre Herrschaft, und folglich ihren Ruhm zu vergrössern? — Es war also weder etwas sehr Befremdendes, noch Unerhörtes, daß du mich töden wolltest, um dich dadurch berühmter zu machen, sondern eine sehr häufig vorkommende Sache. Mitridanes bewunderte die feine Entschuldigung, die Nathan für ihn gefunden, ob er gleich sein schlimmes Vorhaben nicht dadurch gerechtfertiget fühlte, und im fernern Gespräch äusserte er seine gränzenlose Verwunderung, daß Nathan ihn in seinem Unternehmen noch bestärken und ihm Rath und Mittel zur Ausführung gegeben habe. Ich will nicht, Mitridanes, antwortete Nathan, daß du meinen Rath noch mein ganzes Betragen unbegreiflich finden sollst. Vernimm also, daß, seit ich aus freier Willkühr das wirklich ausführe, was du zu thun erst willens bist, noch keiner je in mein Haus kam, dem ich nicht, so viel mir möglich war, Alles gewährte, was er von mir verlangte. Du kamst, nach meinem Leben lüstern dahin, und kaum vernahm ich deinen Wunsch, so beschloß ich schnell, dir es zu überlassen, damit du nicht der einzige wärest, der ohne Befriedigung von mir hinweggegangen wäre. Ich gab dir zu Erreichung deines Ziels die Rathschläge, die ich für die besten hielt, um mein Leben in deine Gewalt zu be-

kommen, ohne das deinige dabey in Gefahr zu ſetzen, und noch jetzt biete ich dir es an, und verſichere dich, daß, wenn du es annimmſt, und deine Wünſche dadurch befriediget werden, ich es auf keine beſſere Art auszuſpenden weiß. Ich habe es achtzig Jahre lang benutzt, und zu meiner Freude und Glück angewandt, jetzt weiß ich, daß es mir den Geſetzen der Natur gemäß, wie allen andern Menſchen, nicht lange mehr gelaſſen werden kann, und warum ſollte ich es nicht für beſſer achten, es freywillig zu verſchenken, wie ich meine Reichthümer, die ſo viele andere ungenoſſen verwahren, ausgeſpendet habe, ehe es mir wider meinen Willen von der gewaltigen Natur entzogen wird. Auch hundert Jahre ſind nur ein flüchtiges kleines Geſchenk, wie viel mehr müſſen es alſo die ſechs oder acht ſeyn, die ich allenfalls noch wegzugeben habe? darum bitte ich dich noch einmahl, nimm es hin, wenn es dir anſteht, denn, da ſich, ſo lange ich lebe, noch keiner gefunden hat, der es gewünſcht hätte, ſo weiß ich auch nicht, ob ſich, auſſer dir, noch Jemand finden würde. Und geſchähe dieß auch, ſo fühle ich, daß, je länger ich es behalte, deſto mehr wird es im Werth ſinken, nimm es daher, ich bitte dich nochmahls, ehe es an Werth verliert, als Geſchenk von mir hin. Mit groſſer Beſchämung ſagte Mitridanes: Behüte mich Gott, daß ich eine ſo koſtbare Sache, wie Euer Leben, annehmen, oder, wie ich vorhin gethan, nur wünſchen ſollte! Anſtatt die theuern Jahre deſſelben zu vermindern, würde ich ſie durch meine eigenen gern verlängern, wenn ich

könnte. Hierauf versetzte Nathan schnell: und also, wenn du könntest, so wolltest du die Jahre deines Lebens zu den meinigen hinzusetzen? und du wolltest mich bewegen, etwas gegen dich zu thun, was ich noch gegen keinen gethan habe, das heißt von dir annehmen, was ich nie von einem andern annehmen würde? Gern, versetzte Mitridanes. So thue denn, was ich dir sagen werde, fuhr Nathan fort. Du, in deinem schönen Alter, gehst in mein Haus, und führst hinfort auf immer den Nahmen Nathan, und ich gehe in das deinige und lasse mich von nun an Mitridanes nennen. Hierauf antwortete Mitridanes: Wüßte ich alles so vortreflich einzurichten, wie Ihr es versteht, und verstanden habt, so würde ich, ohne vieles Besinnen annehmen, was Ihr mir anbietet, da ich aber mit Gewißheit voraussehen kann, daß meine Handlungen nur den Ruhm des grossen Nathan verringern würden, und da ich nicht einem andern verderben will, was ich an mir nicht in vollem Glanze zu erlangen weiß, so kann ich es nicht annehmen. Diese und ähnliche angenehme Gespräche fielen zwischen den Beyden vor, bis Nathan den Mitridanes bat, mit in seinen Pallast zurückzukehren, wo er ihn viele Tage lang, mit der ausgezeichnetsten Achtung bewirthete, und ihn mit vielem Geist und Klugheit in seinem grossen, wohlthätigen Vorhaben ermunterte und bestärkte. Und da endlich Mitridanes mit seiner Gesellschaft wieder in sein Haus zurückkehren wollte, und ihm Nathan hinlänglich gezeigt hatte, daß seine Freigebigkeit unerreichbar sey, trennten sie sich mit gegenseitiger Zufriedenheit.

V.

Die Dioskuren.

Theokrits zweiundzwanzigste Idylle.

Preis den Söhnen der Leda und Zeus des Aegiserschüttrers,
Kastorn und Polydeukes, dem furchtbaren Kämpfer des Faustkampfs,
Halb die Arm' umwunden empor mit Riemen der Stierhaut!
Nochmal Preis, und zum drittenmal Preis den männlichen Söhnen
Von des Thestios Tochter, den Zwillingen aus Lakedämon:
Welche die Menschen erretten vom schärfsten Rand der Entscheidung,
Auch die verwilderten Roß' im blutigen Waffengetümmel,
Auch die Schiffe, die Troz aufgehenden Sternen des Himmels
Boten, und Troz den gesenkten, doch nur den Orkänen ein Spiel sind!
Jen' izt hoch um das Steuer geschwollene Wogen erhebend,

Izt um den Schnabel empor, und woher anstürmet ein jeder,
Stürzen die Flut in den Raum, und schmettern die Wänd' aus den Fugen,
Beide zugleich; und es hängt mit dem flatternden Segel das Tauwerk
Alles gewirrt und zerschellt; dicht strömt von dem Himmel der Regen,
Während die Nacht anschleicht; und es klatscht weitwühlend das Salzmeer,
Unter der Wind' Anstoß und dem Schlag unermeßliches Hagels.
Dennoch entrafft ihr beide dem Abgrund selber die Schiffe,
Samt dem schiffenden Volk, das gleich zu vergehen geahnet.
Schnell dann ruhen die Winde gesänftiget; freundliche Stille
Glättet die See, und die Wolken zerstreuen sich dorthin und dahin.
Hell ist der Bärinnen Glanz, und zwischen dem Eselein schimmert
Dunkel die Kripp', anzeigend die aufgeheiterte Meerfahrt.
O ihr beid' Aushelfer den Sterblichen, beide geliebt ihr,
Mächtig zu Roß, in der Laut', im Heldenkampf, im Gesange!
Soll ich zuerst Polydeukes verherrlichen, oder den Kastor?
Beid' erhöhe mein Lied, doch zuerst Polydeukes besing' ich.

Als sie nunmehr den stets sich begegnenden Felsen entflohn war,
Argo, den graulichen Schlund des schneienden Pontos durchschiffend;
Trug sie zum Bebrykervolk die edelen Söhne der Götter.
Jezo von jeglichem Bord zahlreich auf der einzigen Leiter
Stiegen die Männer herab aus dem jasonischen Schiffe;
Und da des tiefen Gestads windsicheren Wall sie betreten,
Breiteten alle sich Lager, und dreheten Feuergeräth um.
Kastor der Reisige nur, und der braune Genoß Polydeukes,
Irreten beid' abwärts, von den Freunden entfernt, in die Wildnis.
Bald im Gebirg' anstaunend die vielfach wuchernde Waldung,
Sahn sie den lebenden Quell an der glatt aufsteigenden Felswand,
Dem stets lauteres Wasser entsprudelte; aber von unten
Schimmerten blank wie Krystall die Kieselchen, oder wie Silber,
Tief am Grund'; auch wuchsen umher hochstämmige Kiefern,
Pappelbäum' und Platanen und hauptumsproßte Cypressen,
Blumen auch, liebliches Dufts, weichhaariger Bienen Ergözung,

Was nur in feuchte Gefild' ausstreut der endende Frühling.

Dort hielt Mittagslager ein Mann unbezwingbarer Stärke,
Graß von Gestalt, an den Ohren vom Kampf der Fäuste zerschmettert.
Hoch die gewaltige Brust und des Rückens Breite gewölbet
Trug er, mit eisernem Fleisch, dem gehämmerten Götterkoloß gleich.
Um die gediegenen Arm' auch starreten unter den Schultern
Straf die Muskeln hervor, wie gerundete Blöcke des Felsens,
Die der Gebirgstrom wälzend in mächtigem Sturze geglättet.
Ganz dann über den Rücken und Nacken ihm hing ein grosses
Zottiges Löwenfell, mit den äussersten Klauen geknotet.
Ihn anredend begann der siegende Held Polydeukes:

Polydeukes.

Freude dir, Gast, wer auch immer! O neune sie, deren das Land ist!

Amykos.

Freude mir, wie? Da Männer mir nahn, die ich nimmer geschauet?

Polydeukes.

Mut gefaßt! Nicht Frevler, noch Frevlersöhne bemerkst du.

Amykos.

Hab' ich doch Mut! Nicht deiner bedurft' ich, solches zu lernen.

Polydeukes.

Traun sehr wild, auf alles ein Eiferer, und ein Verhöhner.

Amykos.

Ganz so, wie du mich schaust! Doch nicht das Deine betret' ich.

Polydeukes.

Komm, und mit gastlicher Gabe beschenkt, entwandere heimwärts.

Amykos.

Spare die gastliche Gabe; von mir ist keine bereit dir.

Polydeukes.

Guter, doch wohl zu trinken von diesem Wasser vergönnst du?

Amykos.

Lerne das, wenn dir der Durst die welkenden Lippen gedörret.

Polydeukes.

Sag', ob Silber vielleicht, ob ein anderer Lohn dich gewinne.

Amykos.

Stehend dem einzelnen Mann als einzelner, hebe die Arme!

Polydeukes.

Gilt es den Faustkampf? gilts, Bein schlagen mit Bein, im Gesicht Troz?

Amykos.

Rasch mit der Faust dich gestrengt, und euerer Kunst nicht geschonet!

Polydeukes.

Wer denn, mit wem ich die Arme zugleich anschlag' und die Riemen?

Amykos.

Nahe dir! Schaust du mich nicht? und Amykos heisset der Kämpfer.

Polydeukes.

Ist auch geordnet ein Preis, um den wir streben im Wettkampf?

Amykos.

Dein sei ich, du aber der meinige, werd' ich der Obmann.

Polydeukes.

Purpurkämmiger Hähne ja nur sind solcherlei Streite.

Amykos.

Mögen wir nun Streithähnen vergleichbar, oder auch Löwen
Sein; doch treten wir nicht um anderen Preis in den Zweikampf.

Amykos sprachs, und blies in die tönende Windung der Muschel.
Schnell nun kamen daher in den schattigen Hain der Platanen,
Unter dem Hall der Muschel, die Bebryker, wallendes Haupthaars.
Eben so rief die Heroen, dem Strand zueilend, gesamt her
Vom magnesischen Schiffe der kampfausharrende Kastor.

Jene, nachdem sie die Händ' in stärkende Binden der Stierhaut
Eingehüllt, die Gelenke mit langen Riemen umwickelnd,
Traten hervor in die Mitt', und athmeten Mord und Vertilgung.
Viel ward jezt von beiden mit heftiger Mühe geeifert,
Wer im Rücken gewänne das Licht der strahlenden Sonne.

Doch du besiegtest an Kunst den Gewaltigen, o Polydeukes;

Und ganz wurde von Stralen des Amykos Antliz erleuchtet.
Jener ergrimmt' im Geist, und zorniger wandelt' er vorwärts,
Zielend mit jeglicher Hand; doch es schlug das äusserste Kinn ihm
Tyndaros Sohn, wie er nahte. Da wütet' er mehr denn zuvor noch.
Wild nun erregt' er den Streit, mit Gewalt auffallend, und bog sich
Erdwärts vor. Laut schrieen die Bebryker: aber von dorther
Kräftigten auch die Heroen den tapferen Held Polydeukes,
Alle besorgt, ob etwa mit Ueberlast ihn bezwänge
In einpressender Klemme der Mann von Tityos Ansehn.
Aber der Sprößling des Zeus rechtsher sich wendend und linksher,
Schlug mit zerfleischender Händ' Abwechselung; und in dem Anfall
Hemmt' er das Ungeheuer; den Riesensohn des Poseidon.
Jener stand von Schlägen betäubt, und räusperte Blut aus,
Purpurnes; alle zugleich nun jauchzten empor die Heroen,
Rings die gräßlichen Beulen um Mund und Wangen erblickend;
Und ihm engte die Augen das aufgeschwollene Antliz.
Jezo verwirrt' ihn der Herscher, mit nichtigen Streichen ihm drohend,
Ringsher; aber sobald er, wie ganz rathlos, ihn geschauet,

Schmettert' er über der Nase die ballende Faust in die Brauen,
Daß bis zum Schädel die Stirn ihm entblößt ward, und der geschlagne
Rücklings hinab langhin durch grünende Kräuter sich streckte.
Wieder begann der erbitterte Kampf, als jener sich aufhub;
Und sie zerbläuten einander mit derb' einhauenden Riemen.
Aber nur gegen die Brust, und abwärts, schwang er die Hände,
Nur an den Hals, der Bebrykerfürst; doch mit schändenden Streichen
Quetscht' ihm das ganze Gesicht der unhemmbare Held Polydeukes.
Jenem schrumpfte das Fleisch vom strömenden Schweiß; und vermindert
Wurde das grosse Gewächs: allein stets vollere Glieder
Trug in dem Streit arbeitend der Held, und an Farbe verschönt noch.
Wie hat Kronions Sohn den verschlingenden Mann doch bezwungen?
Sag', o Göttin; du weißt es: doch ich, ein Enträtzeler andern,
Rede, wie du es begehrst, und deinem Sinn es genehm ist.
Jener, entbrannt von Eifer, ein grosses Werk zu vollenden,
Faßte nun auf mit der Linken die linke Hand Polydeukes,
Schräg' hinweg aus der Stellung gebeugt; und in anderem Ansaz
Schwang er rechts von den Weichen daher den gewaltigen Faustschlag.

Und fast traf er verlezend den amyklaischen König:
Doch der taucht' in der Eile das Haupt; und die nervige Hand nun
Schmettert' er links ihm unter den Schlaf, daß zur Schulter sie absank;
Aber sogleich schoß dunkeles Blut aus der gähnenden Schläfe.
Wieder zerschlug er den Mund, daß die häufigen Zähn' ihm erklirrten;
Und stets hiziger dröschend verwüstet' er jenem das Antliz,
Bis er umher ihm die Wangen zermalmete. Ganz nun zur Erde.
Lag er mit irrendem Geist, und erhob, entsagend dem Kampfe,
Beide die Hände zugleich, nachdem er dem Tode genaht war.
Nicht mishandeltest du, obsiegender, jezt den besiegten,
Kämpfer der Faust Polydeukes; doch schwur er den heiligen Eid dir,
Selbst aus dem Meer anrufend den mächtigen Vater Poseidon,
Nimmer hinfort vorsäzlich den Fremdlingen Böses zu schaffen.
Du bist jezt mir, o Herscher, gefeirt: dich, Kastor, besing' ich,
Tyndaros Sohn, Gaultummler, mit Speer und ehernem Harnisch!

Beide sie führten hinweg, die Zwillingssöhne Kronions,
Zwo, des Leukippos Töchter, als Raub. Zween aber von dorther

Folgeten, stürmendes Laufs, auch Brüder sie, Afareus Söhne,
Beide den Bräuten verlobt, der tapfere Idas und Lynkeus.
Aber nachdem sie erreicht des entschwundenen Afareus Grabmal;
Alle nunmehr von den Wagen entsprangen sie wider einander,
Schwer mit Lanzen gerüstet und hochgewölbeten Schilden.
Lynkeus redete jezt, laut unter dem Helm aufrufend:
Was doch begehrt ihr des Kampfs, Unselige? was an den Bräuten
Anderer übt ihr Gewalt, und entblößt in den Händen die Schwerter?
Hat denn euch Leukippos die blühenden Töchter verlobet?
Uns hier lange zuvor, uns ward die Vermählung mit Eidschwur!
Ihr dort, wider die Ordnung, in anderer Betten euch drängend,
Und in anderer Hab', Hornvieh und mutige Mäuler,
Machtet den Mann abwendig, und stahlt mit Geschenken die Heirath.
Oftmals hab' ich fürwahr vor das Antliz tretend euch beiden
Selber es angesagt, obgleich kein Redeverschwender:
Nicht also, ihr Theuren, geziemet es edleren Männern,
Gattinnen sich zu ersehn, die schon den Bräutigam fanden.
Groß ist Sparta jedoch, und groß die durchtrabete Elis,

Groß der Achaier Bezirk', und Arkadia, wimmelnd von Heerden,
Argos auch und Meſſene, ja rings des Siſyfos Meerland:
Wo Jungfrauen erblühn in der Obhut liebender Eltern,
Tauſende, weder des Wuchſes ermangelnde, noch des Verſtandes.
Leicht ja könntet ihr dort euch Gattinnen wählen nach Willkühr.
Jünglingen biederer Art wird jeglicher willig ein Schwäher;
Und ihr raget hervor aus allen heroiſchen Männern,
Ihr und die Väter geſamt, und das Muttergeſchlecht bis zum Urſtamm.
Auf denn, gewährt, o Freunde, daß wohl uns dieſe Vermählung
Endige; euch was andres erleſen wir alle vereinigt. —
Alſo redet' ich oft; doch hinweg in die Wogen des Meeres
Trug es der wehende Hauch; nicht Freundlichkeit folgte den Worten.
Unſanft ſeid ihr geſinnt, Hartherzige! Aber auch jezt noch
Willfahrt uns; ihr ſeid ja verwandt uns beide vom Vater.
Doch verlangt euch die Seele nach Krieg, und ſollen mit Blut wir,
Unſre gemeinſame Fehde zu endigen, färben die Lanzen;
Dann mag Idas, und dort mein tapferer Sipp Polydeukes,
Jezo die Händ' abziehen vom traurigen Kampf der Entſcheidung.

Wir nur, ich selbst und Kastor, wir nahn einander mit Kriegswut,
Jüngere beid' an Geburt. Nicht lassen wir unseren Eltern
Allzu traurigen Gram; Ein Todter aus jeglichem Hause
Sei genug! Doch ihr andern erfreut dann alle Genossen,
Bräutigamme für Todte, und feirt mit den Mädchen die Hochzeit.
So dient kleineres Uebel dem grossen Zwiste zur Heilung.
Lynkeus sprachs; nicht aber vereitelte solches ein Dämon.
Beide nun legten zur Erde das Kriegsgeräth von den Schultern,
Die an Geburt vorragten. Hervor dann wandelte Lynkeus,
Schwingend den mächtigen Speer am äussersten Rande des Schildes.
Also regt' auch Kastor des Schafts hellzitternde Spize
Ungestüm; und beiden entwallt' ein mähniger Helmbusch.
Siehe zuerst mit den Lanzen beschäftiget zielten sie beide
Mann auf Mann, ob etwa entblößt den Leib sie erblickten.
Aber vorn an den Spizen, bevor sie einen beschädigt,
Brachen die Speer', in die Schilde, die ungeheuren, geheftet.
Jezo die Schwerter zugleich aus den Scheiden gezuckt auf einander,
Drohten sie wieder den Tod; und rastlos tobte der Zweikampf.

Häufig des Schilds Umfang und die buschige Kuppel des Helms traf
Kastor, häufig auch traf der scharf anschauende Lynkeus
Jenem den Schild, und erreichte den purpurnen Busch mit der Spize.
Ihm nun stümmelte vorn an dem linken Kniee die Hand ab,
Welche die Kling' aufschwang, mit dem linken Fuß sich entziehend,
Kastor; da stürzte das Schwert dem Verwundeten; schnell dann enteilt' er
Fliehend zum Mal des Vaters, alwo der tapfere Idas
Hingelehnt anstaunte den Kampf der befreundeten Männer.
Aber es flog nachrennend mit breitem Schwert, und durchstieß ganz
Tyndaros Sohn durch Weichen und Nabel ihn: drinnen zerwühlte
Alles Geweide das Erz; und es sank vornickend zur Erde,
Lynkeus; plözlich umzog schwerlastender Schlaf ihm die Wimpern.
Nicht auch den anderen Sohn, nicht ihn an dem Heerde des Vaters
Schauete Laokoossa, der Hochzeit frohen Vollender.
Siehe die ragende Seule des afareischen Grabes
Faßt' und zerrüttete schnell mit der Hand der Messenier Idas,
Drohete dann auf den Mörder des leiblichen Bruders zu werfen.
Doch dem wehrete Zeus: aus den Händen ihm schlug er des Marmors

Kunſtgebild', und ihn ſelbſt in der Donnerflamme verbrannt' er.
So ſind nicht die Söhne des Tyndaros leicht zu bekämpfen.
Selbſt vermögen ſie viel, und ſie ſchuf ein vermögender Vater!
Heil euch, die Leda gebahr! o ſegnet doch unſere Lieder
Stets mit edelem Ruhm! Hold waren ja immer den Sängern
Tyndaros Söhn', auch Helene hold, und die anderen Helden,
Die einſt Troja verödet, zu ahnden die Schmach Menelaos.
Preis euch, Walter, und Herlichkeit gab der Sänger von Chios,
Feirend des Priamos Stadt im Geſang', und die Schiffe Achaias,
Auch die iliſchen Kämpf', und der Feldſchlacht Thurm, den Achilleus.
Euch nun bring' auch ich Liebkoſungen tönender Muſen;
Wie mir jene verleihn, und wie mein Haus ſie gewähret,
Bring' ich ſie dar: die gefälligſte Gab' iſt Göttern Geſang doch.

Die Horen

Jahrgang 1796

Zehntes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1796.

Innhalt des zehnten Stücks.

I. Theon an Theano. Seite 1

II. Agnes von Lilien. — 6

III. Benvenuto Cellini. Fortsetzung. — 70

Die Horen.

Zweyter Jahrgang. Zehntes Stück.

I.

Theon und Theano.

Theano.

O Theon, seit ein Gott mir dich gegeben,
Verwallt mir zephyrleicht das süsse Leben.
Es blüht um mich ein Unschuldparadies.
Sanft ist mein Schlaf, und mein Erwachen süß.

Theon.

Geliebte, seit sich unsre Seelen fanden,
Und schnell und tief und innig sich verstanden;
Seit dem, du Treffliche, gemahnt es mich,
Als wohnt' in mir ein andres bessres Ich.

Es funkelt mir in unbewölkter Klarheit
Des Geistes Angelstern, der Stern der Wahrheit.
Es lächelt mir der Seele holde Braut,
Die wesentliche Schönheit, lieb und traut.

Des Kampfes satt, des langen Haders müde,
Schließt mit dem Triebe der Gedanke Friede;
Die Pflicht umarmt die Neigung. Schwesterlich
Schlingt um die Tugend' die Entzückung sich.

Als trotzt' in mir der Götter ewge Jugend,
Fühl' ich mir Kraft zu jeder That und Tugend.
Als schwellte mein Gebein Heroenmark,
Frohlock' ich, löwenkühn und riesenstark.

Hinweggeschwemmt sind aus dem selgen Herzen
Des Grolles und des Unmuths dumpfe Schmerzen.
Was sonst den Geist zu bitterm Haß empört,
Dünkt mich des Mitleids, nicht des Hasses werth.

Elysium dünkt mich die Welt voll Mängel;
Des Staubes Sohn ein eingeleibter Engel;
Mein Wirkungskrays ein Freudenparadies,
Mein Schlaf ambrosisch, mein Erwachen süß.

Theano.

Ja, bester Theon, seit ich dich gefunden,
Hat sich in mir dem gröbern Stoff entwunden
Das bessre Selbst, das mir im Busen lebt,
Und himmelan in deinen Armen strebt.

Wie Nebel seh' ichs meinem Blick' entwallen;
Wie Schuppen fühl' ich mirs vom Auge fallen;
Ein neuer Sinn ist in mir aufgethan,
Ein Sinn, wie nur Geweihte ihn empfahn.

Ich hör' entzückt das Wahre mit dem Schönen
In süsser Symphonie zusammen tönen;
Der Töne Wirbel trägt den Geist empor;
Der Sphären Liede lauscht das trunkne Ohr.

Und schweb' ich wieder aus der hohen Ferne
Zurück zum lieben mütterlichen Sterne —
O wie verklärt erscheint mir die Natur!
Arkadisch funkelt die smaragdne Flur.

Ein magisch Licht versilbert Berg und Fläche.
Verständlich, dünkt mich, flüstern Büsch' und Bäche.
Die Lerche wirbelt sphärischen Gesang.
Im Wonnerausch schweb' ich die Flur entlang.

Und selig, wer der Seligen begegnet!
Ich geb' und nehm'. Ich segn' und bin gesegnet.
Ich gebe doppelt wieder dem, der gibt,
Und liebe dreyfach wieder, was mich liebt.

Theon.

O du, mein Stolz, mein Ruhm, und meine Haabe,
O du des Himmels lezte beſte Gabe,
Du gabſt mir alles, Beſte, was mir fehlt,
Du nahmſt mir alles, Engel, was mich quält.

Wie volle Gnüge ward dem Nimmerſatten
Durch dich gewährt! Wie ward dem Sehnſuchtmatten
Der Labekelch durch dich ſo voll geſchenkt,
Der mit Ambroſia und Nektar tränkt!

Mich täuſcht nicht mehr des Ruhmes Irrlichtſchimmer;
Der Hochgelahrtheit Dunſt berauſcht mich nimmer;
Dein Blik, dein Nik, dein Handdruk und dein Kuß
Sind Sporns und Danks genug dem Genius.

Um feuriger zu dir zurükzuflüchten,
Verlaß' ich dich, zu üben ſchöne Pflichten.
Um ſie zu üben mit verjüngter Luſt
Flieg' ich aus ihrem Arm an deine Bruſt.

So ſanft verwallt, ſo ſpiegelklar und eben
An deinem Buſen mir das ſüſſe Leben.
Die Hore ſchlüpft dahin im leichten Tanz,
Und reicht uns fliehend ihren Blumenkranz.

Theano.

O Theon, du, mein Glück und meine Habe,
O du des Himmels lezte beste Gabe,
O du, mein zweytes und mein bessres Ich,
Was hätt' ich, und was wär' ich ohne Dich.

O Theon, Theon! wenn ich dich verlöhre!
Vergib, Geliebter, der besorgten Zähre!
Zu selig bin ich, um mich recht zu freun!
Ach dürfen Staubgebohrne selig seyn?

Theon.

Umarme mich, Geliebte! Liebe, Liebe
Regiert des grossen Alles Kunstgetriebe;
Und jenseit jener Wolken wohnt ein Geist,
Den unsre Lieb' und unsre Wonne preißt.

Umarme mich, Theano! Gott der Liebe
Genehmiget die tugendhaften Triebe,
Sey ruhig, Beste! Unsre Wonne preißt,
Und unsre Liebe freut den guten Geist.

II.

Agnes von Lilien.

Ich wurde in dem Hause des Pfarrers von Hohenfels, als seines Bruders Tochter erzogen. Sobald ich es verstehen konnte, sagte mir der Pfarrer, meine Eltern wären während meiner ersten Kindheit gestorben, aber ich sollte ihn als meinen Vater ansehen. Ich erfüllte dieses Verlangen in seinem vollen Sinn, denn ich fühlte nie, daß meine Eltern mir fehlten. Er war ein seltener Mann, und ich werde in der Geschichte meiner Erziehung ausführlicher seyn, als ich vielleicht sollte, weil sich sein Character in derselben am besten darstellt. Sein Gemüth war eine reine Harmonie, der sich jeder mit Vergnügen näherte, und ohne es zu suchen, wirkte er auf einen grosen Cirkel. Er ließ sich gern und leicht in ein Gespräch ein, und wußte das gemeinste an die wichtigsten Gegenstände so natürlich und leicht anzuknüpfen, daß er das innere Wesen der Menschen aufschloß.

Als mein Verstand reif genug war, um die Menschen gegen einander zu vergleichen, sagte ich oft meinem Vater, wie hoch über alle andere erhaben er mir erschiene. Mit einem milden Ernst in seinem Blick erwiederte er dann: Wenige zwang das Schicksal mit so freundlicher Gewalt auf der Bahn des Rechten zu bleiben, als mich. Manche Kraft wird zerstöhrt, ehe sie ihre wahre Richtung empfängt. Ich hatte hohen Genuß und tiefes Leiden, aber die Flamme der reinen Liebe erhielt mein besseres Leben. Eine Welt von Erinnerungen schien sich bey solchen Aeusserungen in seinem Innern zu entwickeln; sein Auge war gesenkt, er war in sich selbst versunken, aber schnell als von einem neuen Feuer belebt, kehrten sich dann seine Blicke nach mir, er sagte mir ein freundliches Wort, gab mir einen kleinen Auftrag, welchen ich vorzüglich gern befolgte, ich fühlte, daß irgend ein Gefühl seinen Busen drängte, welchem er Gewalt anthat, und es war mir als schwebte auf seinen Lippen: „Du bist doch mein Liebstes in der Welt!" Ueber meine Erziehung wachte er mit der Sorgfalt, mit der er jede einmal übernommene Pflicht beobachtete. Er beschäftigte sich mit mir in seinen ernsten Stunden, aber ich war auch sein liebstes Spiel in den wenig geschäftlosen Augenblicken, die er sich vergönnte. Ich entsinne mich, daß er mich früh gewöhnte, die Begriffe der Arbeit und Ordnung mit meinen Spielen zu verbinden, das geringste einmal angefangene Geschäft mußte ich vollenden. Ich war weich und liebend gebildet und konnte auch keine leise Aeusserung der Unzufriedenheit

von meinem Vater ertragen. Am tiefsten schmerzte mich, wenn er nach einer begangenen Unart mich wenige Stunden von sich entfernte. Das Einkommen, von welchem das Hauswesen bestritten wurde, war sehr mäßig, aber eine weise Einrichtung verbannte mit aller unnützen Verschwendung auf der einen Seite, auch allen Geitz auf der andern. Nichts gieng verlohren, also war genug da, um ein reines ordentliches Leben zu führen, und meine Jugend war reich an allen kleinen Freuden, die der Wohlstand erzeugt.

Diese einfachen Verhältnisse, durch die Kunst meines Vaters geleitet, dienten mir zur Schule des Betragens für das künftige Leben. „Du sollst herrschen und dienen lernen, mein liebes Kind, sagte er mir zuweilen: Wenn man beides mit Einsicht und mit Achtung für sich selbst zu thun versteht, so ist eins so leicht als das andere, aber sicher ist es Quelle mannichfaltiger Schiefheit und Verworrenheit in vielen Verhältnissen, wenn unsere Fähigkeit ausschliessend für das eine, oder für das andere entwickelt wurde. Die Ungeschicklichkeit, sich in irgend einer Lage zu betragen, zieht ein Heer kleiner Uebel um uns her, die endlich den Blick in die äussere Welt und in unser Inneres umdämmern. Darum übe dich in allen Formen des Umgangs, und lerne jeden Menschen nach seinem individuellsten Daseyn behandeln, und dich selbst in jedem Verhältniß auf die freieste und für andere am wenigsten drückende Art stellen." Sein Beispiel, sein stillwirkendes Leben erklärte mir den tiefen Sinn dieser Rede. Wenn mich

nicht häusliche Geschäfte abriefen, war ich größtentheils in einem Cabinet, welches an meines Vaters Zimmer stieß. Ich fühlte mich in voller Freiheit, und war doch in immerwährender Aufsicht. Da mein Vater selbst nie in eine gewisse Leere und Unbedeutenheit des Daseyns versank, so lernte ich sie auch nicht kennen; ich lebte in einem Cirkel stiller Geschäftigkeit, und mein jugendlicher Frohsinn entwickelte sich mit einigen Gespielen meines Alters. Die Kinder unserer Guthsherrschaft und ein paar Bauerkinder aus der Nachbarschaft lockten mich zu allen kindischen Spielen, und mein Vater sah es gern, wenn ich in körperlicher Behendigkeit die andern übertraf, selbst Rosine durfte kein schiefes Gesicht machen, wenn ich mit zerrissener Schürze und Halstuch zurückkam, aber ich selbst mußte auch alles wieder in guten Stand bringen, und wenn sie dazu helfen wollte, so war es nur Gefälligkeit. Ich hatte einige Lehrstunden, um mich an regelmäßige Arbeit zu gewöhnen, aber mir damals unbemerkbar war mein Vater, während dem ganzen Lauf des Tages, mit meiner Bildung beschäftigt.

Wir lebten in einer lieblichen Gegend, und die mannigfaltigen und grossen Naturgestalten um mich her nährten meinen Schönheitssinn. Das geheimnißvolle Leben der Natur ergriff mich früh, und die sanften Schauer der Bewunderung dehnten meinen Busen in erhabenen Gefühlen aus. Freundlich gesinnte Geister, schien mirs, wandelten im wechselnden Spiel des Lichtes um die Häupter der Berge, und in den buschigten Ufern des Flusses; ich

empfand jenen namenlosen Zauber, in den der Genuß der Schönheit uns wiegt, in vollem Maaße. Mein Vater ergriff diese reinsten aller Lebensmomente, um mein tiefstes Daseyn mit dem Gefühl Gottes und der Unsterblichkeit zu beleben, das gleich einem himmlischen Hauch in unserm Innern wohnet, und das ganze Leben gleich einem reinern Element durchdringt. Die christliche Religion lehrte mich mein Vater in ihrem wahren Sinn, kindlich und einfach, als das Resultat der reinsten menschlichen Natur, der wir streben müssen, uns zu nähern, und sie in unserm innern und äussern Leben herzustellen. Mein glückliches Gedächtniß und mein leiser Sinn für die Schönheit brachte meinen Vater auf den Gedanken, mich die alten Sprachen zu lehren, die er enthusiastisch liebte. Die langen Winter-Abende hinter den Spinnroken oder am Strikzeug vergiengen uns so, daß er mir Stellen aus den Alten vorsagte, die ich auswendig lernen und übersetzen muste. Die Kunstgestalten der alten Welt sollten meine Einbildungskraft zum Gesetz der Schönheit stimmen, und mich lehren meine Sinne für den Eindruck des Gemeinen und Unwürdigen zu verwahren. Durch den Reitz der Neuheit dringt oft ein gemeiner Gegenstand an unser Gemüth, und aus Mangel an schönern Bildern, die ihn verdrängen könnten, umfangen wir ihn mit leidenschaftlichem Begehren. Ich war immer beschäftigt, und durch einen wichtigen Gegenstand interessirt. Dieses erhielt meinem Vater die Zügel meiner Einbildungskraft in Händen. Freie Luft und Bewegung stärkten meinen Körper.

Ich lernte den Feldbau in allen Details kennen, legte im Obst- und Küchengarten wohl selbst Hand an. Mein Sprach-Studium, Uebungen des Stils im Deutschen und Französischen, Geographie, Naturlehre füllten die Morgenstunden, die von häuslichen Geschäften übrig blieben. Des Nachmittags lehrte er mich Clavierspielen, und ließ mich nach einer Sammlung guter Kupferstiche und Gypsabgüsse, die er besaß, zeichnen, um meiner Hand einige Fertigkeit zu geben, und mein Auge über die Richtigkeit der Verhältnisse zu üben. Sorglos und unbefangen flossen meine Tage dahin, die Liebe meines Vaters erfüllte sie mit fröhlichem Wechsel. Jede ländliche Beschäftigung war uns ein kleines Fest, welches die gewohnte Lebensweise unterbrach, und der Fleiß wurde mir wieder zum Genuß, wenn ich meines Vaters Freude an meinen Fortschritten wahrnahm. Die Gesellschaft der Salmschen Familie, unserer Guthsherrschaft, wurde mir uninteressanter, jemehr sich mein Geschmack bildete. Aber mein Vater hieß mich oft sie besuchen, um daß ich meine Eigenheiten der Gesellschaft sollte anschmiegen lernen, und um von der Aeusserung einer gewissen Sonderbarkeit befreyt zu bleiben, die man leicht in der Einsamkeit gewinnt. Durch natürliche Gutmüthigkeit, die gern jeden glücklich und frei in seiner eigenen Sphäre sich bewegen sieht, lernte ich leicht den Ton der Unterhaltung treffen, der für die Familie passend war, und die Seiten meines Wesens verbergen, die sie nicht fassen mochte. Die Fräuleins liebten meinen Umgang, weil ich weder in Kleider-

pracht noch in sogenannten feinen Manieren mit ihnen rivalisierte, und wenn mein natürlicher Anstand, und mein reinliches einfaches Hauskleid, ein Lob von ihren Eltern, oder einem Fremden, welcher zum Besuch bey ihnen war, erhielt, so waren die Eigenschaften einer Pfarrers Tochter doch so ganz unter der Sphäre ihrer Prätensionen, daß keine Aufwallung des Neides ihr Wohlwollen gegen mich unterbrach. Ich fühlte mich, ohnerachtet ihres guten Betragens gegen mich, dennoch fremd in ihrem Hause, und wenn ich dann mit dem Ausdruck herzlicher Sehnsucht wieder zu meinem Vater kam, sagte er mir mit einem tiefsinnigen Blicke: Mädchen, Mädchen! Du gewöhnst dich so ganz nur im Odem der Liebe zu leben, ich fürchte, du wirst sonst nirgends zu Hause seyn. So erreichte ich mein achtzehntes Jahr.

Es war einer der ersten schaurigten Herbstabende. Ein dichter Nebel lag in den Thälern, der Wind trieb stürmisch graue Wolken über den östlichen Himmel, und der West flammte in tiefem Purpurroth. Gelbe Blätter flogen aus den schon halbnakten Wipfeln der Bäume und flatterten an den Fenstern vorbei. Das Knistern des Feuers im Kamin versammlete den ganzen kleinen Haushalt. Alle Bilder des herannahenden Winters spielten in der ersten erwärmenden Flamme empor, und jedes Mitglied der Familie durchflog in Gedanken den Kreis seiner Geschäfte, die Freuden und Leiden, denen es in diesem Zeitraum entgegen sah.

Mein Vater saß mit jener weisen Ruhe, die des Wech-

sels gewohnt ist, und Jahre wie Tage gleichmüthig vor sich hinziehen sieht, in seinem Lehensessel. Er legte den Plutarch aufgeschlagen aus der Hand, weil es finster wurde, und nahm die großgedruckte Bibel vor sich, um einen Text für die nächste Sonntags-Predigt zu wählen. Rosine gieng im Zimmer auf und ab, das blank gescheuerte Geräthe aus der Küche herbeizuholen, welches ich mit zierlicher Ordnung in den Wandschrank im Hintergrunde des Zimmers aufstellte. Man zog die Thürschelle, und mein Vater rief: Agnes, mein Kind! schon war ich an der Hausthüre. Es war halb finster, doch konnt ich noch bemerken, daß eine fremde Gestalt hereintrat. Was wünschen Sie, mein Herr? fragte ich, und er erwiederte: „ich bin ein Reisender und sehr ermüdet, man kann mich im Gasthof nicht aufnehmen, darf ich hoffen, daß der Herr Pfarrer es verzeihen wird, wenn ich ihn um ein Nachtlager bitte?"

Die Stimme war einnehmend, und erregte einen sonderbaren Antheil in meinem Herzen, so daß ich die gewohnte Gastfreiheit meines Vaters, mit lebhafterm Ausdruck als gewöhnlich, verkündigte. Das wird Ihnen mein Vater mit Vergnügen geben, sagte ich, treten Sie herein. Er trug seine Bitte meinem Vater nochmals vor, dieser hieß ihn freundlich willkommen, und setzte sich wieder an seinen Tisch bei dem Fenster, um einige Gedanken aufzuzeichnen, die ihm für seine Predigt eingefallen waren. Der Fremde war ein grosser schöner Mann, seine Kleidung war sehr einfach, und deutete weder Armuth

noch Reichthum an. Ich trug ihm einen Stuhl zum Kamin, und ſetzte mich mit meinem Strickzeug ihm gegen über. Die Flamme im Kamin warf einen hellen Schimmer auf ſein Geſicht, und ich nahm feſte und anmuthige Züge wahr, aus denen nicht mehr die erſte Fülle der Jugend leuchtete. Roſine hatte unterdeſſen Licht herbeigeholt, mein Vater ſchrieb fort und alles war ſtill. Ich ſuchte vergebens nach ein paar Worten, um eine Unterhaltung anzuknüpfen, aber nichts war mir gut genug von allem, was mir einfiel, und nie ſcheuete ich mich mehr, etwas unbedeutendes zu ſagen, als in dieſem Augenblick. Die Furcht, er möchte mein Schweigen für Unaufmerkſamkeit oder für Mangel an feiner Sitte halten, machte mir es gleichwohl peinlich. Er ſchien keinen Anſpruch auf Unterhaltung zu machen, und ſah ſtill nach dem Feuer. Zuweilen ſtreifte ſein Blick im Zimmer umher, und nur einmal ruhte er auf mir. Es war etwas unausſprechlich anziehendes in ſeinem dunkelbraunen Auge, mild und ſtill faßte es die Gegenſtände, aber zugleich ſo tiefeindringend, als möchte es das verborgenſte im Herzen erſpähen. Mein Strickgarn fiel zu Boden, er hob es auf und gab es mir mit gerader gutmüthiger Höflichkeit. Der Faden hatte ſich um ſeine Hand geſchlungen, ſie ruhete einige Sekunden in der meinen, und ein Ring fiel von ſeinem Finger. Während ich den Ring aus dem Faden loswickelte, hatte ich Zeit, auf dem blauen Emaille den Nahmen Amalie zu leſen.

Der Fremde nahm ihn mit einem flüchtigen Erröthen

zurück. Ob seine gebückte Stellung oder die Nähe des Feuers es verursacht hatten? oder ob der Ring lebhaftere Gefühle in ihm erregte? oder ob er den Nahmen seiner Schwester, seiner Freundin, oder seiner Frau am Finger trug? diese Fragen kreuzten sich in meinem Kopf, und neben dem bemerkte ich die feingeformte Hand, die so eben in der meinen gelegen hatte. Nun legte mein Vater ein Zeichen in seine Bibel, und nahte sich dem Kamin. Freundlich zog er mit der linken Hand sein ledernes Käpp'=chen vom Haupt, reichte die Rechte dem Fremden, und hieß ihn nochmals willkommen. Sie rauchen vielleicht eine Pfeife Taback in der kalten Herbstluft? fragte mein Vater. Der Fremde winkte Beifall. Ich trug nun auch den Theetisch zum Feuer, so kam alles in Ordnung, und der kleine Zirkel näherte sich einander vertraulicher, als der blaue Dampf in leichten Gewölken umherzog, und der gute Thee balsamisch duftete. Nach ächt griechischer Sitte schritt man erst zum Gespräch, nachdem der Gast gespeist worden war.

Wahrscheinlich kommen Sie heute von A.? sagte mein Vater; Sie hatten dann eine schlimme Tagreise, es ist eine von unsern schlechtesten Strassen im Lande — „So unwegsam und holpericht die Strasse ist, erwiederte der Fremde, so mild und freundlich scheinen mir die Men=schen, die daran wohnen, und mit dem Tausche wäre man wohl gern zufrieden, wenn man es überall so haben könnte."

Mein Vater. Ja brave gute Leute giebt es hier,

und gibts überall, hoffe ich. Seit fünf und zwanzig Jahren liegt meine Welt in dem engen Zirkel von wenigen Stunden beschränkt, und wenn es mir in diesen dunkel und verwirrt scheint, so habe ich doch immer ein sicheres Mittel, wieder ins Klare zu kommen.

Der Fremde. Und welches?

Mein Vater. Ich suche mir die individuellsten Verhältnisse des Menschen, der mir grundschief und verdorben scheint, ganz bekannt zu machen. Sein Alter, Stand, Erziehung, Temperament, Vermögen, Freundschaften u. s. w. dann greife ich in meinen eigenen Busen und fürwahr vieles, vieles in seiner Handlungsweise wird mir da leichter erklärlich, was mir ausser jenen Beziehungen ungeheuer dünkte.

Der Fremde. Glauben Sie an den Saamen des Bösen in der Menschennatur?

Mein Vater. (Lächlend.) Nicht in dem Sinn, wie Sie vielleicht meynen, mein Herr; aber ich glaube, und fühle den Saamen der Schwachheit in jeder menschlichen Brust — glaube, daß nicht jeder sich halten kann, in der schönen Freiheit der Liebe, daß er oft das begehrt, was er nicht sollte, und dadurch zum Sclaven wird, weil er aus dem Gleichgewicht seines innren Wesens heraustritt, wo er König und Herr seyn könnte.

Der Fremde. So sind wir eins! O wie freut es mich, wenn ich ein Gemüth finde, das seine Einheit bewahrte, das seine Wahrheit und Liebe lebendig erhielt! Wer in diesem schönen Kreise der Menschheit zu bleiben

ſtrebt, kann nicht irren, denn Wahrheit und Liebe ſind das Weſen der Religion und Philoſophie, und erhalten das Leben der geſunden ſtarken Natur im regen Gefühl der Schönheit. Ihr ſeyd nun einmal die privilegirten Seelenärzte — fuhr er freundlich lächlend fort — und mich dünkt, ich ſey bey einem der beſcheidenſten, mithin der erfahrenſten. Wie bewahrt ſich die Seele am freieſten im Kampf mit dem heterogenen Stoff der Sinne, und der Verdorbenheit um ſich her?

Mein Vater. Freund, vor allem möcht ich Ihnen ſagen: Alle gute Gabe kommt von oben herab, vom Vater des Lichts!

Der Fremde. Und wenn es Seelen gibt, die nur die Richtung gegen das Licht kennen? — Es windet ſich die eingeſchloſſene Blume nach der Seite, wo ihr der Lichtſtrahl entgegen dringt, aber die dunklen Schranken weichen nicht, und ihre Farben bleiben matt und bleich. Was ſollen dieſe thun?

Mein Vater. Sich des geahneten Lichtes freuen, bis das Schickſal, oder eine bis jezt ungeahnete neue Kraft in ihrem Gemüth die Schranken zerbricht. Jedes wahre innige Verlangen deutet auf die anziehende Kraft eines fernen Gegenſtandes.

Der Fremde ſtand lebhaft von ſeinem Sitze auf, ſtellte ſich dicht vor meinen Vater, ſah ihm feſt, aber mit unausſprechlicher Freundlichkeit ins Auge. Ueber meine Wangen flog eine glühende Röthe. Du wahrer Jünger deines Herrn, ſagte er mit ſanftgehobener Stimme, in-

dem er meines Vaters beide Hände faßte; Du besitzest seine Milde und seinen grossen Sinn, wie lange suchte ich vergebens eine Seele, wie die Deine? Mein Vater sah innig zufrieden aus, und es war seit diesem Augenblick ein herzlicheres Verständniß zwischen uns dreyen. Welcher fein fühlende Mensch hatte nicht solche Momente, in welchen die Seele gleichsam als in ein feineres Element versezt, zärtere, innigere Beziehungen wahrnimmt, und sich leichter und fester an eine andere anzuschliessen vermag, deren Schönheit sie im reinern, erhöhteren Licht erblickt!

Rosine hatte den Tisch gedeckt, und das Abendbrod aufgetragen, welches aus unsern gewöhnlichen zwei Schüsseln bestand, und wegen des Gastes nur durch einen kleinen Nachtisch vermehrt wurde.

Mein Vater hatte die Gewohnheit in seinem Hause, daß immer ein kleiner Vorrath vorhanden seyn mußte, um einen guten Freund bewirthen zu können. Tractirt wurde nie, und kein Fremder konnte an einem ungewöhnlichen Treiben und Lärmen in Küche und Keller wahrnehmen, daß er Ungelegenheit verursachte. Ich bat mit der geringen Bewirthung vorlieb zu nehmen, und der Fremde erwiederte freundlich, es seye nichts gering, was mit solcher Güte und Anmuth gereicht werde, er habe nie einen bessern Reisbrey gegessen, und wirklich ließ er sich ihn treflich schmecken. Das Einfache, Edle in seinem Betragen rührte mich sonderbar, und ich hatte es an keinem andern Mann meiner Bekanntschaft noch bemerkt. Sein

Schweigen gegen mich gefiel mir vorzüglich; mir schien es, als läge eine Art von Achtung darinnen, und als hielte er mich für eine gewöhnliche unbedeutende Unterhaltung zu gut. Oft fand ich seine Augen auf mich gerichtet, und der stille Antheil, den ich an seiner Unterhaltung mit meinem Vater nahm, schien ihm nicht zu entgehen. Das Gespräch begann sich wieder anzuknüpfen, als der junge Herr v. Salm, der Sohn unsers Guthsherrn, hereintrat. Er war eben von der Universität gekommen, um seine Eltern während den Ferien zu besuchen. So vorlaut der junge Herr auch sonst seyn mochte, so still war er in der Gesellschaft meines Vaters, der keine Plattheit, welche sich mit Prätension äuserte, ungerügt hingehen ließ. Er sah den Fremden aufmerksam an, der ihm ohngeachtet seines einfachen Anzugs zu imponiren schien. Lang trug er sich mit einer Frage, die er endlich bey einem Stillstand des Gespräches herauspolterte; denn wenn er nicht ungestraft vorlaut seyn durfte, so war er schüchtern. Auch wollte er nicht gern Fremden eine geringe Meinung von sich geben, und hub darum immer mit etwas Gelehrtem an. Darf ich fragen, mein Herr, ob Sie gute Lateiner in Ihrer Stadt an der Schule haben? Für diesesmal war ich mit seiner Frage sehr wohl zufrieden, denn ich hoffte etwas von unsers Gastes Wohnort durch sie zu erfahren. Die Antwort befriedigte mich nur halb. Ich war seit drey Jahren ausser Deutschland auf Reisen, Herr von Salm, und kenne also den gegenwärtigen Zustand der Schulen nicht. Er sprach nach diesem

mit meinem Vater über den Nutzen, die alten Sprachen gründlich in der Jugend erlernt zu haben, und endlich kamen sie auf ihre Lieblingsschriftsteller. Es freute mich wahrzunehmen, wie sehr mein Vater das Urtheil des Fremden ehrte, und die mannigfaltige Schönheit und Anmuth zu bemerken, die sich bey regerem Interesse des Geistes in seinen Zügen entfaltete. Herr von Salm halb verlegen, und halb unmuthig, keinen Antheil an der Unterredung zu haben, sagte mir halbleise, er gienge, um seine Schwester zu mir abzuholen. Wie gern hätte ich für diesen Abend ihre Gesellschaft entbehrt! Der Fremde wandte sich gegen mich, als uns Herr von Salm verlassen hatte, und fragte mich, ob diese Familie meine einzige Gesellschaft sey, und ob ich vergnügt in dieser Einsamkeit lebte? Ich erwiederte, daß es mir nur sehr selten einfiele, mannichfaltigern Umgang zu wünschen, und daß ich mich nie entschliessen könnte, ihn zu suchen, wenn ich die Gesellschaft meines Vaters dadurch verlieren müßte. Es kommen mir leicht Thränen ins Auge, wenn ich an die Trennung von meinem Vater dachte, weil er selbst oft mit Rührung von der unfehlbaren Trennung sprach, die uns früh oder spät, doch so sicher, drohte. Ich war diesen Abend seit der Erscheinung unsers Gastes so sonderbar gespannt, daß ich mich vergebens bemühte, meine hervordringende Thränen zurückzuhalten. Gutes Kind, sagte der Fremde lebhaft, und sah mir freundlich theilnehmend ins Auge: „halten Sie diese schönen Thränen nicht zurück — Nichts bürgt mir so sicher für die Weisheit der

Eltern, und die Güte der Kinder, als wenn dieſe das väterliche Haus lieben." Mein Herz ſchlug heftig, und ich fühlte einen noch nie empfundenen ſüſſen Schauer durch meine Nerven zittern, wir ſchwiegen alle einige Minuten, der Fremde ſah ſtarr, doch lieblich vor ſich hin, endlich wandte er ſich zu meinem Vater und ſagte mit gemilderter Stimme: Wie glücklich ſind Sie durch Ihre Tochter! „Ja ich bin es ſo ſehr durch dieſe, als wäre ſie es durch die Natur." — Der Fremde ſah den Pfarrer hier fragend an, und ich ſelbſt fühlte zum erſtenmal etwas Geheimniß-volles mit meiner Exiſtenz verbunden. Als mein Vater die Augen niederſchlug, und ſchwieg, ſchloſſen ſich die ſchon zu einer Frage geöfneten Lippen des Fremden. Erndten Sie auch ſichtbar Segen an Ihrer Gemeinde? ſagte er nach einigen Momenten des Nachdenkens — Ja, Gott ſey Dank, antwortete mein Vater, mein Bemühen bleibt nicht fruchtlos. Es war ein wildes Völkchen, als ich herkam. Eigennützig, und diebiſch aus Faulheit und Ungeſchicklichkeit, und voller Streitſucht aus Unwiſſenheit und Mistrauen. Aber jetzt fängt es an, ſich in die Ordnung zu fügen.

Der Fremde. Welcher Mittel bedienten Sie ſich?

Mein Vater. Mein Herr, ich fieng es von der umgekehrten Seite an, als man es gewöhnlich treibt. Mir ſcheint es ein Irrthum, wenn man wähnt, man müſſe mit aller Cultur ſogleich beim Geiſtigen anfangen — ich meyne, man kommt immer zu früh daran, ehe das Leibliche in Ordnung iſt, und ſogenannte aufgeklärte Ge-

ſinnungen ſeyen nur taube Blüthen, wenn ſie nicht aus dem geſunden Stamm eines ordentlichen reinlichen Lebens Nahrungsſaft einſaugen. Wenn das Volk durch Arbeitſamkeit ſichern Unterhalt findet, ſo kommt Ordnung und Sitte von ſelbſt. Wirkliche Noth hebt alle moraliſche Bande auf, der Menſch, den ſie drückt, iſt im Zuſtande des Kriegs gegen die Geſellſchaft. Wenn die phyſiſchen Bedürfniſſe mäßig befriedigt ſind, ſproßt die menſchliche Seele aus eigener Kraft in Gedanken auf, und die Gefühle des Rechten und Guten, des Glaubens und der Hofnung entkeimen ihren mütterlichen Boden, als ſtarke, geſunde Gewächſe. Die Erfahrungen, die ich in meinem kleinen Kreiſe machte, ſcheinen mir beweiſend. Ich war ſo glücklich durch die Hülfe meiner vorigen Guthsherrſchaft vieles für den Wohlſtand dieſes Dörf'chens thun zu können. Unſer voriger Herr war nicht allein ein vortrefflicher Landwirth, ſondern er kannte auch alle Producte und Bedürfniſſe der umliegenden Gegend auf das genaueſte, verſtand in hohem Grad die Kunſt, die Menſchen zu behandeln, und ſie zu ſeinen guten Zwecken zu lenken. Er richtete den Feldbau und alle Arbeiten ſeiner Unterthanen nach den Bedürfniſſen der benachbarten Orte ein, ſo ſehr es die Eigenthümlichkeiten des Bodens geſtatteten. Da er das Zutrauen Aller beſaß, ſo verband ſein Geiſt das Ganze, und jeder Einzelne fand irgend einen Vortheil in ſeiner Haushaltung dadurch. Ueberall wußte unſer Herr Zugang zur vortheilhafteſten Abſetzung der überflüſſigen Producte, und ſo entſtand nach und nach durch die Sicher-

heit des Erwerbs der Geist der Arbeitsamkeit und stillen Ordnung. Wenig Müssiggänger blieben in der Gemeinde, und die Gemüther bildeten sich gesund und sittlich. Im Anfang wurde der Geldbeutel ihres Herrn mehr in Anspruch genommen, als meine Seelenarzneien. Jetzt bey einem ruhigen und arbeitsamen Leben, und nach den Eindrücken, die die Jugend, mit welcher ich mich gleich anfänglich beschäftigte, empfieng — jetzt nahet sich mir der gröβte Theil meiner Gemeinde im ächten Gefühl edlerer Bedürfnisse. Die Jugend wünscht Aufklärung über manche Gegenstände des Denkens, und oft Regeln für das Leben von mir, und das Alter spricht gern von seinen Hofnungen nach dem Tode. O warum muβte uns unser treflicher Herr sobald entrissen werden — durch das traurigste Schicksal so schnell von der Segen-blühenden Saat seines wohlwollenden Herzens entrissen! Seit wann ist er gestorben? fragte der Fremde mit sichtbarer Bewegung. Ich habe nicht einmal den Trost, erwiederte mein Vater, zu wissen, daβ seine Seele in ein besseres Leben hinüber gegangen ist — er lebt vielleicht noch im Elend, in trauriger Gemüthsverwirrung, in Gefangenschaft; nur Gewalt kann ihn von uns trennen, wenn er noch am Leben ist, und dieses bange Schweigen des Todes gegen Herzen, die ihn so innig liebten, verursachen. Er lebte so ganz mit seinem beβten Wesen in diesem Dörfchen, dem Kreiβ seiner Wohlthätigkeit — willig hat er es nicht verlassen, es liegt eine uns undurchdringliche Nacht auf seinem Schicksal!

Die Gemüthsbewegung des Fremden stieg immer höher, und er fragte mit zitternder Stimme: Auf welche Art verschwand er? Es sind achtzehn Jahr, als unser Herr eines Morgens befahl, sein schnellstes Pferd zu sattlen, er zog seine Jagdkleidung an, ritt an meinem Hause vorbey, und rief mir zu, an die Gartenthür, die etwas entfernter von der Strasse ist, zu kommen. Er reichte mir einen Beutel, und sagte: hier haben Sie einen kleinen Fond zu unsern Einrichtungen für meine Unterthanen. Es möchten vielleicht Hindernisse für unsere Plane in den nächsten Zeiten entstehen, diese Summe denke ich, soll hinreichen, sie fürs erste sicher zu stellen. — Leben Sie wohl, mein bester Freund — Er wandte das Gesicht von mir ab, aber ich hatte eine ungewöhnliche Spannung in seinem Wesen wahrgenommen, seine Hand schien zu zittern, als er mir den Beutel reichte. Die Ahnung eines Unglücks flog durch meine Seele, und als ich meine Arme nach ihm erhob, um seine Hand zu drücken, und noch ein Wort von ihm zu vernehmen, gab er dem Pferde die Sporen, und war mir Pfeilschnell aus den Augen. Noch einmal sah er sich nach mir um, und seitdem sah ich ihn nie wieder. Es sind achtzehn Jahr verstrichen, aber noch liegt jener Augenblick als gegenwärtig in meiner Seele, und nie sehe ich den kleinen Fußsteig, der in den Wald führt, ohne daß alle Schrecken seines Abschieds mich überfallen. Dort ritt er hin, und warf den lezten, gewiß schmerzlichen Blick, auf sein Eigenthum. Alle Herzen waren sein, und er in dem blühenden Mannsalter von

dreyßig Jahren, mit einer Fülle der Thaten und der reinsten Liebe im Busen, mußte das alles verlassen! Die Unruhe jener ersten bangen Tage seines Verschwindens ist unaussprechlich. Ich fand die Summe von zweitausend Thalern in dem Beutel, und dieses vermehrte meine Besorgnisse, als seyen sie ein Vermächtniß, wenigstens deuteten sie eine lange Abwesenheit an. Ich kannte seine Vermögensumstände, seine Güter waren nicht Schuldenfrey, und nur durch eine sehr strenge Oekonomie in allen Ausgaben für seine Person gewann er den Ueberschuß, den er zum Besten seiner Unterthanen verwendete. Seit fünf Jahren, die er hier verlebte, sah ich ihn immer nach dem festen Plan handeln, seine Güter von Schulden zu befreyen, und sich durch kluge Wirthschaft eines unabhängigen Einkommens zu versichern. Die Summe von zweitausend Thalern konnte er nicht erübrigt haben, und es mußte eine fremde, gewaltsame Lage ihn nöthigen, von seinem Plan abzugehen. Oft hatte er mir gesagt, wie glücklich er durch das Gefühl sey, frey und unabhängig auf seinen Gütern zu leben, und wie kein anderes Verhältniß ihn anziehen könnte, weil ihm keines so natürlich und ehrwürdig schiene.

Die Unterthanen, welche gewohnt waren, ihren Herrn alle Sonntage bei ihren Vergnügungen zu sehen, bestürmten mich mit Fragen nach ihm, und ich mußte suchen, meine quälende Unruhe zu verbergen. Seinem Jäger und Verwalter hatte er gleichsam im Scherz, weil er eben überflüßig Geld habe, ihren Lohn auf drey Jahre voraus be-

zahlt. Ich schickte sie und einige meiner zuverläßigsten Bauern in der Gegend umher, aber keiner konnte ein Spur von dieses geliebten Herrn Aufenthalt entdecken. So vergiengen mehrere Wochen, die Bauern wurden immer unruhiger und drangen mit Fragen in mich. Als ich endlich sagen mußte, ich wisse eben so wenig als sie, und theile ihre Besorgnisse, entstand ein allgemeiner Jammer. Sie liefen stürmend im ganzen Schlosse umher, noch an selbigem Abend durchsuchten sie das ganze JagdRevier und alle Wälder der Gegend mit Fackeln, und behaupteten, man habe ihren geliebten Herrn ermordet, und sie müßten die Mörder ausfündig machen. Keiner wollte an seine Arbeit, biß sie ihn gefunden hätten; es war in der Erndtezeit, aber sie liefen lieber Gefahr ihren Unterhalt für das ganze Jahr zu verlieren, ehe sie sich vorwerfen wollten, nicht alles für ihren Herrn gethan zu haben. Nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen hörten sie endlich auf meine Ermahnungen, ihr Schmerz wurde stiller, und sie giengen wieder an ihre gewohnte Arbeit. Die Hofnung, welche ich ihnen machte, daß die Entfernung ihres Herrn von kurzer Dauer und freiwillig seye, weil er für sie bey seiner Abreise gesorgt habe, stellte am besten Ruhe und Ordnung wieder her. Ich selbst nährte diese süsse Täuschung, bis ich eine Reise nach S. unternahm, wo ein vertrauter Freund meines Herrn sich aufhielt. Dieser bat mich alle Nachforschungen einzustellen, er schien mit dem traurigen Geheimniß seiner Flucht bekannt zu seyn. „Se„hen Sie unsern Freund als einen Todten an, er kann

„uns nur durch ein Wunder wiedergegeben werden, meine „Pflicht erlaubt mir nicht, Ihnen mehr zu sagen." Diese Worte schlugen alle meine Hofnungen danieder.

Der Herr von Salm, wußte es bey der Ritterschaft durchzusetzen, daß er, als Mitbelehnter, auch die Administration des Guths erhielt; er zog nach einem Jahre ein, man fand alles im besten Stand, und keine neue Schuld im Verzeichniß angezeigt. Den Schreibtisch in unsers Herrn Kabinet fand man ganz leer, und der Jäger sagte: er habe in den lezten Tagen viele Papiere verbrannt. Nirgends konnte ich seitdem eine Spur seines Aufenthalts entdecken. Vor zwei Jahren starb sein Freund in S. und mit ihm ist meine letzte Hofnung verschwunden.

Der Fremde wurde immer bewegter, und drückte meinen Vater mit feuchten Augen die Hand, sah dann lange stumm vor sich hin, und als die Thränen von neuem seine Augen schwellten, verbarg er sein Gesicht in seinen gefalteten Händen.

So oft ich diese Geschichte auch schon gehört hatte, so hörte ich sie doch immer mit gleichem Interesse, und von Kindheit an, war es meine liebste Unterhaltung gewesen, meinem Vater von seinem verschwundenen Freund erzählen zu hören. Wenn die Aeltesten des Dorfes an schönen SommerAbenden unter den Linden versammelt waren, und ich mit meinem Vater vom Spaziergang zurückkommend bey ihnen ausruhete, kam wohl einer, legte ihm traulich die Hand auf den Arm, und flüsterte ihm ins Ohr; ja unser Herr sollte wiederkommen! Mehrere kamen herbey,

und man sprach von seiner Regierung und sehnte sich nach ihr zurück, wie nach der goldenen Zeit. Der lebhafte Eindruck, den diese Geschichte auf unsern Gast machte, freute mich innig. Mir war es als machte ihn dieser Antheil an einen so oft wiederkehrenden Gegenstand unserer Gespräche noch heimischer in der Familie; auch ergriff mich eine dunkle Ahnung, er seye in das geheimnißvolle Schicksal jenes so geliebten Mannes enger verflochten, als er es äussere. Es war ein bedeutendes Schweigen in dem kleinen Zirkel, unsere Herzen näherten sich einander, ohne Worte; die junge Familie von Salm unterbrach es zu meinem Verdruß. Die Fräuleins hatten ihren Sonntagsstaat angelegt, da sie von einem Fremden gehört hatten, und kamen mit zierlichen Verbeugungen und einer französischen Exklamation zur Thüre herein. Nachdem sie den Fremden steif und vornehm gegrüßt hatten, musterten sie ihn von Kopf zu Fuß mit neugierigen Augen, und flüsterten dann zusammen: ob gleich seine Kleidung nicht nach dem neuesten Schnitt sey, so habe er doch einen vornehmen Anstand. Er hatte für die Verbeugung höflich gedankt, und nach einigen flüchtigen Blicken auf die Damen, zog er sich mit meinen Vater in ein Fenster zurück. Die Fräuleins sprachen viel über ihre Reise nach S., von den vornehmen Familien mit denen sie dort Bekanntschaft zu machen dächten, und von ihrer Verwandschaft mit ihnen. Sie sprachen von diesen allen mit ungewöhnlich lauter Stimme, aber da alle Versuche, die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich zu ziehen, fehl schlugen, so flüsterten

ſie wieder heimlich zuſammen: Es ſey ſchwerlich ein Mann von Stande, da er keine der guten Familien dieſer Gegend zu kennen ſchiene. Das Geflüſter, welches ſich die jungen Damen oft biß zu einer beleidigenden Art über einen dritten erlaubten, den ſie für unbedeutend hielten, war mir unerträglich; ich ſchlug ein Spiel vor. Die Fräuleins, die nun einmal die Hofnung aufgegeben hatten, durch ihre glänzende Unterhaltung die Aufmerkſamkeit unſers Gaſtes zu feſſeln, überließen ſich nunmehr auch ganz ihrer ungebundenſten Laune, und wählten die blinde Kuh. Das nächſte Zimmer wurde geöfnet, und der junge Salm mußte ſich die Augen verbinden. Er that es nur nach wiederhohlten Neckereyen ſeiner Schweſtern, da er doch noch immer eine hohe Meynung von dem Fremden hegte, und noch hoffte, ſeine Gelehrſamkeit in einer Lücke des Geſprächs einzuſchieben. Endlich kam das Spiel in Gang, und ob ich gleich immer mit der halben Seele bey meinem Vater und dem Fremden war, ſo konnte ich doch nur abgetrennte Worte vernehmen. Ich hörte meinen Nahmen wiederhohlt nennen, ſie ſprachen eifrig, die Augen des Fremden ſuchten mich oft, und leuchteten mir wie ein Bliz in die Seele; bey jedem Stillſtand des Geſprächs nahte er ſich unſerm Spiel immer mehr, und ſchien es mit Antheil anzuſehen. Die Fräuleins blieben mit ihren hohen Abſätzen, und langen Schleppen überal hängen, und lieſen ſo ungeſchickt, daß ſie oft hinfielen, während ich in meinem leichten Hausanzuge, und platten Schuhen leicht forthüpfte. Es freute mich nicht wenig zu fühlen, daß

die Augen unſers Gaſtes nur mir folgten, und zum erſtenmal bemerkte ich mit Vergnügen, wenn unſere Schatten auf der weißen Wand durch einander hüpften, daß ich eine ſchlankere Geſtalt hatte, als meine Geſpielinnen. Endlich kam die Reihe an mich, die Augen zu verbinden. Ich lief ein paar Minuten im Zimmer umher, dann nach der Thür, wo mein Vater und der Fremde ſtanden, und faßte den Lezten beym Arm, um ihn in unſer Spiel zu ziehen. Ich that dieſes in einem Ausbruch fröhlicher Jugendlaune, die mich leicht bey ſolchen Spielen ergreift, ſelbſt meinen Vater neckte ich oft ſo. Als ich ſchon des Fremden Arm gefaßt hatte, fiel mir erſt ein, mich zu fragen, ob ich dieſes auch hätte thun ſollen? Und mein unbefangenes Gemüth wunderte ſich wieder über dieſe Frage, da es ihren Geheimnißvollen Sinn noch nicht verſtand. In dieſer Verwirrung hielt ich immer den Arm feſt, biß er ſich von meiner Hand los machte, und meinen Leib umfaßte. Süſſer Moment des Lebens, wo Sinn und Geiſt zuerſt in der holden Himmelanſtrebenden Flamme empor fliegen, wie allgegenwärtig bleibſt du einem zartfühlenden Gemüth! Ich war anſtändig erzogen, in der höchſten Reinheit und Keuſchheit des Sinns und der Einbildung; dieß war der erſte Mann, gegen den ich meine volle Weiblichkeit empfand. Ich fühlte mich ſeit ſeiner Gegenwart von jenem ſüßen magiſchen Gewebe umſponnen, daß die Blicke der Liebe zu erzeugen ſcheinen, und in dem all unſer Thun zärter, feiner und bedeutender wird. Bey ſeiner Berührung bebten meine Nerven, und

eine hohe Heiligkeit schwebte um sein Wesen, die schauernd meinen Busen beklemmte. In diesem namenlosen süßen Gemisch der ersten Regungen des Herzens, stand ich sprachlos, und versuchte nicht der süßen Gewalt, die mich umwand, zu entfliehen. Fallen Sie nicht, liebes Kind, sagte er sanft, als ich endlich seinen Arm leise wegrückte, und umfaßte mich von neuem. Ich suchte meine tiefe Bewegung durch einen Scherz zu verbergen, und verlangte, er sollte an meine Stelle ins Spiel. Er lößte mir das Tuch um die Augen ab. Als ich ihn ansah, waren seine Blicke fest auf mich gerichtet, und eine unaussprechliche Lieblichkeit milderte ihren Ernst. Sie haben mich also gefangen Liebe; wollen Sie mich auch festhalten? sagte er mit dem zärtesten, doch halb ernsten Ton, der in der Modulation seiner klangvollen Stimme meine tiefste Seele ergriff. Er mischte sich nun auf eine leichte, fröhliche Art für einige Momente in unser Spiel, seine schöne Gestalt und die große Leichtigkeit und Grazie seiner Bewegungen entfaltete sich in vollem Reitz. Als er sich zurückzog, gab er mir die Binde zurück, und sagte: ich hätte ihn um zwanzig Jahre verjüngt, eigentlich dürfe man Amors Binde im vierzigsten nicht mehr tragen.

Er sah mich bey den letzten Worten scharf an; mir war als suchte er eine Widerlegung in meinen Blicken. Bald hernach bat er meinen Vater um die Erlaubniß, sich zur Ruhe zu legen, indem er sehr ermüdet sey, und morgen eine starke Tagreise vor sich habe. Er gieng sachte aus dem Zimmer, ohne weder mich noch die andere Gesellschaft zu grüßen.

Mein Vater folgte ihm; als er zur Thür hinaus war, ergoßen sich die Fräuleins mit ihrem Bruder in tausendfache Vermuthungen und Fragen über die Erscheinung dieses Fremden. Nicht weniger drangen sie in mich, alle kleinen Umstände seiner Ankunft zu erfahren. Die Gegenwart meines Vaters machte sie etwas zurückhaltender. Er hatte einen edlen Ton in seinem Hause eingeführt, und alles unnöthige leere Geschwätz wurde so viel als möglich verbannt, weil es nur aus kleinen Gesinnungen entsteht, und sie auch wieder nährt. Der junge Salm, der doch den Werth des Geistes und der Kultur genug erkennen konnte, um große Achtung dafür zu äusern, ergoß sich in Lobeserhebungen über den Fremden. Ein vortreflicher Mann! rief er, mit jenem prätensionirten Enthusiasmus, in den Seelen von geringen Fähigkeiten leicht verfallen; in Wahrheit ein vortreflicher Mann! begann er von neuem, wie er schön und bieder spricht, welch ein Feuer in seinem Auge, und wie etwas großes und vornehmes in seinem ganzen Benehmen liegt, als stehe ihm alles an, was er zu thun gedenkt, und als sey er überal der Herr. Und durch Simplicität und Verstand Herr, sagte mein Vater, welches die beste Herrschaft ist. Die Fräuleins fielen auch ein und fanden, er habe gute Façons, und einen Tadel, der schon auf den Lippen schwebte, schienen sie nur aus Furcht vor meinem Vater zu unterdrücken. Im Ganzen schien es ihnen doch aufgefallen zu seyn, daß die wenige Aufmerksamkeit, die er der ganzen jungen Gesellschaft bezeigt hatte, nur einzig auf mich gerichtet war. Wie froh

war ich, als die Gesellschaft endlich Abschied nahm, und mich meinem Herzen überließ! Mein Vater gab mir sogleich gute Nacht, und hieß mich das Frühstück gegen sieben Uhr bereiten.

Selbst meinen Vater verließ ich gern, zum erstenmal in meinem Leben. Ich ordnete das nöthigste für den morgenden Tag, und gieng in mein Zimmer. Ich sank auf einen Stuhl neben dem Bette, und überließ mich den lieblichen Bildern, die allgewaltig auf meine Seele eindrangen.

Nur der vergangene Abend lag mir vor den Sinnen, aber in welchen Zauberfarben, die mein ganzes Daseyn überglänzten, wie eine neu hervorbrechende Sonne! Mein Wesen gieng mir in einer nie empfundenen erhöhten Kraft auf, eine Welt süsser Ahnungen umfaßte mich, und statt in flacher Dämmerung, lag das Leben mit seinen Höhen und Tiefen vor meinem geistigen Auge. Ich fühlte den Kreis meines Daseyns erweitert, und ein ewig frisches, jugendlich sproßendes Leben, das alles zu besiegen vermag, erfüllte mein Herz. An die eine holde Gestalt schloß sich das alles an. Immer fühlte ich den Druck seiner Hand aufs Neue wieder, kindisch legte ich die meine auf die Gegend des Armes, die er berührt hatte, um gleichsam den Eindruck fest zu halten, und ihn in allen meinen Nerven wiedertönen zu lassen. Holdes ZauberGefühl der Liebe, wo Sinn und Geist sich in einem allgewaltigen Klang vermählen! Ich genoß diese einzigen Momente, voll und rein in allem Reiz der süssen mystischen Dämmerung, die die Freuden der Liebe im Busen eines sittsam erzogenen

Mädchens umschleiert. Mich hinzugeben dem unaussprechlichen, hohen und schönen, der mir als eine Göttergestalt erschien, in ihm, durch ihn nur zu leben, zu empfinden, und das ganze Leben mit allen Blüthen des Geistes und Herzens von ihm nur zu empfangen, — alles dieses gieng mir in der Seele auf und unter, und mein Inneres zerfloß in der Gewalt und im Wechsel dieser seligen Bilder. Die Stunde der Mitternacht gieng so vorüber, und vergebens legte ich mich zum Schlummer, nachdem ich mir ein nettes, weißes Morgenkleid zurecht gelegt hatte. Holde Träume umfingen mich, und der Geliebte erschien mir in tausend Gestalten, und unter tausend verschiedenen Situationen.

Der Morgen begann — In wenigen Stunden wirst du ihn sehen, sagte ich mir — und die sonderbare Furcht, mit welcher der Mensch allem hoch und heilig geachteten begegnet, ergriff mich. Die schlaflose Nacht bewirkte auch noch physische Ermattung, mit zitternder Hand kleidete ich mich an, und schlich leise durch Rosinens Zimmer, um sie noch eine Stunde Schlaf genießen zu lassen. Kaum wagte ich zu athmen, als ich auf dem Vorsaal an der Thür des Geliebten vorbei kam. Aufs neue ergriff mich das Bild des vergangenen Abends, als ich in das Wohnzimmer trat; die Magd war noch nicht aufgestanden, es zu reinigen, und es lag und stand noch alles umher, wie ich es am Abend verlassen hatte. Ich setzte mich auf den Stuhl, wo der geliebte Mann gestern gesessen hatte. Das Morgenroth flammte in Osten, die Häupter der

Berge waren verklärt, und bald von Strahlen übergoldet. Die ferne GebirgKette, und die niedern Hügel, die unser Thal einschlossen, schwammen im blauen Dufte des Herbstes, und das harmoniereichste Farbenspiel, belebte die liebliche Landschaft. Silbern glänzte der Fluß aus den Schatten des Ufers, die sich allgemach zerstreuten. Wie neu erschien mir diese liebe, so bekannt gewordene Gegend — Sein Bild war gemischt mit allem was mir erschien, und alles Schöne schien mir nur ein Theil seines Wesens. Die Magd trat herein, um das Zimmer zu reinigen, und nur um die Sonderbarkeit meines frühern Erwachens zu entschuldigen, berief ich sie über ihr spätes Aufstehen. Es ist so spät noch nicht, erwiederte sie, und der Fremde wird auch gerne ausruhen wollen.

Diese Worte, die ersten die ich an diesem Tage vernahm, — sie trennten mich auf einmal von meiner innern Welt freundlicher Bilder, wie die feindliche Scheere der Parzen das Leben von dem goldenen Lichte des Tages. Der Fremde! wiederholte ich bey mir selbst; das ist er, und wird es vielleicht immer für dich bleiben, und du räumtest ihm dein ganzes Herz so leicht ein. Die Thränen stürzten aus meinen Augen, und ich eilte ins Kabinet meines Vaters, welches ich alle Morgen selbst mit leisen Schritten aufräumte, um durch kein unzeitiges Geräusch seinen Morgenschlummer zu unterbrechen.

Der Vorhang innerhalb der Glasthür war verschoben, und ich sah sein Gesicht gegen die Thür gewendet. Welche Würde und heitere Stille schwebte über der reinen Stirn,

deren Falten nur ruhiges Denken gezeichnet hatte — welche Lieblichkeit athmete der sanft geöfnete Mund, um den Antheil, Mitleid und sorgliche Liebe sanfte Linien gezogen! Die milde segnende Hand lag auf der Decke, und drückte sanft auf die leis athmende Brust. Diese Stille umfieng mich, und mein Busen wallte leichter und stiller. Ach für diese Beide zu leben! sagt' ich bey mir selbst, keiner ohne den andern kann mich ganz glücklich machen! Ich vollführte mein gewöhnliches Geschäft, und gieng dann in die Küche, um das Frühstück anzuordnen.

Nachdem alle häuslichen Geschäfte geordnet waren, setzte ich mich an das Piano forte, um das Erwachen meines Vaters zu erwarten. Kaum hatte ich Naumanns Kora aufgeschlagen, und ein paar herzerhebende Akkorde aus dem schönen Chor, Geist aller Welten ꝛc. gegriffen, so hörte ich die Thür sich hinter mir öfnen. Mein Herz schlug hoch und die Noten verwirrten sich vor meinen Augen. Es war der geliebte Mann und aller Zauber meiner Träume schwebte um seine Gestalt. Die Furcht, meine Empfindungen möchten auf meinem Gesicht ausgedrückt seyn, brachte mich in beynahe schmerzliche Verwirrung. Er grüßte mich sanft, seine Stimme schien mir noch rührender, als am vergangenen Abend. Er ließ mich nicht vom Clavier aufstehen und begleitete meine zitternden Noten mit dem reinsten vollkommensten Gesang. Ruhe strömte durch mein Wesen, die Morgenröthe flammte um uns her, und der erhabene Sinn dieser Musik füllte meine Seele, ich konnte ihn bald mit meiner Stimme be-

gleiten, und unſer Geſang floß ſo rein in einander, wie der Odem der Liebe. Mein Vater kam noch während des Geſangs aus ſeinem Kabinet, und blieb ſtill hinter uns ſtehen. Als ich ausgeſpielt hatte, gieng der Fremde freundlich auf meinen Vater zu und faßte ſeine Hände. „Wir hielten unſer Morgengebet; lieber Vater, möchte ich jeden Tag mit ſo reiner Andacht beginnen. Der ſtille Geiſt eures Hauſes hat mich ergriffen, ihr ſeyd glücklich, euch fehlt nichts, mir fehlt auch nur eines — und vielleicht könnten Sie mirs geben — Er drückte hier des Alten Hände heftiger an ſeine Bruſt, und ſeine Augen fielen auf mich; ich ſtand bebend auf, den Stuhl ans Clavier gelehnt. Mein Vater ſah ihm heiter ins Auge, und als er ſeine Hände nicht los ließ, ſagte er ſanft: „Gern, gern, wenn ichs kann!" — Ich konnte mich nicht länger halten, ſchlich mich an dem Fremden vorbey, und eilte an ein Fenſter auf den Vorplatz, die Thränen ſtürzten aus meinen Augen. Als ich mit dem Frühſtük zurück kam, ſchien mir's, als hätte ich die Unterredung geſtöhrt, mein Vater ſchien ſehr ernſthaft, der Fremde bewegt, und es ſchien eine Wolke vor ſeiner Stirn zu liegen. Der Ring blickte mir wieder ins Auge, indem er nachdenklich ſeine Taſſe Caffee ausleerte, und der Name zog wie eine Laſt mein Herz aus der goldenen Zauberwelt zurück. Der Name iſt nicht unbedeutend, ſagte ich bey mir ſelbſt, ein ſo feinſinniger Mann trägt kein Zeichen des Andenkens, als wenn es ihm herzlich werth iſt. Ob er nur eine Schweſter hat? Als er bey einer kleinen Abweſenheit meines Va-

ters sich mir näherte, sanft die Locken berührte, die über meine Schultern wallten, und dann mit bewegter, leiser Stimme sprach: Gutes, liebes Kind, o möchte ich etwas für Ihre Glückseligkeit thun können! dann schwoll mein Herz wieder in freundlichen Hofnungen, und der Name war vergessen. Er machte sich reisefertig, ein Schauer faßte mich, als er Hut und Stock ergriff — vielleicht seh ich ihn zum leztenmal, sagte mir eine Unglück weissagende Stimme in meinem Innern, denn er hatte nichts geäusert über seinen Aufenthalt, noch seine übrigen Verhältnisse. Bebend stand ich, und hielt mich am Fenstergesimms, denn meine Knie fingen an zu wanken, während er von meinem Vater mit einer treuherzigen Umarmung Abschied nahm. Nun nahte er sich mir, schlang sanft den einen Arm um meinen Leib, und drückte seine Lippen auf meine glühende Wange — vergessen Sie mich nicht — sprach er mit holder Stimme, und kaum konnte ich die hervorstürzende Thränen zurückhalten. Schon war er an der Thür, und sah noch einmal auf mich zurück, als wir das Rollen eines ankommenden Wagens vernahmen. Er warf einen Blick aus dem Fenster, und befahl dem Kutscher zu halten, er würde augenblicklich einsteigen, aber eine Dame rief ihm aus dem Kutschenfenster zu, sie wünsche hier eine halbe Stunde auszuruhn. Er erwiederte, sie hätten wenig Zeit zu verlieren, aber sie war schon beym Aussteigen, ehe sie seine Antwort ganz vernommen hatte, und mein Vater war an die Thür geeilt, sie zu empfangen.

Der Empfang der Dame ließ mir keine Zeit, mich meinen Empfindungen zu überlassen, aber ich war in der disharmonischsten Stimmung. Freude über die aufgeschobene Abreise, und diese neue Erscheinung, die sich so schnell zwischen meinen Freund und mich drängte, kämpften in meinem Busen. Sein Betragen schien mir gezwungener, seit sie unter uns war, und sein ganzes Wesen drückte doch Achtung und Neigung für sie aus. Ihre Züge waren schön, aber sie versprachen mehr Verstand, als Gefühl. Der Firniß der feinen Welt, der über ihr Betragen gezogen war, entfernte mich, ohne mir zu missfallen. Sie begegnete mir auch nur mit jener, Menschen von feinen Sitten mechanisch gewordenen Gefälligkeit. Ihre Entfernung, mein liebster Freund, hat mir Sorgen gemacht, sagte sie halb laut in französischer Sprache, ich fürchtete, es wäre Ihnen ein Unfall begegnet. Er dankte mit einer Beugung des Kopfes für ihre Theilnahme und wandte sich dann gegen uns. — Ich habe in dieser liebenswürdigen Gesellschaft einen der glücklichsten Abende meines Lebens zugebracht, und wünschte, Sie hätten ihn mit mir genossen. Die Dame sah mich scharf an, und zeigte mir nach dieser Aeuserung mehr Aufmerksamkeit. Nicht ein Wort entfiel, aus welchem mir ihr gegenseitiges Verhältniß hätte klar werden können. Es schien mir grosse Vertraulichkeit zwischen ihnen zu herrschen, vergebens wünschte ich den Namen Schwester zu hören, und ich wagte es nicht, auszudenken, daß sie vielleicht verheurathet seyn könnten. Als ich nach einem kleinen Ge-

schäft ins Zimmer zurückkam, fühlte ich, daß man von mir gesprochen hatte. Die Dame bat mich, neben ihr zu sitzen, nahm meine Hand, freute sich, mich so unvermuthet kennen zu lernen, und hoffte, wir würden uns bald und öfters wiedersehen, um uns näher zu kennen. Sein Auge war mit innigem Wohlgefallen auf uns geheftet. Ich fing an die Dame als ein Band zwischen ihm und mir anzusehen, dieses gab vielleicht meinem Betragen gegen sie die Farbe der Neigung. Ach, ihn zu sehen, in seinem Kreise zu athmen, wie viel schien mir dieses in dem Augenblick der Trennung! Die Dame sprach viel und scharfsinnig mit meinem Vater über Literatur, fremde Länder und Sitten. Wie interessant könnte mir ihr Umgang seyn, wenn sie die Schwester des geliebten Mannes wäre! Zum zweitenmal kam der Moment des Abschiedes, aber die Lage war verändert. Die Reinheit der ersten ungemischten Empfindung war durch die Dazwischenkunft der Dame mit mehreren kleinen Leidenschaften gefärbt. Am mächtigsten wirkte der Stolz, die tiefen Bewegungen meines Herzens den Augen eines scharfbeobachtenden Weibes verbergen zu wollen. Ich folgte der Gesellschaft mit einer sonderbaren Dumpfheit des Sinnes an den Wagen. Wir werden uns wieder sehen, mein bestes Kind, sagte die Dame, als sie mich beym Abschied umarmte; Ihr guter Vater hat es mir zugesagt. Der Geliebte drückte noch einmal schweigend meine Hand an seine Lippen, er sagte kein Wort, das Hofnung des nahen Wiedersehens zeigte. Lieber Vater, sagte er noch mit einem Blick stil-

ler Liebe zu uns, man steigt vom Himmel auf die Erde, wenn man von Ihnen scheidet, geben Sie mir Ihren Segen! Aber wie schmerzlich bebte mein Busen, als er sich gegen die Dame mit den Worten wendete: „liebe Amalie, nicht wahr, Sie fühlten es mit mir, daß man dieses Gastfreundliche Haus nur ungern verlassen kann?" Das ist also diese Amalie, sagte ich bey mir selbst. Ach ein glückliches, glückliches Weib, so an der Seite des liebenswürdigsten Mannes durch die offene schöne Welt zu fliegen! Süstes Geschäft für ihn zu sorgen, und wieder die zarte Sorge seiner Liebe zu seyn! Mein Vater blieb Gedankenvoll neben mir stehen, bis das Rasseln des Wagens in der weiten Ferne verstummte, faßte dann meine Hand und hieß mich einige Stunden ruhen. Ich zitterte bey seiner Berührung. Der Gedanke, mit ihm allein zu seyn, mit ihm, in dessen Gegenwart kein Geheimniß in meiner Seele bleiben konnte, ergriff mich, und in schmerzlicher Bewegung sank ich weinend an seine Brust. Mein gutes, gutes Kind, sagte er mit tröstender, weicher Stimme, du bedarfst der Ruhe sehr, suche einige Stunden Schlummer zu finden, deine Nerven sind verspannt; du findest mich im Garten. Vergebens suchte ich dem Rath meines Vaters zu folgen; der Schlaf floh mein bewegtes Gemüth. Ich gieng an meine Hausgeschäfte, und das liebste war mir, das Zimmer des Fremden wieder in Ordnung zu bringen. Mein Vater war still und nachdenkend beym Mittagessen, aber voll zarter Theilnahme gegen mich. Als ich mich nach Tische wieder entfernen wollte, hieß er mich ihn in den Garten begleiten,

Wir saſſen an einem kleinen Hügel, von dem wir die freie Ausſicht in ein enges Thal hatten, wo zwiſchen dunklen Fichten ein Waldſtrom hinbraußte. Er zog ſeinen Homer aus der Taſche und las die rührende Klage Andromache's. Das Gefühl meines eigenen Leidens floh, mein ganzes Weſen war von Andromaches Schmerz durchwühlt, und als der Zauber der hohen Dichtung von mir wich, war meine Seele wie rein gebadet durch einen Strom des erhöheten Lebens.

Ich liebte, aber ich liebte reiner, meine Sehnſucht war ſtill und lieblich. Das Bild des Geliebten lag in meiner ruhigen Bruſt in all ſeiner Schönheit einfach und groß, wie der Mond auf der Fläche des ruhigen Sees. So hörte die Liebe auf, eine Krankheit für mich zu ſeyn. Die Tage der Woche giengen in dem gewohnten Zirkel einfacher Beſchäftigungen hin. Alles hatte ſeine Zeit und Stunde, aber alles war ſo weiſe vertheilt, daß jedes pedantiſch läſtige Anſehn dabey vermieden war. Wer die Wohlthat des einförmigen Lebens nie empfunden hat, der ſieht nur Langeweile dabey, aber wer es gekannt hat, wie die Seele nach Zerſtreuungen und Weltgewühl ihr beſſeres Ich in einer thätigen Einſamkeit wieder findet, wie ſie ſich endlich der äuſern Stille und Ordnung anſchmiegt, und ſie in ſich einſaugt, der wird vielleicht dieſe Lebensweiſe die glücklichſte nennen.

So verwebte ſich das Bild meines Freundes mit allen meinen Beſchäftigungen, aber ſanft waren die Wallungen des Verlangens in meinem Buſen, und zart die Sehnſucht.

Mein Vater war noch sorgsamer und zärtlicher gegen mich als gewöhnlich, wenigstens schien seine Aufmerksamkeit noch ununterbrochener auf mich gerichtet zu seyn. Rührend war mir sein Schweigen über die neuen Bewegungen meines Herzens. Er fühlte sie tief, aber mit zarter Schonung vermied er jedes Wort, das eine Erklärung hätte herbeyführen können. Solche Momente des Schweigens erzeugen Jahre der Freundschaft, die Seelen scheinen sich inniger zu nähern, als bedürften sie schon der Worte nicht mehr. Aber dieses Schweigen, von der einen Seite so werth und meinem wunden Gemüth so wohlthätig, dünkte mir von der andern auch ein Beweiß zu seyn, daß meine Liebe hofnungslos sey.

Ach diese Amalie ist sein Weib! sagte mir oft eine Stimme im Innern, aber eine andere widerlegte die erste. Nein er würde sich nicht erlaubt haben, dir mit solcher Herzlichkeit zu begegnen. Lag nicht in seiner Rede der ganze Sinn, daß er mich zu besitzen wünsche? So gern gab mein hoffendes Herz der zweiten Gehör!

In Rosinens Betragen war eine sonderbare Feierlichkeit. Nach meines Vaters Beispiel war auch zwischen ihr und mir alles unnütze Geschwätz verbannt, und wir respectirten uns gegenseitig zu sehr, um daß wir nicht hätten wünschen sollen, uns immer nur etwas Passendes und Vernünftiges zu sagen. Rosine, die noch mit der alten Gewohnheit der Schwatzhaftigkeit zu kämpfen hatte, und die sich überdem bey mir, ihrem Zögling, der dankbarsten Achtung so gewiß hielt, überließ sich doch zuweilen in der

Abweſenheit meines Vaters ihrer geſchwätzigen Laune. Jezt wartete ich ſeit mehrern Tagen vergebens auf ein Wort über die neue Begebenheit, die ſie in einem ſo einförmigen Leben nothwendig frappirt haben mußte. So gern hätte ich den geliebten Namen von irgend einem lebendigen Weſen ausſprechen hören. Es wäre mir ein Zeugniß der Wirklichkeit für die ganze Scene geweſen, die oft als ein leichter Traum aus meiner Seele zu entfliehen drohte.

Mehrere Tage verſtrichen ohne Nachricht von dem Fremden. Mit neugieriger Eile nahm ich alle ankommende Briefe in Empfang, und beſahe alle Aufſchriften und Siegel genau, denn ich kannte den ganzen CorreſpondentenCirkel meines Vaters. Am fünften Poſttage endlich erſchien ein Brief mit groſſem unbekannten Siegel, mit zitternder Hand reichte ich ihn meinem Vater beym Aufſtehen, und vergaß vor glühender Ungeduld das Frühſtück herbeyzuholen. Der Alte beſah Aufſchrift und Siegel, legte den Brief langſam auseinander, und ſetzte ſich zum ruhigen Leſen. Ich kannte alle feinen Falten auf dem ſtillen Geſicht meines Vaters, mit Zittern nahm ich die Wirkung wahr, welche der Innhalt dieſer Zeilen auf ihn machte, ein gewiſſes Staunen, in dem noch etwas Freudiges lag, das aber bald in eine Wolke des Schmerzens vor ſeiner Stirne verſchwand. Meine Unruhe wuchs, als er den Brief haſtig einſteckte, und mit einer ruhig ſeyn ſollenden Miene nach dem Frühſtück fragte. Der Tag verſtrich, als wenn eine Gewitterſchwere Luft den Athem

preßt; die gewohnten Geschäfte wurden gethan, aber die Gedankenschwere Stirn des Hausvaters verbreitete Düsterheit über alles.

Nach einem einsamen Spatziergang fand mich mein Vater bey seiner Zurückkunft allein im Zimmer, ich fühlte mich gedrückt, da er den ganzen Tag vermieden hatte, mit mir allein zu seyn, und hielt schon die Thürklinge in der Hand, mich zu entfernen. Bleib mein Kind! rief er mir zu, ich habe dir sehr wichtige Dinge zu sagen, die mir das Herz pressen, und die ich nur mit Geduld und Glauben an die ewige Güte mit Ruhe ertragen werde — die Zeit ist gekommen, wir müssen uns trennen. Ich flog mit einem lauten Schrey an seinen Hals, seine Thränen träufelten auf meine Wangen, und wir hielten uns sprachlos umschlossen. Nachdem unser Schmerz sich gemildert hatte, fuhr er mit zitternder Stimme fort: Die Vorsicht hat mir deine Bildung anvertraut, mein bestes einziges Kind, und ich fand das süsseste Geschäft meines Lebens darinnen. Gott hat mich nicht reich gemacht, aber ich machte mir es zur Pflicht, von meinem kleinen Einkommen jährlich so viel zurückzulegen, daß du nach meinem Tod für Mangel und Abhängigkeit sicher seyn könntest. Meine einzige Sorge war, wo du leben würdest? Unter dem Zirkel unserer bisherigen Bekannten war niemand, dem ich dich mit ruhigem Gemüth hätte anvertrauen können. Meine Freunde sind zu weit entfernt, und alle in Familienverhältnissen, die für dich nicht taugen. Wir müssen uns nach einem Zufluchtsort für dich

nach meinem Tode umsehen — Stille deine Thränen — einem siebenzigjährigen Mann muß der Tod so bekannt seyn, als der Schlaf, und wir finden uns ja wieder beym Erwachen! Ein heiterer Strahl fiel aus seinem Auge in meine Seele, und das Leben schwand vor mir hin als eine Wolke, mit seinen Freuden und seiner Noth; ich blickte gelassen zu meinem Vater und zum Himmel auf.

So sehr ich durch deine Entfernung leiden werde, mein bestes Kind, fuhr mein Vater fort, so danke ich doch der Vorsicht für den Wink zu einem künftigen Aufenthalt für dich. Bey Menschen, die meine Achtung verdienen, und die durch Geisteskultur und feine Sitten dein Leben anmuthig und glücklich machen können. Die Dame, welche jüngst bey uns war, ist die Gräfin von Wildenfels. Ihr Aeuseres verspricht Feinheit und Bildung, aber ich kenne auch ihren Character durch einen meiner vertrauten Freunde, und ich kann dich ohne Sorge ihrer Führung anvertrauen. Sie wünscht dich für den nächsten Winter zu ihrer Gesellschafterin, und will aus besonderm Antheil, welchen sie an dir nimmt, noch einige kleine Talente dir erwerben helfen, die du an unserm einsamen Aufenthalt entbehren würdest. Bist du mit der Gräfin und der neuen Lebensart zufrieden, so wird sie dich gern immer um sich haben. Sie wohnt für jetzt in D**. „Ich werde ihn wiedersehen!" war mein erstes Gefühl bey den Worten meines Vaters, aber die lieblichen Hofnungen, welche bey diesem Gedanken meinen Busen füllten, wurden bald von dem schmerzlichen Gefühl der Trennung verscheucht. „Du

versuchst die neue Lage für ein halbes Jahr, sagte mir mein Vater, als er meinen tiefen Schmerz wahrnahm, misfällt sie dir ganz, so kehrst du zu mir zurück, schliessest meine Augen, und ich empfehle dich unserm himmlischen Vater. Aber ich kann nicht wünschen, den Sonnenschein weniger Tage für mich durch den Frieden deines künftigen Lebens zu erkaufen. Wende alles an, um dein Gemüth zu der neuen Welt gefällig zu stimmen, in welche du eintreten wirst." Schon in drey Tagen wollte mich die Gräfin durch ihre Kammerfrau abholen lassen. Meine Seele zerfloß in schmerzlichen Gefühlen. Alle Freuden einer glücklichen Kindheit, alle einsam genossene Stunden der erwachenden Jugendfantasie giengen in den Tagen der Trennung wieder auf, und drängten sich fester an mein Gemüth. Ich gieng durch das Dorf und empfieng mit gerührtem Herzen den treugemeinten Segenswunsch der guten Landleute; mein Vater, welcher den Verständigsten unter seiner Gemeinde gern Rechenschaft von seinem Thun und Lassen gab, hatte auch über meine Reise mit ihnen gesprochen, und ihnen gesagt, daß er sich um einen Aufenthalt für mich nach seinem Tode umsehen müßte. Einige der Wohlhabendsten drangen mit Bitten in ihn, für die Zukunft nicht zu sorgen, und wollten mich durchaus zwingen, Geschenke anzunehmen, die für ihre Umstände ansehnlich waren. In jedem Abschied, den ich nehmen mußte, fühlte ich schon den allerschmerzlichsten, den von meinem Vater.

Die Salmische Familie empfing meinen AbschiedsBe-

ſuch mit ungewöhnlicher Feierlichkeit. Ich umarme Sie vielleicht als eine große Dame, wenn wir uns wiederſehen, ſagte mir die älteſte Fräulein beym Abſchied. Ich achtete nicht mehr auf ihre Rede, als wie auf einen gewöhnlichen Mädchenſcherz, und erzählte ſie in dieſem Tone Roſine. Die gute Alte ſah mich einige Minuten lang forſchend an, führte mich mit geheimnißvollen Schweigen in ihr Kabinet, und verſchloß die Thüre hinter uns. Sie drückte mich an ihre Bruſt, bedeckte mein Geſicht mit Küſſen und Thränen, und rief aus „du biſt unſchuldig beſtes Kind, Gott ſey Dank, du biſt unſchuldig — Ach ich war ſo traurig, ich wähnte, du wüßteſt um den HeurathsAntrag des Fremden, und fürchtete deine Liebe und dein Vertrauen verlohren zu haben, weil du mir nicht ein Wort darüber ſagteſt. Jetzt ſehe ich, daß ich dir Unrecht that. Schweigen könnteſt du gegen mich, aber Dich verſtellen und die Unwiſſende ſpielen, das kann mein aufrichtiges gutes Mädchen nicht.“ Von was ſchwazeſt du Mütterchen? erwiederte ich, indem ich ſie mit großen Augen anſtarrte. Liebes Kind, du ſollſt alles wiſſen, aber ſchweigen mußt du, ſelbſt gegen deinen Vater, ſo hart es dir auch ankommen mag. Nein, ich begreife deinen Vater nicht, ſo ſehr ich auch ſonſt alles recht gethan finde, was er thut — mir mag ers verzeihen, daß ich meiner Agnes alles entdecke. Entſinneſt du dich jenes Morgens, Liebe, als jener fremde ſchöne Mann bey uns war? Du lieſſeſt einmal ſchnell das Zimmer, und er blieb allein mit deinem Vater, da war ich in dem Seitenkabinet. Du weißt, es

ist nur durch eine Bretterwand von dem großen Zimmer geschieden, und ich verstand alle Worte die gesprochen wurden. Da die Rede von dir war, half mein Herz meinem Gedächtniß, mir entfiel nicht eine Silbe der Unterredung. Liebliches Geschöpf! rief der Fremde aus, als du die Thür geschlossen hattest — O daß diese Wahrheit und Reinheit in deinem Wesen nie verfälscht werden möchte, ich wäre dann der glücklichste Mann, dich gefunden zu haben! Mein Vater, unsere Gemüther sind eins in der Liebe der Wahrheit, unter uns braucht es keine Umschweife, Sie sollen mich ganz kennen, ich will Ihre Tochter ganz kennen, und ist alles, wie ich mirs denke, wie Sie es wünschen, dann bitte ich aus voller Seele, Vater gieb sie mir zum Weibe! und ich gelobe es Ihnen, sie soll ein glückliches Weib werden.

Sie kann sich nur selbst geben, sagte der Pfarrer. Du seyest seine Tochter nicht. Wessen Tochter sie ist, gilt mir gleich, erwiederte der Fremde. Ich besitze die Eigenschaften, die die Väter meist bey einer Heurath für ihre Töchter suchen, ich bin reich, und von hoher Geburt. Aber wenn der Vater ihres Geistes mich werth findet, durch das holde Wesen glücklich zu werden, dann werde ich dreyfach glücklich seyn. Ich frage nach nichts was ihr äußeres Verhältniß betrift, weil ich unabhängig bin, aber Sie werden einen sonderbaren Mann finden, der Ihnen seine Seele öfnen wird — ich schreibe Ihnen. Meine Adresse ist: Baron von Nordheim in D**. Ueber die äußere Existenz des lieben Kindes haben Sie keine Sorge von heut an.

Kann sie mein Weib nicht werden, so schenk ich ihr ein Vermögen, das sie unabhängig macht; aber sie muß kein Wort von meinem Plane wissen. Ihre Güte rührt mich tief, sagte dein Vater. Tröstend wäre es mir, meine Agnes als Weib eines edlen Mannes auf der Welt zurück zulassen; ihre Geburt ist mir selbst noch ein unergründliches Geheimniß, und selbst meine Ahnungen darüber muß ich in meinen Busen verschließen. Alles was ich sagen kann, ist . . ." — Du trateſt wieder herein mein Kind. Wunderbar, klar und leicht wurde mir bey dieser Erzählung. Sein Weib, des liebenswürdigen Mannes nächstes innigstes Verhältniß! ich dachte es mit stillem Entzücken. Doch schämte ich mich beinahe bei meinem Vater, etwas gegen seinen Willen erfahren zu haben, und die peinliche Empfindung, ihm etwas verbergen zu müssen, ließ mich mit mehrerer Ruhe an die Trennung von ihm denken.

Der Tag des Abschieds brach an, alle namenlose Liebe, die ich empfangen hatte, füllte einzig meine Seele, sprachlos lag ich zu den Füssen meines Vaters, als der Wagen vorfuhr. Er wollte mich trösten, aber Thränen erstickten seine Worte, Gott segne dich in Zeit und Ewigkeit meine Tochter! rief er mit zitternder Stimme. Endlich schieden wir beide in jener stillen Erhebung der Seele, welche nur der tiefern Empfindung eigen ist.

Meine Begleiterin war ein gutes harmloses Geschöpf, das mir meine neue Lage mit den glänzendsten Farben vorzumahlen strebte. Zum erstenmal dachte ich jetzt über meine Geburt und den Stand meiner Eltern nach. Ich fand

mich fremd und allein in der Welt, da ich aus den Augen meines Vaters war. Das Gefühl war mir schmerzlich, und ich ermunterte mein Gemüth nur in dem Bestreben, sich selbst gleich zu bleiben, und keiner äusern Lage Gewalt über mich einzuräumen. Ernstlich nahm ich mir vor meinen ganzen Sinn nur auf die Ausbildung der Talente zu richten, die ich jetzt erwerben könnte, und die meine Einsamkeit beschäftigen, und meine Unabhängigkeit in jeder Periode des Lebens mir versichern sollten. Reizend dachte ich mir es, durch eine feine Malerey eine Summe zu erwerben, und dann meinen Vater unvermuthet mit einem Buche, welches er sich längst gewünscht hatte, zu überraschen. Ach ich wußte daß er sich manches versagte, um mir irgend ein kleines Geschenk zu machen!

Die Neigung welche mein Herz füllte, war zu rein, als daß ich sie mit einer Aussicht auf äuseres Glück hätte verknüpfen sollen. Wenn ich den geliebten Mann dachte, lagen alle Verhältniße unter mir, so wie einer gläubigen Seele in dem Gedanken des Himmels alles irrdische entschwindet.

Den zweiten Tag meiner Reise hielt ich Mittag in N**. Die Kälte nöthigte uns in der Wirthsstube zu bleiben, bis ein besonders Zimmer erwärmt wurde. Mehrere Reisende befanden sich darinnen. Auser den gewöhnlichen Fragen und Gesprächen, nahm niemand aus der Gesellschaft besondern Antheil an mir. Ein Mann saß nachdenklich am Feuer; als er mich erblickte, stand er auf und sah mich einige Minuten hindurch scharf an. Wohin

geht Ihre Reise, mein schönes Kind? redete er mich an, und als ich erwiederte „nach D**" schüttelte er den Kopf einigemal bedeutend, und murmelte: so jung, so schön! zwischen den Zähnen. Er war ein Mann von mehr als mittlerer Größe, er trug einen dunkelblauen abgetragenen Ueberrock, seine schwarzen Haare hingen zerstreut ums Haupt, und seine düstern Augen blickten scharf unter der hochgewölbten Stirne hervor. Seine Wäsche war sehr fein und reinlich. Er zog eine Schreibtafel hervor, bat mich um meinen Namen und um den Ort meines Aufenthalts. Dann bat er mich, mich in ein günstiges Licht zu setzen, weil er mein Portrait zu zeichnen wünsche.

Sein Benehmen dünkte mir sonderbar, aber es war von solch einer Unbefangenheit begleitet, daß man ihm seine Bitten nicht wohl versagen konnte. Sie sind unter einem glücklichen Zeichen gebohren, rief er aus, nachdem er einige Linien gezogen hatte. Es ist nichts Streitendes in den Elementen deines Wesens, holdes Geschöpf! O ermüde nicht, diese holde Einheit durch das innigste Streben deines Gemüthes zu erhalten! Deine ganze Tugend ist das zu bleiben, wozu die Natur dich machte. Dieses klare, blaue Auge, vermag die Wahrheit vom Irrthum zu scheiden, und unter dem freien Gewölbe dieser Stirn entwickeln sich die Gedanken rein und zart. Wie fein ründet sich das Näschen, noch schwankend, ob es sich mehr zur Vorsichtigkeit und Klugheit, oder zur gutmüthigen, beynahe leichtsinnigen Hingebung formen wird. Aber den Uebergang von der Nase zur Lippe, den hat ein guter

Engel mit dem Finger der Liebe gezeichnet. Der Mund ist fest und unverstellt; er sprach nur Wahrheit und Liebe. Gutes Mädchen, o laß deine unentweihte Lippen nie etwas anders reden! Gott gebe dir eine glückliche Liebe, und du kannst ein vollkommenes Weib werden. Er arbeitete während dieser Rede, die er ganz als einen Monolog zu betrachten schien, an seiner Zeichnung fort. Als er die Hauptzüge entworfen hatte, hielt er mir das Blatt vor die Augen, und sagte mit einem feierlichen Ton: „So sind Sie jezt, die Fülle der Jugend muß von der Zeit verweht werden, aber möge nach dreyßig Jahren derselbe reine Geist diese Formen durchathmen. Sähe ich Sie wieder und zum gemeinen Weibe gesunken, dann soll dieses Blatt Ihr strafender Richter seyn. Sollte in diesen geradblickenden treuen Augen je Koquetterie spielen, der Liebeathmende Mund sich flach und falsch hin und her ziehen — O ich sah schon mehr solche gefallene Engel! Wie ein armer Landmann auf einem vom Hagel zerschlagenen Acker, den vor wenig Stunden noch eine blühende Saat schmückte, so gieng ich oft unter den Ruinen der Menschheit. Mädchen, rief er aus, indem er mir freundlich die Hand bot, mache mir die Freude, ein reines einfaches Weib zu bleiben, dem Wahrheit und Liebe über alles geht.

Das ganz eigene Wesen dieses Mannes hatte mich bewegt. Es war eine solche Wahrheit in seinem Ton und seiner Miene, daß alles Karrikaturmäßige aus seinem sonderbaren Benehmen verschwand. Werde ich Sie bald wieder sehen? fragte ich mit einem herzlichen Antheil, der

seinem Auge nicht entgieng. Gutes Kind, ich weiß selten, was ich thun werde. Meine Zeit ist nicht mein, und mein Wirken folgt dem grossen Laufe der Begebenheiten, deren tausendfache Räder auch mein Individuum forttreiben. Ich beobachte Sie vielleicht im Stillen und Ihnen unsichtbar, dann, wann Sie es am wenigsten vermuthen. Vielleicht auch verlange ich einmal als Maler Zutritt bey Ihnen. Sie sind der Kunst hold, üben Sie sie fleissig, gleich der Stimme eines treuen weisen Freundes bringt sie Klarheit und Frieden in die Seele. Er führte mich an den Wagen, und legte ein aufgerolltes Gemählde mir gegenüber. „Nehmen Sie dieses als ein kleines Andenken. Es sey ein Talisman, sagte er lächlend, den Sie in Stunden der Liebe vor Augen haben; dann denken Sie noch liebes Mädchen, daß Sie eine glückliche Mutter werden wollen." Ohne meinen Dank anzuhören, war er mir aus den Augen, und ich erstaunte, als ich die Leinwand aufrollte, eine trefliche Kopie von Raphaels Madonna della Sedia zu finden.

Den nächsten Tag kam ich in D** an. Es war Abend, als ich bey dem Hause der Gräfin vorfuhr. Eine lange Reihe von Zimmern war erleuchtet, man sagte mir, eine grosse Gesellschaft sey bey ihr versammelt, und sie habe befohlen, mich in ihr Kabinet zu führen. Nach wenigen Momenten erschien sie selbst, in einem sehr glänzenden Putz, der meinem Willkommen etwas Feierlicheres gab, als ich wollte; da ich mich in die Stimmung, ihr mit Liebe und Offenheit zu begegnen, versetzt hatte. „Ich

fühle, wie viel Sie mir durch die Trennung von Ihrem Vater aufopfern, mein bestes Kind, redete sie mich nach einer Umarmung an. Ich werde alles anwenden, Ihren Verlust erträglicher zu machen; wenn Sie mich zufrieden mit sich sehen wollen, so sagen Sie mir mit der Offenherzigkeit einer Freundin alle Ihre Wünsche. Ich muß Sie jezt für ein paar Stunden verlassen, ich konnte die Gesellschaft heute nicht los werden. Sehen Sie sich in meinen Zimmern unter meinen Büchern und Kupferstichen um, wenn es Ihnen Freude macht. Hernach wird meine Kammerfrau Sie ankleiden, und ich hole Sie zum Nachtessen ab. Sie verzeihen, daß ich mir die Freude mache, Sie diesen Abend nach meinem Geschmack gepuzt zu sehen. Ich hatte es schon bemerkt bey unserer ersten momentanen Bekanntschaft, daß Sie von meiner Taille sind, und ließ Ihnen ein Kleid nach dem neuesten Schnitt machen. Wir müssen es mit den alten Kindern, die man in den grössern Zirkeln so häufig antrift, nicht verderben, sezte sie lächelnd hinzu, und verließ mich.

Ich gieng in den Zimmern umher, und die Geschmackvolle Pracht, die ich überall erblickte, machte einen gefälligen Eindruck auf mich. Meine Fantasie ward reger, und ich dachte mich in den mannichfaltigen Situationen, die mich vielleicht in diesem Hause erwarteten. Das Schlafzimmer der Gräfin war am meisten nach meinem Geschmack. Alle Formen waren angenehm beruhigend, und die hellgrüne Seide der Umhänge, flog als ein leichtes Gewölk in den mahlerischsten Falten um das Ruhebette und die

Fenster. Eine schöne antike Lampe war in der Mitte des Platfonds durch goldene Ketten befestigt, und goß ein mildes Licht auf alle Gegenstände umher. Zwischen den Fenstern, gerade dem Ruhebette gegenüber, wallte ein seidener Vorhang herab über ein Gemählde. Ich hob ihn auf und fand — das Bild Nordheims in schöner geistvoller Wahrheit. Ach es schien mir jezt nur ein Augenblick, seit er mich verließ! Der holde Zauber seiner Gegenwart bebte durch meine Sinne, gleich der wiederkehrenden Frühlingssonne durch die Nerven eines Kranken. Alle Nebel waren verschwunden, er war wieder mein, und Sonnenschein und freundliches Daseyn umglänzten mich. Bald schwand die liebliche Magie; ich betrachtete das Bild. Er war in Lebensgrösse gemahlt, vor einer Herme stehend, welche die Büste der Gräfin vorstellte, die eine Hand ruhte auf dem Marmor, und das Haupt war etwas gesenkt, gleich als wär er in Betrachtung verlohren.

Welch ein inniges Verhältniß muß er zu dieser Amalie haben? Sein anders Portrait ist in diesem Zimmer, gleich als sey es ein Heiligthum der Liebe, nur für diesen Einen bereitet! Die Gräfin stand neben mir, ohne daß ich sie wahrgenommen hatte. Ihre grossen forschenden Augen waren fest auf mich gerichtet. Sie schien meine Verlegenheit nicht bemerken zu wollen und sagte mit einem leichten Ton: Sie werden das Bild vortreflich gemahlt und getroffen finden! Ich pflege es sonst immer so für dem Staub zu bewahren, sie drückte an einer Feder, und ein Feld der Tapete bedeckte das Gemählde. Sie schob ein

kleines Ruhebette unter die Vorhänge und führte mich aus dem Zimmer. Eine Wolke schien mir vor ihrer Stirn zu schweben, und ihr Betragen etwas minder herzlich zu seyn, doch sagte sie freundlich: „Ich werde Sie nun in die, für Sie bereiteten, Zimmer führen, Sie bewohnen sie, so lang es Ihnen gefällt; ich werde meine liebe kleine Gesellschafterin immer zu früh verliehren, und alle Künste anwenden, um sie zu fesseln. Vielleicht hilft mir ein gewisser Geist, den magischen Kreis um sie zu ziehen."

Ich hatte ein Besuchzimmer, ein Schlafzimmer und ein Ankleidzimmer, alle drey waren anmuthig geschmückt, und mit allen Bequemlichkeiten versehen. Ich mußte mich ohngeachtet alles Widerstrebens, von der Kammerfrau ankleiden lassen, und als ich fertig war, führte mich die Gräfin zur Gesellschaft. „Sie waren vielleicht noch nie in so einem grossen Zirkel, als der ist, in den ich Sie heut einführe, sagte sie mir, während wir über die lange Gallerie giengen. Ihr feiner Sinn wird Sie in jeder Lage ein passendes schönes Betragen finden lassen. Die Kunst der grossen Zirkel, liebes Kind, ist übrigens die der Unbedeutenheit." Die Gesellschaft saß gröstentheils beym Spiel, die Gräfin präsentirte mich an einigen Tischen unter dem Namen der Fräulein von Lilien. Lilien war der Name meines Vaters, nach welchem ich mich immer mit Freude und Stolz nennen hörte, aber die Fräulein fiel mir auf, es war mir widrig, mich mit fremden Federn zu schmücken, und mein Stolz konnte sich zu keinem Schein bequemen. Für jetzt mußte ichs schon schweigend hingehen

lassen. Man that ein paar leere Fragen an mich, auf die ich eben so flache Antworten gab. Die Gräfin hieß mich zu ihrer Parthie hinsitzen, und begegnete mir mit der gefälligsten Achtung, die bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich zog. Nach geendigtem Spiel glaubte mir jeder etwas sagen zu müssen, und Fragen nach meinem vorhergehenden Aufenthalt, nach meiner Reise, wechselten mit Schmeicheleyen ab. Die Gräfin wußte auf eine geschickte Art alle Fragen nach meinen vorigen Verhältnissen abzuschneiden, welches mir, da seit Rosinens Entdeckungen das Gefühl einer sonderbaren Geheimnißvollen Existenz drückend auf meinem Herzen lag, zum erstenmal eine dankbare zarte Neigung für sie einflößte. Bey der Abendtafel, wo der grössere Theil der Gesellschaft sich entfernt hatte, wurde die Unterhaltung zusammenhängender, und ich konnte mir den Umriß von einigen Characteren entwerfen. Ich kannte noch wenig vom konventionellen Leben und der Sprache der Weltleute. Meine einfachen Grundsätze fanden so manches paradox, womit der durch Gewohnheit geschmeidige Sinn sich ohne Mühe aussöhnet. Es war mir so natürlich, als daß die Nacht auf den Tag folgt, den Betrogenen zu beklagen, und den Betrüger zu hassen, die Tugend der Ehre, und die Ehre dem eigenen Vortheil vorzuziehen. In den Urtheilen dieser Gesellschaft sah ich alle diese Begriffe umgestossen; selbst die Leidenschaften, die eine ungewöhnliche Kraft des Gemüths erfodern, als die Liebe und den Ehrgeitz dienten vielen Personen aus derselben zum Spott. Mir schien diese Höhe,

von der sie auf alle ächten Verhältnisse unsers Daseyns herabblickten, eine schauervolle Oede zu seyn, nur Dornen und Disteln wachsen auf dem Felsengrund des Egoismus. Die Gräfin gab kein Zeichen weder des Tadels noch der Billigung. Ihr Charakter blieb Fleckenlos für mich, aber warum sind diese Menschen ihre Gesellschaft? Noch eine junge weibliche Gestalt, und zwei junge Männer, die ihr zur Seite sassen, zogen mich durch ein liebenswürdiges einfaches Betragen an. Einer der Männer warf oft verachtende Blicke um sich, wenn eine gemeine niedrige Gesinnung sich äusserte, oder zeigte durch feinen Spott die Nichtigkeit des Gesagten. Die Dame war mir als Fräulein von N** vorgestellt worden, und ich fühlte, daß sie und ihre beiden Nachbarn mich genau beobachteten.

Die Gräfin brachte gewöhnlich einige Abende jeder Woche in der Gesellschaft des Fürsten zu, und ich mußte sie begleiten. Der Fürst war zwischen sechzig und siebenzig Jahren, und belästigte sich und andere noch mit der steifen altfranzösischen Etiquette, die die deutschen Fürsten-Söhne am Hofe der französischen Könige erlernt, und auf ihren Boden freilich in etwas verminderten Dimensionen verpflanzt hatten. Der Fürst hatte durch Alter und Gewohnheit sich beynahe natürlich unter dieser schweren Rüstung des Ceremoniels bewegen lernen. Gegen die Frauen beobachtete er die feine hochgespannte Höflichkeit der alten Chevalierie, so daß sein Aeusseres für diese nicht ungefällig war; aber ausser der Sphäre der feinen Manieren durfte er keinen Moment gerathen, um erträglich zu

seyn. Seine Kinder suchten so viel wie möglich entfernt von ihm zu leben, weil sie nur den Despoten in dem Vater fanden. Der Sohn blieb auf Reisen, so lang es der Anstand erlaubte, und machte nur seltene Besuche bey seinem Vater; die Prinzessin, von der man als einer der besten sanftesten Seelen sprach, lebte unter dem Vorwand ihrer Gesundheit bey ihrer verheuratheten Schwester.

Die Karrikaturen unter den Hofleuten schienen mir bald lächerlich, bald beweinenswerth. Die Ehrfurcht, die sie sogleich bey der Erscheinung ihres Herrn aus ihrem Herzen in ihre Hände und Füsse rufen konnten; ein gnädiger oder zorniger Blick, der wie ein electrischer Schlag durch ihren Körper fuhr, und seine natürlichen Bewegungen veränderte; das augenblickliche Beugen ihrer Meinung nach der letzten Aeusserung der fürstlichen Lippen — dieses alles war mir unbegreiflich, ich stand wie vor einem Puppenkasten, so wenig Menschliches, Wahres, sprach an mein Herz. Der Fürst bezeugte mir viel Aufmerksamkeit, als mich die Gräfin vorstellte, und meine natürliche Unbefangenheit schien ihm als eine ungewöhnliche Erscheinung keinen unangenehmen Eindruck zu machen. Die Gräfin verstand es vortreflich mit dem Fürsten umzugehen und diese schwere Masse alter verrosteter Gefühle und Vorstellungen oft in ein gefälliges Spiel zu setzen. Ich schloß daraus, daß die Geistes-Armuth der Hofleute vielleicht selbst den Fürsten bewog, ihnen nur als Maschinen zu begegnen. Fräulein R**, die beiden Herrn von Alban, und der Arzt des Fürsten, der sich als eine unentbehr-

liche Person fühlte, diese blieben in ihrem natürlichen Wesen.

Nach der Tafel kam Fräulein R** auf mich zu und stellte mir die beyden Albans vor. Sie hatten Langeweile während der Tafel, sagte mir Fräulein R**, aber wir genossen nicht wenig Vergnügen, indem wir sie beobachteten. Natur und Grazie sind uns hier eine seltene Erscheinung. Ich hoffe, Sie halten sich künftig zu uns. Wie Sie uns hier sehen, fuhr sie lächlend fort, machen wir drei, die beyden Herrn von Alban und ich, einen kleinen Staat im grossen Staat der Gesellschaft aus. Herr von Alban der jüngere behauptet aus Ihrer Physiognomie zu sehen, daß Sie zu uns gehören müssen, und ich fühle es.

Wenn Sie in Ihren Staat nur stille friedliche Bürger aufnehmen, erwiederte ich, so denke ich Ihr Vertrauen zu verdienen. Zu grossen Geschäften und Negociationen hoffe ich, werden Sie ohnedem ein Landmädchen, das die Welt noch so wenig kennt, nicht brauchen wollen. Wen die Natur so reich machte, fiel der jüngere Alban ein, den kann die Kunst wenig lehren. Uebergeben Sie sich uns nur ohne Bedingungen, lassen Sie mich nur Fräulein Lilien mit unserer Verfassung bekannt machen, rief Fräulein R** und führte mich in ein Fenster. Die zwei Herrn und ich, fuhr sie fort, sind von Kindheit an zusammen aufgewachsen. Ein guter Genius bewahrte uns vor einigen Thorheiten der Welt um uns her. Wir haben vielleicht andere dafür, aber wir bleiben dabey doch froh und

unschädlich. Wir hassen die Falschheit, wir verachten die Kleinheit, die nur den Schein sucht, fliehen die Leerheit, und suchen unser eigenes Wesen dafür zu bewahren. Da wir nicht alt und vornehm genug sind, um den Ton anzugeben, so helfen wir uns mit dem Pythagoräischen Schweigen so gut durch, als wir können. Wir sind durch unsere Verhältnisse verbunden, einen grossen Theil unsers Lebens in den grossen Zirkeln zu verlieren, wo die Mittelmäßigkeit das Regiment führt, aber wir streben, unser eigenes Selbst unverdorben durch den Strom der Gesellschaft hindurch zu treiben. Aber Sie müssen unsere Art, zu seyn, erst beobachten und prüfen. Ich danke, fuhr sie fort, der Existenz dieser kleinen Gesellschaft vieles von meiner moralischen Bildung. Viele gute Menschen haben stillschweigend unter sich dasselbe Bündniß, aber es schleicht sich nach und nach eine Art von Trägheit unter ihnen ein, die unter dem Namen der Toleranz am Ende alles, und sich selbst mit allem andern hingehen läßt, wie es kann oder will. Wir vermeiden dieses durch ein Gesetz, uns alle acht Tage Rechenschaft von unsern Beobachtungen zu geben. Die Mittheilung unserer Gedanken zwingt uns, unsere Wahrnehmungen aufzuklären. Wir leben glücklich durch diese Verbindung unter den heterogenen Menschen, die uns umgeben. Ich fand auch das Glück meines Herzens in unserm kleinen Zirkel. Der ältere Alban wird mein Gemahl werden, sobald unsere Familienverhältnisse es erlauben. Mein künftiger Schwager ist eigentlich die Seele des ganzen Verhältnisses durch die grosse Lebhaftig-

keit seines Verstandes und seiner Einbildungskraft. Der ruhigere aber nicht weniger tiefe Blick meines Albans macht einen angenehmen Kontrast mit der glühenden Fantasie seines Bruders. Oft belehrt uns die Erfahrung, daß Julius, dieses ist der Name meines Schwagers, durch seine Fantasie uns und sich selber getäuscht hat. Wir lachen ihn aus, und glauben ihm doch das nächstemal wieder. Theilen Sie uns Ihre Bemerkungen und Ihre Erfahrungen, wenn Sie wollen, mit, nehmen Sie dagegen das Gelübde der Aufrichtigkeit und Freundschaft von uns an. Julius von Alban trat zu uns, und sagte halb feierlich: Nehmen Sie die Gelübde dreyer Menschen an, die nach dem hohen Sinn der Schönheit streben. Noch rein von jedem verfinsterten Hauche der Weltluft wird uns die himmlische Klarheit Ihrer Seele die Gegenstände im treuesten Spiegel wiederstrahlen. Mit Vergnügen, liebe Fräulein R** antwortete ich, werde ich meine besten Gedanken vor Ihnen und Ihren Freunden darlegen, weil ich Belehrung von Ihnen erwarte. Julius schien mehr Wärme von mir zu erwarten, aber es lag von jeher in meinem Wesen, daß ein exaltirter Ausdruck meine eignen Empfindungen herabstimmte. Mein Vater hatte mich immer gelehrt, grosse Worte nur für wirklich grosse Dinge zu brauchen.

Ich verlebte alle Abende in derselben Gesellschaft in verschiedenen Häusern. Fräulein R** und die beyde Albans waren geistvoll und liebenswürdig. Mein Herz öfnete sich gegen sie, vorzüglich zog mich ihre zarte Neigung

für ihren Bräutigam an, der Odem der Liebe ist einer sehnsuchtsvollen Seele so erquickend. Die Gräfin war sehr gefällig gegen mich, aber die glatten Weltsitten, vielleicht noch mehr meine Zweifel über ihr Verhältniß zu meinem Freund, hielten jedes vertrauliche Wort in meinem Busen zurück. Sie schien auch nur auf mein Aeusseres wirken zu wollen und sagte mir nach den ersten Tagen: „Ich bin zufrieden mit Ihrem gesellschaftlichen Betragen, und bewundere, wie Ihr Vater auch hier nur die freye schöne Natur in Ihnen entfaltet hat. Sie besitzen die Elemente der feinen Lebensart, sanfte bescheidene Gefälligkeit, und einen heitern Geist, der immer die momentane Lage richtig faßt, und das Passendste, was in ihr zu thun ist, findet."

Wir sahen uns übrigens sehr selten allein, und ich konnte nicht begreifen, wie die Gräfin mit so viel Geist und Geschmack, und in solch einer freyen Lage, den grösten Theil ihrer Zeit in leeren geistlosen Zirkeln verlor. Ich bewunderte ihr Talent mit dem grossen Haufen zu leben, ohne dabey von ihrer feinern Individualität etwas einzubüssen. Sie wußte die gehörige Entfernung der feinen Lebensart vortreflich zu benutzen, um ihr Verhältniß zu heterogenen Menschen auf die leichteste, beste Art zu stellen, und sich selbst die Aeusserung jeder gemeinen Empfindungsart zu ersparen. Da sie selbst bey den Zwisten der kleinen armseligen Eitelkeit immer von Leidenschaft frey blieb, so wurde sie die Vertraute jeder Parthey. Nur selten zeigte sich ein Funke ihres überlegenen Verstandes,

vor welchem der Kurzsinn und die elende Egoisterei gleich den lichtscheuen Vögeln, in ihre Dunkelheit zurückflohen. In kleinern gewählteren Zirkeln schien sie mir oft eine Schülerin der Aspasia. Jedes geringe Talent fühlte sich in ihrer Gegenwart erhöht, und jedes edle wahrhaft menschliche Gefühl stärkte sich. Die Unterhaltung war meist nur durch ihren Geist interessant, aber er wirkte in so leisen flüchtigen Zügen, daß man seine Wirksamkeit wie das Element, welches uns immer umgiebt, nur genoß, nicht bemerkte. Ich achtete diese Talente, aber in einem gewissen Alter erwirbt sich Einseitigkeit eher Vertrauen und Liebe, als Vielseitigkeit.

Der theure Name wurde nicht genannt, und meine bebenden Lippen wagten keine Frage. Hat er nicht befohlen, seine Briefe nach D** zu addressiren? Warum wird eines so vorzüglichen Mannes nirgends gedacht? Und vor allen, warum spricht die Gräfin nicht ein Wort von ihm, da sie doch mein Herz bey seinem Bilde überraschte? Das erste leidenschaftliche Begehren weckt in dem jungen Gemüth alle Kräfte zur Tugend und zum Laster. Ein quälender Argwohn füllte meine Seele, die Gräfin habe mich in ihr Haus genommen, um mich von meinem Geliebten zu entfernen, und seine vielleicht flüchtige Neigung für mich durch die Abwesenheit zu unterdrücken. Vielleicht sucht er mich eben jetzt bey meinem Vater auf, findet mich nicht, und das höchste Glück des Lebens, seine Liebe, geht mir für immer verlohren. Diese ganze Lage, nebst der Sehnsucht nach meinem Vater, zog eine schwarze

Wolke vor mein Gemüth, die meine neuen Freunde mit Antheil bemerkten und durch eine verdoppelte Gefälligkeit zu zerstreuen suchten. Der Umgang mit den beyden Albans wurde mir immer interessanter, vorzüglich durch die Kenntniß von der politischen Welt, die sie mir mittheilten, sie hatten beyde in den wichtigsten Geschäften gearbeitet und kannten die Menschen, welche die Staatsmaschine dirigirten. Ich las die neuern Geschichten der europäischen Staaten, und lernte die Begebenheiten aneinander reihen, aus denen das Gemählde der gegenwärtigen Welt entstand. Die beyden Brüder freuten sich meines lebhaften Sinnes und Verstandes für diese Verhältnisse, aber mit wundem Herzen fühlte ich, daß Fräulein R** sich von mir entfernte, jemehr sich die Brüder mir näherten; ihre Augen ruhten mit Sorge und Unruhe auf mir, wenn ich mit ihrem Bräutigam sprach, und sie war nie ganz frey und heiter, als wenn sie mich mit Julius allein beschäftigt sah. Julius heftete sich jeden Tag inniger an mich, meine Liebhabereyen wurden die seinen, er bildete sich mit dem zärtesten Sinn nach meinem Geschmack, sein Ausdruck wurde einfacher, da sein Gefühl tiefer wurde, und mein Herz konnte ihm eine zarte Neigung nicht versagen. Da mich Fräulein R** Stimmung nöthigte, seinen Umgang ausschliessend zu suchen, so überließ er sich ganz der Hofnung, geliebt zu werden. Aus Schonung für Elisen von R** konnte ich ihm den Grund meines Betragens nicht entdecken, und ich litt durch die Täuschung, in die ich ihn vielleicht über mein Herz setzte,

Julius war ein schöner junger Mann, ein vollkommenes Ebenmaß war in seiner Gestalt und seinen Gesichtszügen, aber es fehlte dem Ganzen jener Ausdruck von Kraft, von ruhigem Bestand auf sich selbst, an den ein weibliches Herz sich so gern anschmiegt. Er hatte poetisches Talent und war oft versunken in seine Dichterwelt, wenn es darauf ankam, Würde und Kraft in der Wirklichkeit zu zeigen. Nur dem ächten Himmelssohn Genie gebührt es, aus der Klarheit seiner innern Welt als ein Fremdling auf die Erde zu schauen. Mein Geschmack war durch die Lektüre der Alten zu sehr gebildet, um Julius Gedichte reitzend zu finden. Aber ich selbst war meist der Gegenstand seiner Lieder, und sie sprachen nicht selten an mein Herz, da er sie mit so reiner Gutmüthigkeit und Anspruchlosigkeit überreichte.

Elisa sagte mir mit klaren Worten, daß sie mich gern als ihre künftige Schwägerin ansähe, und in den bunten Lebensansichten und Planen, in denen wir mit leichter fröhlicher Jugendfantasie umherschwärmten, war immer ein ununterbrochenes Zusammenleben vorausgesetzt.

Ich sehnte mich nach einer unabhängigen Existenz. Die glückliche Unkenntniß der Verhältnisse des Eigenthums war für mich entflohen. Stolz, und eine beynahe kranke Empfindlichkeit trat an die Stelle der Sorglosigkeit; ich empfing das kleinste Geschenk mit einem unaussprechlichen Widerstreben. Nur von meinem Vater empfing ich ohne Widerwillen, aber seine eingeschränkten Umstände schufen mir Leiden einer andern Art. Es ist ein unaussprechlicher,

zwiſchen Wonne und Schmerz ſchwebender Zuſtand des Herzens, mit dem wir ein Geſchenk von einem armen Freund empfangen.

Als ich meinen Koffre in D** auspackte, fand ich ein Paquet mit funfzig Louisd'ors, mit meines Vaters Hand überſchrieben, „für meine Agnes" und inwendig ſtand: „Empfange und verbrauche es ohne Sorgen, ich genieſſe meine beſte Freude in dir." Ich nahm es mit dem Gelübde der gröſten Sparſamkeit, und, um auch den Geſchenken der Gräfin auszuweichen, nahm ich die gröſte Simplicität in der Kleidung an. Es koſtete mich nicht wenig Erfindungskunſt, immer gut und der Mode gemäß gekleidet zu ſeyn, um die Gräfin nicht aufmerkſam zu machen, ſonſt wurde ich gezwungen, ein neues Kleidungsſtück anzunehmen. Die Furcht, meinem Vater, ſelbſt bey den eingeſchränkteſten Bedürfniſſen zur Laſt zu fallen, umzog mir oft die Ausſicht in die Zukunft mit Sorge. Ich übte mein Talent für die Mahlerey und nicht ganz nach meiner Neigung, ausſchlieſſend die Portrait-Mahlerey; dieſe ſah ich als ein Mittel an, die Unabhängigkeit meiner Exiſtenz zu erhalten, und meinem Vater ein gemächlicheres Alter zu verſchaffen, indem ich ihn von aller Sorge für mich befreyte. Je mehr wahre treue Neigung ich bey Julius fand, je feſter war ich entſchloſſen, ihm meine Hand zu verſagen, da ich mein Herz nicht ihm allein geben konnte. Er war zufrieden in meinem Kreiſe zu leben, meiner Freundſchaft gewiß zu ſeyn; das Bekenntnis meiner lebhafteren Neigung, welches ich ihm

fest versagte, erwartete er von der Zeit und der stillen Kraft seiner treuen Liebe. Der ernstliche Wunsch unsers ganzen kleinen Zirkels, mich in ihre Familie aufzunehmen, rührte mich um so mehr, da ihnen meine Lage ganz unbekannt war. Nie erlaubten sich meine Freunde eine Frage über meine Verhältnisse, nur im Allgemeinen schienen sie zu wissen, daß sie von Seiten des Vermögens nicht glücklich wären. Aus ihrem völligen Schweigen über mein vergangenes Leben konnte ich sogar schliessen, daß sie das Geheimniß meiner Geburt ahneten. Ich schwieg ganz darüber, weil mir die Dunkelheit über meine Existenz immer schmerzlicher wurde; nur in dem Fall, daß Julius dringender mit seinen Anträgen würde, nahm ich mir vor, ihm durch ein offenherziges Geständniß meiner ganzen Situation, die Schwierigkeit einer Verbindung mit mir, vorzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

III.

Benvenuto Cellini.

Fortsetzung.

Als ich nun so im Pallast des Cardinal von Ferrara mich befand, gern von jedermann gesehen und noch weit mehr besucht als vorher, verwunderten sich alle, daß ich aus so unglaublichem Unglück, in welchem ich gelebt hatte, wieder gerettet sey. Indessen ich nun mich wieder erholte, machte es mir das gröste Vergnügen, meine Verse auszuarbeiten, dann um besser wieder zu Kräften zu kommen, nahm ich mir einst vor, wieder der freyen Luft zu geniessen, wozu mir mein guter Cardinal Freyheit und Pferde gab, und so ritt ich mit zwey römischen Jünglingen, deren einer von meiner Kunst war, der andere aber uns nur gern Gesellschaft leistete, von Rom weg und nach Tagliacozzo, meinen Lehrling Askanio zu besuchen. Ich fand ihn mit seinem Vater, Geschwistern und Stiefmutter, und ward zwey Tage von ihnen auf das freundlichste bewirthet. Ich kehrte darauf nach Rom zurück und nahm den Askanio mit mir, unterweges fingen wir

an von der Kunst zu sprechen, dergestalt, daß ich die lebhafteste Begierde fühlte, wieder nach Rom zu kommen, um meine Arbeiten anzufangen. Nach meiner Rückkunft schickte ich mich auch sogleich dazu an, und fand ein silbernes Becken, das ich für den Cardinal angefangen hatte, ehe ich eingekerkert wurde, daran ließ ich obgedachten Paul arbeiten; ein schöner Pokal aber, den ich zugleich mit diesem Becken in Arbeit genommen hatte, war mir indessen, mit einer Menge anderer Sachen von Werth, gestohlen worden. Ich fing ihn nun wieder von vornen an, er war mit runden und halb erhabenen Figuren geziert, desgleichen hatte ich auch auf dem Becken runde Figuren und Fische von halberhabener Arbeit vorgestellt, so daß jeder, der es sahe, sich verwundern mußte, sowohl über die Gewalt des Geistes und der Erfindung, als über die Sorgfalt und Reinlichkeit, welche die jungen Leute bey diesen Werken anwendeten.

Der Cardinal kam wenigstens alle Tage zweymal mit Herrn Ludwig Alamanni und Herrn Gabriel Cesano, und man brachte einige Stunden vergnügt zu, ob ich gleich genug zu thun hatte. Er überhäufte mich mit neuen Werken und gab mir sein grosses Siegel zu stechen, welches die Grösse der Hand eines Knaben von zwölf Jahren hatte, darinn grub ich zwey Geschichten, einmal wie St. Johannes in der Wüsten predigte, und dann wie St. Ambrosius die Arianer verjagte, er war auf einem Pferde vorgestellt mit der Geisel in der Hand, von so kühner und guter Zeichnung, und so sauber gearbeitet, daß jedermann

ſagte, ich habe den groſſen Lautitio übertroffen, der ſich nur allein mit dieſer Art Arbeiten abgab. Der Cardinal war ſtolz, ſein Siegel mit den Siegeln der übrigen Cardinäle zu vergleichen, welche gedachter Meiſter faſt alle gearbeitet hatte. So ward mir auch von dem Cardinal und den zwey obgedachten Herrn aufgetragen, ein Salzgefäß zu machen, es ſollte aber ſich von der gewöhnlichen Art entfernen. Herr Ludwig ſagte, bey Gelegenheit dieſes Salzfaſſes, viele verwunderswürdige Dinge, ſo wie auch Herr Gabriel Cesano die ſchönſten Gedanken über denſelben Gegenſtand vorbrachte; der Cardinal hörte gnädig zu, und, ſehr zufrieden von den Zeichnungen, welche die beyden Herrn mit Worten gemacht hatten, ſagte er zu mir: Benvenuto! die beyden Vorſchläge gefallen mir ſo ſehr, daß ich nicht weiß, von welchen ich mich trennen ſoll, deswegen magſt du entſcheiden, der du ſie ins Werk zu ſetzen haſt. Darauf ſagte ich: Es iſt bekannt, meine Herrn, von welcher groſſen Bedeutung die Söhne der Könige und Kaiſer ſind, und in was für einem göttlichen Glanz ſie erſcheinen. Demohngeachtet, wenn ihr einen armen geringen Schäfer fragt, zu wem er mehr Liebe und Neigung empfinde, zu dieſen Prinzen oder zu ſeinen eigenen Kindern? ſo wird er gewiß geſtehn, daß er dieſe letztern vorziehe; ſo habe ich auch eine groſſe Vorliebe für meine eignen Geburten, die ich durch meine Kunſt hervorbringe, daher was ich euch zuerſt vorlegen werde, hochwürdigſter Herr und Gönner, das wird ein Werk nach meiner eigenen Erfindung ſeyn; denn manche Sachen ſind

leicht zu ſagen, die nachher, wenn ſie ausgeführt werden, keinesweges gut laſſen; und ſo wendete ich mich zu den beyden treflichen Männern und verſetzte: ihr habt geſagt, und ich will thun. Darauf lächelte Herr Ludwig Alamanni und erwiederte, mit der gröſten Anmuth, viele treffliche Worte zu meiner Gunſt, und es ſtand ihm ſehr wohl an, denn er war ſchön anzuſehen, von Körper wohlgeſtaltet, und hatte eine gefällige Stimme; Herr Gabriel Ceſano war gerade das Gegentheil, ſo häßlich und ungefällig, und nach ſeiner Geſtalt ſprach er auch. Herr Ludwig hatte mit Worten gezeichnet, daß ich Venus und Cupido vorſtellen ſollte, mit allerley Galanterien umher, und alles ſehr ſchicklich, Herr Gabriel hatte angegeben, ich ſolle eine Amphitrite vorſtellen mit Tritonen und mehrern Dingen, alle gut zu ſagen, aber nicht zu machen. Ich nahm einen runden Unterſatz, ohngefähr zwey Drittel einer Elle, und darauf, um zu zeigen, wie das Meer ſich mit der Erde verbindet, machte ich zwey Figuren, einen guten Palm groß, die mit verſchränkten Füſſen gegen einander ſaſſen, ſo wie man die Arme des Meers in die Erde hineinlaufen ſieht, das Meer, als Mann gebildet, hielt ein reich gearbeitetes Schiff, welches Salz genug faſſen konnte, darunter hatte ich 4 Seepferde angebracht und der Figur in die rechte Hand den Dreyzack gegeben; die Erde hatte ich weiblich gebildet, von ſo ſchöner Geſtalt und ſo anmuthig, als ich nur wußte und konnte. Ich hatte neben ſie einen reichen verzierten Tempel auf den Boden geſtellt, der den Pfeffer enthalten ſollte, ſie

lehnte sich mit einer Hand darauf und in der andern hielt sie das Horn des Ueberflusses, mit allen Schönheiten geziert, die ich nur in der Welt wußte; auf derselben Seite waren die schönsten Thiere vorgestellt, welche die Erde hervorbringt, und auf der andern, unterhalb der Figur des Meeres, hatte ich die besten Arten von Fischen und Muscheln angebracht, die nur in dem kleinen Raume statt finden konnten, übrigens machte ich an dem Oval ringsum die allerherrlichsten Zierrathen. Als nun darauf der Cardinal mit seinen zwey treflichen Begleitern kam, brachte ich das Modell von Wachs hervor, worüber sogleich Herr Gabriel Cesano mit grossem Lärm herfiel, und sagte: das Werk ist in zehen Menschen Leben nicht zu vollenden, und ihr wollet, hochwürdigster Herr, es doch in Eurem Leben noch fertig sehen? Ihr werdet wohl vergebens darauf warten. Benvenuto will Euch von seinen Söhnen zeigen, nicht geben; wir haben doch wenigstens Dinge gesagt, die gemacht werden konnten, er zeigt Dinge, die man nicht machen kann. Darauf nahm Herr Ludwig Alamanni meine Parthie, der Cardinal aber sagte, er wolle sich auf ein so grosses Unternehmen nicht einlassen, da versetzte ich: Hochwürdigster Herr! ich sage voll Zuversicht, daß ich das Werk für den zu endigen hoffe, der es bestellen wird, ihr sollt es alle noch hundertmal reicher als das Modell vor Augen sehen, und ich hoffe mit der Zeit noch mehr als das zu machen. Darauf versetzte der Cardinal mit einiger Lebhaftigkeit: wenn du es nicht für den König machst, zu dem ich dich führe, so glaube ich nicht,

daß du es vor einen andern zu Stande bringst. Sogleich zeigte er mir den Brief, worinn der König in einem Absatze schrieb: er solle geschwind wieder kommen und Benvenuto mitbringen! Da hub ich die Hände gen Himmel und rief: o wann wird das Geschwinde doch kommen? der Cardinal sagte: ich sollte mich einrichten, und meine Sachen in Rom in Ordnung bringen, und zwar innerhalb zehen Tagen.

Als die Zeit der Abreise herbeykam, schenkte er mir ein schönes und gutes Pferd, das Tornon hieß, weil der Cardinal dieses Nahmens es ihm geschenkt hatte, auch Paul und Askanio, meine Schüler, wurden mit Pferden versehen. Der Cardinal theilte seinen Hof, der sehr groß war; den einen edlern Theil nahm er mit sich auf dem Weg nach der Romagna, um die Madonna von Loretto zu besuchen, und alsdenn nach Ferrara, in sein Haus zu gehen; den andern Theil schickte er gegen Florenz, das war der gröste, und dabey seine schönste Reiterey. Er sagte mir, wenn ich auf der Reise sicher seyn wollte, so sollte ich sie mit ihm zurücklegen, wo nicht, so könnte ich in Lebensgefahr gerathen. Ich gab mein Wort, daß ich mit ihm gehen wollte; aber weil alles geschehen muß, was im Himmel beschlossen ist, so gefiel es Gott, daß mir meine arme leibliche Schwester in den Sinn kam, die so viele Betrübniß über mein grosses Uebel gehabt hatte, auch erinnerte ich mich meiner Nichten, die in Viterbo Nonnen waren, die eine Aebtissin, die andere Schaffnerinn, so daß sie die reiche Abtey gleichsam beherrschten,

Sie hatten auch um meinetwillen so viele schwere Leiden erduldet, und für mich so viel gebetet, daß ich für gewiß glaubte, meine Befreyung habe ich der Frömmigkeit dieser guten Mädchen zu verdanken. Da ich das alles bedachte, beschloß ich nach Florenz zu gehen, und statt daß ich auf diesem Wege, so wie auf dem andern, mit den Leuten des Cardinals, die Reise hätte umsonst machen können, so gefiel es mir noch besser, für mich und in anderer Gesellschaft zu gehen. Den heiligen Montag reisten wir zu drey von Rom ab, und in Monterosi traf ich Meister Cherubin einen treflichen Juwelier, meinen sehr guten Freund, und glaubte, weil ich öffentlich gesagt hatte, ich würde mit dem Cardinal gehen, keiner meiner Feinde würde mir weiter aufgepaßt haben; und doch hätte es mir bey Monterosi übel bekommen können, denn man hatte vor uns einen Haufen wohlbewafneter Leute hergeschickt, mir was Unangenehmes zu erzeigen, und indeß wir bey Tische saßen hatten jene, nachdem sie vernommen, daß ich nicht im Gefolge des Cardinals reiste, alle Anstalt gemacht mich zu beschädigen. Da wollte Gott, daß das Gefolge so eben ankam, und ich zog mit ihm fröhlich und gesund nach Viterbo. Da hatte ich nun keine Gefahr mehr zu befürchten und ritte manchmal mehrere Meilen voraus, und die treflichsten unter dieser Truppe bezeugten mir viele Achtung.

Als ich nun so, durch Gottes Gnade, gesund und wohl nach Viterbo kam, empfingen meine Nichten mich mit den gröſten Liebkosungen, so wie das ganze Kloster;

dann reiſte ich wieder mit meiner Geſellſchaft weg, und wir hielten uns bald vor bald hinter dem Gefolge, ſo daß wir am grünen Donnerſtage um zwey und zwanzig, nur ohngefähr eine Poſt von Siena entfernt waren. Da fand ich einige Pferde, die eben von gedachter Stadt gekommen waren, und der Poſtillion wartete auf irgend einen Fremden, der für ein geringes Geld darauf nach Siena zurückritte. Da ſtieg ich von meinem Pferde Tornon, legte mein Kiſſen und meine Steigbügel auf die gedachte Poſtſtute, gab dem Knechte einen Julier, ließ meinen jungen Leuten mein Pferd, die es mir nachführen ſollten, und machte mich auf den Weg, um eine halbe Stunde früher nach Siena zu kommen, ſowohl weil ich einen Freund beſuchen, als auch weil ich einige Geſchäfte verrichten wollte. Und zwar kam ich geſchwind genug, doch ritt ich keinesweges poſtmäßig. Ich fand eine gute Herberge in Siena, beſprach Zimmer für fünf Perſonen und ſchickte das Pferd nach der Poſt, die vor dem Thor zu Comollia angelegt war; ich hatte aber vergeſſen, mein Kiſſen und meine Steigbügel herunterzunehmen. Wir brachten den Abend ſehr luſtig zu. Charfreytag Morgens erinnerte ich mich meines Pferdezeuges und als ich darnach ſchickte, wollte der Poſtmeiſter es nicht wieder herausgeben, weil ich ſeine Stute zu ſchanden geritten hätte. Die Boten gingen oft hin und her, und er verſicherte beſtändig: daß er die Sachen nicht wieder herausgeben wolle, mit vielen beleidigenden und unerträglichen Worten. Da ſagte der Wirth, wo ich wohnte, ihr kommt noch gut weg, wenn er euch

nichts schlimmeres anthut, als daß er Kissen und Steigbügel behält, denn einen solchen bestialischen Mann hat es noch nicht in unserer Stadt gegeben und er hat zwey Söhne bey sich, die tapfersten Leute und als Soldaten noch weit bestialischer als er, drum kauft nur wieder, was ihr bedürft, und reutet eurer Wege, ohne euch weiter mit ihm einzulassen. Ich kaufte ein paar Steigbügel und dachte mein Kissen durch gute Worte wieder zu erlangen, und weil ich sehr gut beritten und mit einem Panzerhemd und Armschienen bewaffnet war, auch eine trefliche Büchse auf dem Sattel hatte, erregten die grossen Bestialitäten, die der tolle Mensch mir hatte sagen lassen, in mir nicht die geringste Furcht; auch waren meine jungen Leute gewöhnt Panzerhemde und Aermel zu tragen und auf meinen römischen Burschen hatte ich ein besonderes Vertrauen, denn ich wüßte, daß er, so lange wir in Rom waren, die Waffenstücke nicht abgelegt hatte. Auch Askanio, ohngeachtet seiner Jugend, trug dergleichen, und da es Charfreytag war, dachte ich die Tollheit der Tollen sollte doch auch ein wenig feyern.

So kamen wir auf die gedachte Post Camollia, und ich erkannte den Mann gleich, an den Wahrzeichen, die man mir gegeben hatte, denn er war am linken Auge blind; da ließ ich meine zwey jungen Leute und die andere Gesellschaft hinter mir, ritt auf ihn loß, und sagte ganz gelassen: Postmeister! wenn ich euch versich're, daß ich euer Pferd nicht zu schanden geritten habe, warum wollt ihr mir Kissen und Steigbügel, die doch mein sind,

nicht wieder geben? Darauf antwortete er mir wirklich auf die tolle bestialische Weise, wie man mir vorher hinterbracht hatte, worauf ich versetzte: wie, seyd ihr nicht ein Christ? und wollt am heiligen Freytage euch und mir ein solches Aergerniß geben. Er versetzte: daß er sich weder um den heiligen Freytag noch um des Teufelsfreytag bekümmere, und wenn ich nicht gleich mich wegmachte, so wolle er mich mit einem Spiese, den er indessen ergriffen hatte, zusammt mit meinem Schießgewehr zu Boden schlagen. Auf diese heftigen Worte kam ein alter Sinesischer Edelmann herbey, der eben von einer Andacht, wie man sie an selbigem Tage zu halten pflegt, zurückkam; er hatte von weitem recht deutlich meine Gründe vernommen, und trat herzhaft herbey, gedachten Postmeister zu tadeln, indem er meine Parthey nahm, er schalt auch auf die beyden Söhne, daß sie nicht nach ihrer Schuldigkeit die Fremden bedienten, vielmehr durch ihre Schwüre und gotteslästerliche Reden der Stadt Siena Schande brächten. Die beyden Söhne sagten nichts, schüttelten den Kopf und gingen ins Haus, der rasende Vater aber, der auf die Worte des Ehrenmannes noch giftiger geworden war, fällte unter schimpflichen Flüchen seinen Spies und schwur, daß er mich gewiß ermorden wolle. Als ich diese bestialische Resolution bemerkte, ließ ich ihn die Mündung meines Gewehrs in etwas sehen, um ihn einigermasen zurückzuhalten, er fiel mir aber nur desto rasender auf den Leib. Nun hatte ich die Büchse noch nicht gerade auf ihn gerichtet, wie ich doch zur Verwah-

rung und Vertheidigung meiner Person hätte thun können, sondern die Mündung war noch in der Höhe, als das Gewehr von selbst losging, die Kugel traf den Bogen des Thors, schlug zurück, und traf den Mann gerade in den Hals, so daß er todt zur Erden fiel. Seine Söhne liefen schnell herbey, der eine mit einem Rechen, der andere mit der Partisane des Vaters, und fielen über meine jungen Leute her. Der mit dem Spiesse griff meinen Paul, den Römer, auf der linken Seite an, der andere machte sich an einen Mailänder, der närrisch aussah und nicht etwa sich aus der Sache zog, denn er hätte nur sagen dürfen, ich gehe ihm nichts an, vielmehr vertheidigte er sich gegen die Spitze jenes Spiesses, mit einem Stöckchen, das er in der Hand hatte, und konnte denn freylich damit nicht besser pariren, als daß ihn sein Gegner am Ende ein wenig an den Mund traf.

Herr Cherubin war als Geistlicher gekleidet, denn ob er gleich ein treflicher Goldschmid war, so hatte er doch viele Pfründen von dem Papste mit guten Einkünften erhalten. Askanio, gut bewaffnet, gab kein Zeichen von sich, als wenn er fliehen wollte, und so wurden die beyden nicht angerührt. Ich hatte dem Pferde die Sporn gegeben, und, indem es geschwind galloppirte, mein Gewehr wieder geladen. Ich kehrte darauf wüthend zurück und dachte erst aus dem Spasse Ernst zu machen; denn ich fürchtete, meine Knaben möchten erschlagen seyn, und da wollte ich auch mein Leben wagen. Ich war nicht weit zurückgeritten, als ich ihnen begegnete. Da fragte ich,

ob ihnen ein Leids wiederfahren wäre? und Askanio sagte: Paul sey tödlich mit einem Spiesse verwundet. Darauf versetzte ich: Paul, mein Sohn, so ist der Spieß durch das Panzerhemd gedrungen? Er sagte, ich habe es in den Mantelsack gethan! Da antwortete ich: wohl erst diesen Morgen? so trägt man also die Panzerhemde in Rom, um sich vor den Damen sehen zu lassen! und an gefährlichen Orten, wo man sie eigentlich brauchte, hat man sie im Mantelsack. Alles Uebel, was dir wiederfährt, geschieht dir recht und du bist schuld, daß ich auch hier umkommen werde, und indem ich so sprach, ritt ich immer rasch wieder zurück. Darauf baten Askanio und er mich um Gottes Willen, ich möchte sie und mich erretten, denn wir gingen gewiß in den Tod. Zu gleicher Zeit begegnete ich Herrn Cherubin und dem verwundeten Mayländer, jener schalt mich aus, daß ich so grimmig sey, denn niemand sey beschädigt, Pauls Wunde sey nicht tief, der alte Postmeister sey todt auf der Erde geblieben, und die Söhne nebst andern Leuten seyen dergestalt in Bereitschaft, daß sie uns sicher alle in Stücken hauen würden; er bat mich, daß ich das Glück, das uns beym ersten Angriffe gerettet hätte, nicht wieder versuchen möchte, denn es könnte uns diesmal verlassen. Darauf versetzt' ich, da ihr zufrieden seyd, so will ich mich auch beruhigen, und, indem ich mich zu Paul und Askanio wendete, fuhr ich fort: gebt euren Pferden die Sporn und laßt uns ohne weitern Aufenthalt nach Staggia galoppiren und da werden wir sicher seyn. Darauf sagte

der Mayländer: der Henker hole die Sünden! das Uebel da begegnet mir nur, weil ich gestern ein wenig Fleischsuppe gegessen habe, da ich nichts anders zu Mittage hatte. Darüber musten wir, ohngeachtet der grossen Noth, in der wir uns befanden, laut lachen, denn die Bestie hatte gar zu dummes Zeug vorgebracht; wir setzten uns darauf in Galopp und liessen Herrn Cherubin und den Mayländer nach ihrer Bequemlichkeit langsam nachreiten.

Indessen waren die Söhne des Todten zu dem Herzog von Melfi gelaufen, und hatten ihn um einige leichte Reiterey gebeten, um uns zu erreichen und zu fahen. Der Herzog, als er erfuhr, daß wir dem Cardinal von Ferrara angehörten, wollte weder Pferde noch Erlaubniß geben. Indessen kamen wir nach Staggia in Sicherheit, ich rief einen Arzt, so gut man ihn daselbst haben konnte und ließ ihn Paulen besichtigen, da sich denn fand, daß es nur eine Hautwunde war, die nichts zu sagen hatte, und wir bestellten das Essen. Indessen erschien Meister Cherubin und der närrische Mayländer, der nur immer sagte: hole der Henker alle Händel! Er betrübte sich, daß er excommunicirt sey, weil er diesen heiligen Morgen seinen Rosenkranz nicht hätte beten können. Der Mann war erstaunend garstig und hatte von Natur ein sehr grosses Maul, und durch die Wunde war es ihm mehr als drey Finger gewachsen, da nahm sich erst seine wunderliche Mayländische Sprache, die abgeschmackten Redensarten und die dummen Worte, die er hervorbrachte, recht närrisch aus, und gaben uns so viel Gelegenheit zu lachen,

daß wir, anſtatt uns über den Vorfall zu beklagen, uns bey jedem ſeiner Worte luſtig machten. Nun wollte der Arzt ihm das Maul zunähen, und da derſelbe ſchon drey Stiche gethan hatte, ſagte der Patient: er möchte inne halten, denn es wäre ihm ungelegen, wenn er aus Böſem ihm etwa das Maul ganz zunähte. Darauf nahm er einen Löffel und verlangte gerade ſo viel ſollte er offen laſſen, daß der Löffel durchkönnte, und er lebendig zu den Seinigen käme. Bey dieſen Worten, die er mit allerley wunderlichen Bewegungen des Kopfs begleitete, ging erſt das Lachen recht los, und ſo kamen wir mit der gröſten Luſt nach Florenz. Wir ſtiegen beym Hauſe meiner armen Schweſter ab, die uns ſowohl als ihr Mann aufs beſte empfing, und bewirthete. Herr Cherubin und der Mayländer gingen ihren Geſchäften nach, wir aber blieben vier Tage in Florenz, in welchen Paul geheilt wurde. Dabey war es die ſonderbarſte Sache, daß wir, ſo oft vom Mayländer geſprochen wurde, in eine ausgelaſſene Luſtigkeit verfielen, ſo wie uns das Andenken des Unfalls, der uns begegnet war, äuſſerſt rührte, ſo daß wir mehr als Einmal zugleich lachen und weinen mußten.

Hierauf zogen wir nach Ferrara und fanden unſern Cardinal daſelbſt, der alle unſere Abentheuer gehört hatte, ſich darüber beſchwerte und ſagte: ich bitte nur Gott um die Gnade, daß ich dich lebendig zu dem Könige bringe, wie ich es ihm verſprochen habe. Er wieß mir darauf einen ſeiner Palläſte in Ferrara, den angenehmſten Aufenthalt, an, der Ort hieß Belfiore, nahe an der Stadt-

mauer, und ich mußte mich daselbst zur Arbeit einrichten. Dann machte er Anstalt, ohne mich nach Frankreich zu gehen, und als er sahe, daß ich darüber sehr verdrießlich war, sagte er: Benvenuto! alles was ich thue, geschieht zu deinem Besten, denn ehe ich dich aus Italien wegnehme, will ich erst gewiß seyn, was in Frankreich mit dir werden wird; indessen arbeite recht fleissig am Becken und am Becher, und ich befehle meinem Cassier, daß er dir geben soll, was du nöthig hast. Nun verreiste er, und ich blieb höchst mißvergnügt zurück. Oft kam mir die Lust an, in Gottes Nahmen davon zu gehen, denn nur der Gedanke, daß er mich aus den Händen des Papstes befreyt hatte, konnte mich zurückhalten, übrigens war sein gegenwärtiges Betragen zu meinem grossen Verdruß und Schaden, deßwegen hüllte ich mich in Dankbarkeit, suchte mich zur Geduld zu gewöhnen, und den Ausgang der Sache abzuwarten. Ich arbeitete fleissig mit meinen jungen Leuten, und Becher und Becken näherten sich immer mehr der Vollendung.

Unsere Wohnung, so schön sie war, hatte ungesunde Luft, und da es gegen den Sommer ging, wurden wir alle ein wenig krank. Um uns zu erholen, gingen wir in dem Garten spatzieren, der zu unserer Wohnung gehörte und sehr groß war; man hatte fast eine Meile Landes dabey als Wildniß gelassen, wo sich unzählige Pfauen aufhielten und daselbst im Freyen nisteten; da machte ich meine Büchse zurechte, und bediente mich eines Pulvers, das keinen Lärm machte, dann paßte ich den jungen Pfauen

auf und schoß alle zwey Tage einen. So nährten wir uns reichlich, und fanden die Speise so gesund, daß unsere Krankheiten sich gleich verlohren, wir arbeiteten noch einige Monate freudig fort, und hielten uns immer zu den beyden Gefässen, als an eine Arbeit, die viel Zeit kostete.

Der Herzog von Ferrara hatte so eben mit dem Papst Paul einige alte Streitigkeiten verglichen, die schon lange über Modena und andere Städte dauerten. Das Recht war auf der Seite der Kirche, und der Herzog erkaufte den Frieden mit schwerem Gelde. Ich glaube, er gab mehr als dreymal hundert tausend Kammerducaten dafür. Nun hatte der Herzog einen alten Schatzmeister, einen Zögling seines Herrn Vaters, der Hieronymus Gigliolo hieß, dieser konnte das Unglück nicht ertragen, daß so grosses Geld zum Papst gehen sollte, er lief und schrie durch die Strassen: Herzog Alfons der Vater hätte mit diesem Gelde eher Rom weggenommen, als daß es der Papst gesehen hätte, und er würde auf keine Weise zahlen. Endlich als ihn der Herzog dennoch zwang, ward der Alte an einem Durchfall so heftig krank, daß er fast gestorben wäre.

Zu der Zeit ließ mich der Herzog rufen und verlangte, daß ich sein Bildniß machen sollte. Ich arbeitete es auf einer runden Schiefertafel, so groß wie ein mäßiger Teller, und ihm gefiel meine Arbeit, so wie meine Unterhaltung sehr wohl, deßwegen er mir auch öfters vier bis fünf Stunden saß, und mich manchmal Abends zur Tafel

behielt. In Zeit von acht Tagen war ich mit dem Kopfe fertig, dann befahl er mir die Rückseite zu machen, wo eine Frau als Friede, mit der Fackel in der Hand, Trophäen verbrannte. Ich machte diese Figur in freudiger Stellung mit dem feinsten Gewande und der grösten Anmuth, und unter ihr stellte ich die Wuth vor, traurig und schmerzlich, und mit vielen Ketten gebunden. Diese Arbeit machte ich mit grosser Sorgfalt und sie brachte mir viel Ehre, denn der Herzog konnte mir nicht ausdrucken, wie zufrieden er sey, als er mir die Umschrift sowohl um den Kopf als um die Rückseite zustellte. Auf dieser stand Pretiosa in conspectu Domini (Kostbar vor den Augen des Herrn) und wirklich war ihm der Friede theuer genug zu stehen gekommen.

Zu der Zeit, als ich daran arbeitete, hatte mir der Cardinal geschrieben, ich solle mich bereit halten, denn der König habe nach mir gefragt, und er, der Cardinal, habe seinen Leuten geschrieben, alles mit mir in Ordnung zu bringen. Ich ließ mein Becken und meinen Pokal einpacken, denn der Herzog hatte ihn schon gesehen. Damals besorgte die Geschäfte des Cardinals ein Edelmann von Ferrara, der Herr Albert Bendidio hieß, dieser Mann war zwölf Jahre wegen einer Unpäßlichkeit zu Hause geblieben, er schickte eines Tages mit grosser Eile zu mir, und ließ mir sagen, ich sollte geschwinde aufsitzen und nach Frankreich Post reiten, um dem König aufzuwarten, der nach mir mit grossem Verlangen gefragt habe und glaube, daß ich schon in Frankreich sey. Der Cardinal,

sich zu entschuldigen, habe gesagt: ich sey, in einer seiner Abteyen zu Lion ein wenig krank geblieben, er wolle aber sorgen, daß ich Seiner Majestät bald aufwartete; deßwegen sey es nun nöthig, daß ich Post nehme. Herr Albert war ein sehr redlicher Mann, aber dabey sehr stolz, und seine Krankheit machte ihn gar unerträglich. Als er mir nun sagte, daß ich mich geschwind fertig machen und Post nehmen sollte, so antwortete ich: Meine Arbeit mache sich nicht auf der Post, und wenn ich hinzugehen hätte, so wollte ich den Weg in bequemen Tagereisen zurücklegen, auch Askanio und Paul, meine Cameraden und Arbeiter, mitnehmen, die ich schon von Rom gebracht habe, und dabey verlangte ich noch einen Diener zu Pferd, der mir aufwartete, und Geld, soviel nöthig wäre. Der alte kranke Mann antwortete mir mit stolzen Worten: auf die Art und nicht anders reis'ten die Söhne des Herzogs. Ich antwortete ihm: die Söhne meiner Kunst reis'ten nun einmal so; wie aber die Söhne eines Herzogs zu reisen pflegten, wüßte ich nicht, denn ich sey nie einer gewesen. Auf alle Weise würde ich nun nicht hingehen. Da mir nun der Cardinal sein Wort nicht gehalten hatte, und ich noch gar solche unartige Reden hören sollte, so entschloß ich mich, mit den Ferrareſern nichts weiter zu thun zu haben, wendete ihm den Rücken und ging brummend fort, indem er nicht nachließ, harte und unanständige Reden zu führen. Ich ging nun dem Herzog die geendigte Medaille zu bringen und er begegnete mir mit den ehrenvollsten Liebkosungen, und hatte Herrn

Hieronymus Gigliolo befohlen, er ſolle mir einen Ring von mehr als zweyhundert Scudi kaufen und ihn Frashino ſeinem Cämmerer geben, der ihn mir bringen ſollte. Und ſo geſchah es auch, noch denſelben Abend um 1 Uhr kam Frashino und überreichte mir einen Ring, mit einem Diamanten, der viel Schein hatte, und ſagte von Seiten des Herzogs dieſe Worte: mit dieſem Edelſtein ſolle die einzig kunſtreiche Hand geziert werden, die ſo treflich zum Andenken Seiner Excellenz gearbeitet habe. Als es Tag ward, betrachtete ich den Ring und fand einen flachen Stein, von ohngefähr zehen Scudi an Werth, und es war mir ungelegen, daß die herrlichen Worte, die mir der Herzog hatte ſagen laſſen, mit ſo einer geringen Belohnung ſollten verbunden ſeyn, da der Herzog doch glauben könnte, er habe mich vollkommen zufrieden geſtellt. Auch dachte ich wohl, daß der Streich von dem Schelmen, dem Schatzmeiſter, herkomme, und gab den Ring daher einem Freunde, mit Nahmen Bernhard Salitti, der ihn dem Cämmerer wieder geben ſollte, es möchte koſten was es wolle, und das Geſchäft wurde treflich ausgerichtet. Da kam Frashino eilig zu mir, in groſſer Bewegung und ſagte: wenn der Herzog wiſſen ſollte, daß ich ein Geſchenk zurückſchicke, das er mir ſo gnädig zugedacht habe, ſo möchte er es ſehr übel nehmen und es dürfte mich gereuen. Darauf antwortete ich, dieſer Ring ſey ohngefähr zehen Scudi werth, und meine Arbeit könnte wohl auf zweyhundert Scudi geſchätzt werden, mir ſey blos an einem Zeichen ſeiner Gnade gelegen, und er möchte mir nur ei-

nen von denen Krebsringen schicken, wie sie aus England kommen, und wovon einer ohngefähr einen Paul werth ist, den wollte ich mein ganzes Leben zum Andenken Seiner Excellenz tragen, und mich dabey jener ehrenvollen Worte erinnern, und dann würde ich mich für meine Arbeit hinlänglich belohnt fühlen, an Statt daß jetzt der geringe Werth des Edelsteins meine Arbeit erniedrige. Diese Worte mißfielen dem Herzog so sehr, daß er den Schatzmeister rufen ließ, und ihn mehr als jemals ausschalt, mir ließ er bey Strafe seiner Ungnade befehlen, nicht aus Ferrara ohne seine Erlaubniß zu gehen, dem Schatzmeister aber befahl er, für mich einen Diamanten aufzusuchen, der gegen dreyhundert Scudi werth wäre. Aber der alte Geitzhals fand einen aus, den er höchstens für sechzig bezahlt hatte, und machte den Herzog glauben, daß er weit über zweyhundert zu stehen komme.

Indessen hatte Herr Albert sich eines bessern besonnen und hatte mir alles gegeben, was ich nur verlangte, und ich wäre gleich des Tages von Ferrara weggegangen, wenn nicht der geschäftige Cämmerer mit Herrn Albert ausgemacht hätte, daß er mir keine Pferde geben solle.

Schon hatte ich mein Maulthier mit vielen Geräthschaften beladen, und auch Becken und Kelch für den Cardinal eingepackt. Da kam nun eben ein Ferraresischer Edelmann zu uns, der Herr Alfonso de Trotti hieß, er war alt und sehr angenehm, dabey liebte er die Künste ausserordentlich, war aber einer von denen Personen, die schwer zu befriedigen sind, und wenn sie, zufälligerweise,

ſich auf etwas werfen, das ihnen gefällt, ſo mahlen ſie ſichs nachher ſo treflich in ihrem Gehirn aus, daß ſie niemals glauben, wieder ſo etwas herrliches ſehen zu können. Als er hereintrat, ſagte Herr Albert zu ihm: es iſt mir lieb, daß ihr zu ſpät kommt, denn ſchon ſind Becken und Becher eingepackt, die wir dem Cardinal nach Frankreich ſchicken. Herr Alfonſo antwortete, daß ihm nichts daran gelegen ſey, und ſchickte einen Diener fort, der ein Gefäß von weiſſer Erde, wie man ſie in Faenza macht, das ſehr ſauber gearbeitet wäre, herbey holen ſollte. Indeſſen ſagte Herr Alfonſo, ich will euch ſagen, warum ich mich nicht kümmere, mehr Gefäſſe zu ſehen, denn es iſt mir einmal ein antikes ſilbernes zu Geſichte gekommen, ſo ſchön und wunderbar, daß der menſchliche Geiſt ſo was herrliches ſich nicht vorſtellen kann. Ein treflicher Edelmann beſaß es, der nach Rom wegen einiger Geſchäfte gegangen war, man zeigte ihm heimlich das alte Gefäß, und er beſtach mit groſſem Gelde den, der es beſaß, und ſo brachte er es hierher, hielt es aber geheim, damit der Herzog nichts davon erfahren ſollte, denn der Beſitzer wär in groſſer Furcht, es zu verlieren.

Indeß Herr Alfonſo ſeine langen Mährchen erzählte, gab er auf mich nicht acht, denn er kannte mich nicht. Indeſſen kam das herrliche Modell und ward mit groſſem Prahlen und Prangen aufgeſetzt. Kaum hatt' ich es angeſehen, als ich mich zu Herrn Albert kehrte, und ſagte: wie glücklich bin ich, ſo was geſehen zu haben! Herr Alfonſo fing an zu ſchimpfen und ſagte: wer biſt denn du?

du weißt nicht, was du sagst. Darauf versetzte ich: höret mich an, es wird sich zeigen, wer von uns beyden besser weiß, was er sagt. Dann wendete ich mich zu Herrn Albert, einem sehr ernsthaften und geistreichen Mann und sagte: dieses Modell ist von einem silbernen Becher genommen, der so und soviel wog, den ich zu der und der Zeit, jenem Marktschreier, Meister Jacob, Chirurgus von Carpi machte, der nach Rom kam, sechs Monate daselbst blieb, und mit seiner Salbe manche Dutzend Herrn und arme Edelleute beschmierte, von denen er mehrere tausend Ducaten zog. Da arbeitete ich ihm dieses Gefäß und noch ein anderes, verschieden von diesem, er hat mir beyde schlecht bezahlt, und noch sind in Rom die Unglücklichen, die er gesalbt und elend gemacht hat; mir aber gereicht es zur grossen Ehre, daß meine Werke bey euch reichen Leuten so einen grossen Nahmen haben. Aber ich versichre euch, seit der Zeit habe ich mir noch Mühe gegeben, etwas zu lernen, so daß ich denke, das Gefäß, das ich nach Frankreich bringe, soll ganz anders des Königs und des Cardinals werth seyn, als dieser Becher eures Medicasters. Als ich mich so herausgelassen hatte, wollte Herr Alfonso für Verlangen nach meiner neuen Arbeit schier vergehen, ich aber bestand darauf, sie nicht sehen zu lassen. Als wir uns eine Weile gestritten hatten, sagte er: er wolle zum Herzog gehen, und Seine Excellenz werde ihm schon dazu verhelfen. Darauf versetzte Herr Albert, der, wie ich schon gesagt habe, der stolzeste Mann war, Herr Alfonso, eh' ihr von hier weg-

geht, ſollt ihr die Arbeit ſehen, ohne dazu die Gunſt des Herzogs zu bedürfen. Da ging ich weg und ließ Paul und Askanio zurück, um ihm die Gefäſſe zu zeigen; die jungen Leute erzählten mir nachher, daß man die gröſten Sachen zu meinem Lobe geſagt hätte. Nun wollte Herr Alfonſo, daß ich ſein Hausgenoſſe werden ſollte, und eben deswegen ſchienen mirs tauſend Jahre, bis ich von Ferrara weg und ihm aus den Augen kam. Was ich gutes und nützliches an dieſem Orte genoſſen hatte, war ich dem Umgang des Cardinals Salivati und des Cardinals von Ravenna ſchuldig, auch hatte ich Bekanntſchaft mit einigen geſchickten Tonkünſtlern gemacht und mit niemand ſonſt; denn die Ferrareſer ſind die geitzigſten Leute, und was andern gehört, gefällt ihnen gar zu wohl, ſie ſuchen es auf alle Weiſe zu erhaſchen, und ſo ſind ſie alle. Um zwey und zwanzig kam Frashino, überreichte mir den Ring von ohngefähr ſechzig Scudi, und ſagte mit kurzen Worten: ich möchte den zum Andenken Seiner Excellenz tragen. Ich antwortete: das will ich, und ſetzte ſogleich den Fuß in den Steigbügel und ritt, in Gottes Nahmen, fort. Er hinterbrachte meine Worte und mein Betragen dem Herzog, der ſehr erzürnt war, und groſſe Luſt hatte, mich zurück holen zu laſſen.

Ich ritt den Abend wohl noch zehen Meilen, immer im Trott, und war ſehr froh, den andern Tag aus dem Ferrareſiſchen zu ſeyn, denn auſſer den jungen Pfauen, die ich gegeſſen und mich dadurch curirt hatte, war mir dort nichts gutes geworden. Wir nahmen den Weg durchs

Monsanesische und berührten die Stadt Mailand nicht, aus obgedachter Ursache, und so kamen wir glücklich und gesund nach Lion, Paul, Askanio und ein Diener, alle vier auf guten Pferden. In Lion erwarteten wir einige Tage das Maulthier, worauf unser Gepäck und die Gefässe waren, und wohnten in einer Abtey des Cardinals. Als unsere Sachen ankamen, packten wir sie sorgfältig um und zogen nach Paris, wir hatten auf dem Weg einige Händel, aber nicht von grosser Bedeutung.

Den Hof des Königs fanden wir zu Fontainebleau, wir meldeten uns beym Cardinal, der uns sogleich Quartier anweisen ließ, und diesen Abend befanden wir uns recht wohl. Den andern Tag erschien der Karren, und da wir nun unsere Sachen hatten, sagte es der Cardinal dem König, der uns sogleich sehen wollte. Ich ging zu Seiner Majestät mit dem Pokal und Becher, als ich vor ihn kam, küßte ich ihm das Knie, und er hub mich gnädig auf. Indessen dankte ich Seiner Majestät, daß er mich aus dem Kerker befreyt habe, und sagte, es sey eigentlich die Pflicht eines so guten und einzigen Fürsten, nützliche Menschen zu befreyen und zu beschützen, besonders wenn sie unschuldig seyen, wie ich; solche Wohlthaten seyn in den Büchern Gottes oben an geschrieben, vor allem andern, was man in der Welt thun und wirken könne. Der gute König hörte mich an, bis ich geendigt, und meine Dankbarkeit mit wenigen Worten, die seiner werth waren, ausgedrückt hatte. Darauf nahm er Gefäß und Becken und sagte: wahrhaftig ich glaube nicht, daß

die Alten jemals eine so schöne Art zu arbeiten gesehen haben, denn ich erinnere mich wohl vieler guten Sachen, die mir vor Augen gekommen sind, und auch dessen, was die besten neuern Meister gemacht haben, aber ich habe niemals ein Werk gesehen, das mich so höchlich bewegt hätte, als dieses. Diese Worte sagte der König auf französisch, zum Cardinal von Ferrara, mit noch grössern Ausdrücken als dieses. Dann wendete er sich zu mir, sprach mich italienisch an und sagte: Benvenuto! bringt eure Zeit einige Tage fröhlich zu, dann wollen wir euch alle Bequemlichkeit geben, irgend ein schönes Werk zu verfertigen. Der Cardinal von Ferrara bemerkte wohl das grosse Vergnügen des Königs über meine Ankunft, und daß Seine Majestät sich aus meinen wenigen Arbeiten schon überzeugt hatte, von mir seyen noch weit grössere Dinge zu erwarten, die er denn auch auszuführen Lust hatte.

Indessen mußten wir dem Hofe folgen, und es war eine rechte Qual. Denn es schleppt sich hinter dem König beständig ein Zug von zwölftausend Pferden her, und das ist das geringste, denn wenn in Friedenszeiten der Hof ganz beysammen ist, so sind es achtzehntausend Mann, und darunter mehr als zwölftausend Berittene. Nun kamen wir manchmal an Orte, wo kaum zwey Häuser waren, und man schlug, nach Art der Zigeuner, Hütten von Leinwand auf, und hatte oft gar viel zu leiden. Ich bat den Cardinal, er möchte den König bewegen, daß er mich zu arbeiten wegschickte; ich erhielt aber zur Antwort: das

beste in einem solchen Falle sey, wenn der König selbst meiner gedächte, ich sollte mich manchmal sehen lassen, wenn Seine Majestät speißte. Das that ich denn eines Mittags, der König rief mich, und sprach italienisch mit mir und sagte: er habe im Sinne grosse Werke durch mich arbeiten zu lassen, er wolle mir bald befehlen, wo ich meine Werkstatt aufzuschlagen hätte, auch wolle er mich mit allem, was ich bedürfe, versorgen, dann sprach er noch manches von angenehmen und verschiedenen Dingen. Der Cardinal von Ferrara war gegenwärtig, denn er speißte fast beständig Mittags an der kleinen Tafel des Königs, und da er alle die Reden vernommen, sprach er, als der König aufgestanden war, zu meinen Gunsten, wie man mir hernach wieder erzählte, und sagte: heilige Majestät! dieser Benvenuto hat grosse Lust zu arbeiten, und man könnte es fast eine Sünde nennen, wenn man einen solchen Künstler Zeit verlieren läßt. Der König versetzte: er habe wohl gesprochen, und solle nur mit mir ausmachen, was ich für meinen Unterhalt verlange? Noch denselben Abend nach Tische ließ mich der Cardinal rufen und sagte mir, im Nahmen des Königs: Seine Majestät sey entschlossen, mir nunmehr Arbeit zu geben, er wolle aber zuerst meine Besoldung bestimmt wissen. Der Cardinal fuhr fort: ich dächte, wenn euch der König des Jahrs dreyhundert Scudi Besoldung giebt, so könnt ihr recht gut auskommen, und dann sag ich euch, überlaßt mir nur die Sorge, denn alle Tage kommt Gelegenheit in diesem grossen Reiche, etwas gutes zu stiften, und ich will euch

immer treflich helfen. Darauf antwortete ich: als Sie mich in Ferrara lieſſen, Hochwürdigſter Herr! verſprachet ihr mir, ohne daß ich es verlangte, mich niemals aus Italien nach Frankreich zu berufen, wenn nicht Art und Weiſe, wie ich mich bey dem König ſtehen ſolle, ſchon beſtimmt wäre. Anſtatt mich nun hievon zu benachrichtigen, ſchicktet ihr beſondern Befehl, ich ſolle auf der Poſt kommen, als wenn eine ſolche Kunſt ſich poſtmäßig behandeln lieſſe; hättet ihr mir damals was von dreyhundert Scudi ſagen laſſen, wie ich jetzt hören muß, ſo hätte ich mich nicht vom Platze bewegt, nicht für ſechshundert! Aber ich gedenke dabey, daß Gott Ew. Hochwürden als Werkzeug einer ſo groſſen Wohlthat gebraucht hat, als meine Befreyung aus dem Kerker war, und ich verſichere Ew. Hochwürden, daß wenn ihr mir auch das gröſte Uebel zufügtet, ſo würde doch dadurch nicht der tauſendſte Theil des groſſen Guten aufgewogen werden, das ich durch Dieſelben erhalten habe. Ich bin von ganzem Herzen dankbar, nehme meinen Urlaub, und wo ich auch ſeyn werde, will ich, ſo lange ich lebe, Gott für Euch bitten. Darauf war der Cardinal zornig und ſagte: gehe hin, wohin du willſt, denn mit Gewalt kann man niemanden wohl thun. Darauf ſagten gewiſſe Hofleute, ſo einige von den Semmelſchindern: der dünkt ſich auch recht viel zu ſeyn, da er dreyhundert Ducaten Einkünfte verſchmäht. Die verſtändigen und braven dagegen ſagten: der König wird nie ſeines Gleichen wieder finden und unſer Cardinal will ihn erhandeln, als wenn es eine Laſt Holz wäre.

Das war Herr Ludwig Alamanni, jener, der zu Rom den Gedanken über das Modell des Salzfasses vortrug. Er war ein sehr gefälliger Mann und äuserst liebevoll gegen alle Leute von Talenten. Man erzählte mir, daß er es vor vielen andern Herrn und Hofleuten gesagt hatte. Das begab sich in Dauphine' in einem Schlosse, dessen Nahmen ich mich nicht mehr erinnere, wo man diesen Abend eingekehrt war.

Ich verließ den Cardinal und begab mich in meine Wohnung, denn wir waren immer etwas entfernt von dem Hofe einquartiert, dießmal mogt' es etwa drey Miglien betragen. Ich ritt in Gesellschaft eines Mannes, des Secretair beym Cardinal, und der gleichfalls daselbst einquartiert war. Er hörte auf dem ganzen Wege nicht auf, mit unerträglicher Neugierde zu fragen: was ich denn anfangen wollte, wenn ich nun zurückginge? und was ich denn allenfalls für eine Besoldung verlangt hätte? Ich war halb zornig, halb traurig, und voll Verdruß, daß man mich nach Frankreich gelockt hatte, um mir nun dreyhundert Scudi des Jahrs anzubieten, daher antwortete ich nichts, und wiederholte nur immer, ich wisse schon alles.

Als ich in das Quartier kam, fand ich Paul und Askanio, die auf mich warteten, sie sahen, daß ich sehr verstöhrt war, und da sie mich kannten, fragten sie, was ich habe? Die armen Jünglinge waren ganz ausser sich, deßwegen sagte ich zu ihnen: Morgen früh will ich euch so viel Geld geben, daß ihr reichlich wieder nach Hause kommen könnt, denn ich habe das wichtigste Geschäft vor,

zu dem ich euch nicht mitnehmen kann, ich hatte es lange schon im Sinne, und ihr braucht es nicht zu wissen. Neben unserer Kammer wohnte gedachter Secretair, und es ist möglich, daß er meine Gesinnung und meinen festen Entschluß dem Cardinal gemeldet habe, ob ich es gleich nicht vor gewiß sagen kann.

Keinen Augenblick schlief ich die ganze Nacht, und es schienen mir tausend Jahre, bis es Tag wurde, um den Entschluß auszuführen, den ich gefaßt hatte. Als der Tag graute, ließ ich die Pferde besorgen und setzte mich schnell in Ordnung. Ich schenkte den jungen Leuten alle Sachen, die ich mitgebracht hatte, und mehr als funfzig Goldgülden, eben so viel behielt ich für mich und überdieß den Diamanten, den mir der Herzog geschenkt hatte. Ich nahm nur zwey Hemden mit, und einen schlechten Reitrock, den ich auf dem Leibe hatte. Nun konnte ich mich aber von den jungen Leuten nicht losmachen, die ein für allemal mit mir kommen wollten, daher schalt ich sie aus und sagte: der eine hat schon einen Bart und dem andern fängt er an zu wachsen, ihr habt von mir diese arme Kunst gelernt, so gut als ich sie euch zeigen konnte, und so seyd ihr am heutigen Tag die ersten Gesellen von Italien. Schämt euch doch, daß ihr nicht aus dem Kinderwägelchen herauswollt! soll es denn euch immer fortschleppen? das ist schimpflich, und wenn ich euch gar ohne Geld gehen liesse, was würdet ihr sagen? geht mir aus dem Gesichte! Gott segne euch tausendmal und so lebt wohl! Ich wendete mein Pferd um und verließ sie weinend.

Ich nahm den schönsten Weg durch einen Wald und dachte mich diesen Tag wenigstens vierzig Miglien zu entfernen. Ich wollte an den unbekanntesten Ort gehen, den ich mir nur ausdenken konnte. Indem ich ohngefähr einen Weg von zwey Miglien zurücklegte, hatte ich mir fest vorgenommen, mich an keinem Orte aufzuhalten, wo ich bekannt wäre, und wollte auch nichts weiter arbeiten, als einen Christus, von drey Ellen, wobey ich mich der unendlichen Schönheit zu nähern hoffte, welche er mir selbst gezeigt hatte. So war ich völlig entschlossen, nach dem heiligen Grabe zu gehen, und dachte schon so weit zu seyn, daß mich niemand mehr einholen könnte. Auf einmal hörte ich Pferde hinter mir, und ich war nicht ohne Sorgen, denn in jenen Gegenden schwärmten gewisse Haufen herum, die man Abentheurer nennt, und die gar gern auf der Strasse rauben und morden, und ob man gleich alle Tage genug von ihnen aufhängt, so scheint es doch, als wenn sie sich nicht darum bekümmern. Da sie mir näher kamen, fand ich, daß es ein Abgeordneter des Königs sey, der den Askanio bey sich hatte, er sagte zu mir: im Nahmen des Königs befehle ich euch zu ihm zu kommen. Ich antwortete, du kommst vom Cardinal Ferrara, und deßwegen werde ich dir nicht folgen! Der Mann sagte: wenn ich ihm nicht gutwillig folgen wolle, so habe er die Macht, seinen Leuten zu befehlen, mich als einen Gefangenen zu binden. Nun bat mich Askanio, was er konnte, und erinnerte mich, daß der König, wenn er jemanden ins Gefängniß setzte, sich wenigstens fünf Jahre

besänne, bis er ihn wieder losliesse. Das Wort Gefängniß erschreckte mich dergestalt, denn ich dachte an mein römisches Unglück, daß ich geschwind das Pferd dahin wendete, wohin der Abgeordnete des Königs es verlangte, der immer auf französisch murmelte, und auf der ganzen Reise nicht einen Augenblick still war, bis er mich nach Hofe gebracht hatte. Bald trotzte er mir, bald sagte er dieses, bald jenes, so daß ich die Welt hätte verläugnen mögen.

Als wir zu dem Quartier des Königs kamen, gingen wir bey der Wohnung des Cardinals vorbey, dieser stand unter der Thüre, und sagte: unser allerchristlichster König hat aus eigner Bewegung euch dieselbe Besoldung ausgesetzt, die er Leonard da Vinci, dem Mahler, gab, nämlich siebenhundert Scudi des Jahrs, daneben bezahlt er euch alle Arbeit, die ihr machen werdet, und zum Antritt schenkt er euch fünfhundert Goldgülden, die euch ausgezahlt werden sollen, ehe ihr von hier weggeht. Darauf antwortete ich: das sind Anerbieten eines so grossen Königs würdig. Als der Abgeordnete, der mich nicht gekannt hatte, diese grossen Anerbieten von Seiten des Königs hörte, bat er mich tausendmal um Vergebung. Paul und Askanio sagten: Gott hat uns geholfen in ein so ehrenvolles Wägelchen wieder zurückzukommen. Den andern Tag ging ich dem König zu danken und er befahl mir, daß ich zwölf Modelle, zu silbernen Statuen, machen sollte, die als zwölf Leuchter um seinen Tisch dienen sollten; er wollte sechs Götter und sechs Göttinnen vorgestellt haben,

grade so hoch wie er selbst, und er war beynahe drey Ellen groß. Als er mir diesen Auftrag gegeben hatte, wendete er sich zum Schatzmeister der Ersparnisse und fragte, ob man ihm befohlen habe, daß er mir fünfhundert Goldgülden zahlen solle? Dieser antwortete darauf: es sey nicht geschehen! Das empfand der König sehr übel, denn er hatte dem Cardinal aufgetragen, dem Schatzmeister seinen Willen zu sagen. Ferner befahl er mir, ich solle nach Paris gehen und mir eine Wohnung aussuchen, die zu solchen Arbeiten bequem wäre, und ich sollte sie haben. Da nahm ich meine fünfhundert Goldgülden und ging nach Paris, in ein Quartier des Cardinal von Ferrara, woselbst ich, im Nahmen Gottes, zu arbeiten anfing, und vier Modelle, jedes von einem Fuß, verfertigte, sie stellten Jupiter und Juno, Apoll und Vulkan vor. Indessen kam der König nach Paris, und ich eilte ihm aufzuwarten, nahm meine Modelle mit mir, auch die jungen Leute, Askanio und Paul. Der König war zufrieden, und befahl mir, ich sollte ihm zuerst den Jupiter von Silber machen, von obengedachter Höhe, dann stellte ich Seiner Majestät die beyden Jünglinge vor und sagte, ich habe sie zum Dienste Seiner Majestät mit mir gebracht, denn da ich mir sie auferzogen hätte, so würden sie mir wohl mehr Dienste leisten, als die, die ich in Paris finden könnte; darauf sagte der König, ich sollte beyden eine Besoldung auswerfen, die hinreichend wäre, sie erhalten zu können. Ich sagte, daß hundert Goldgülden für jeden genug sey, auch habe ich einen Ort gefunden, der mir zu einer Werk-

ſtatt höchſt tauglich ſchiene. Das Gebäude gehörte Seiner Majeſtät eigen und hieß Klein Nello, der König hatte es dem Prevoſt von Paris eingegeben, der ſich aber deſſen nicht bediente, und ſo konnte mirs der König ja wohl einräumen, da ich es zu ſeinem Dienſt bedurfte. Darauf antwortete der König: das Haus iſt mein und ich weiß recht gut, daß der, dem ich es gegeben habe, daſſelbe nicht bewohnt, noch gebraucht, deswegen ſollt ihr euch deſſen, zu unſerer Arbeit, bedienen. Darauf befahl er einem ſeiner Officiere, er ſolle mich in das gedachte Nello einführen, dieſer weigerte ſich einen Augenblick und ſagte: er könne das nicht thun. Da antwortete der König zornig, er wolle die Dinge vergeben, wie es ihm gefiele, jener bediene ſich deſſen nicht, und ich ſey ein nützlicher Mann, der für ihn arbeite, er wolle von keinem weitern Widerſpruch hören. Da verſetzte der Officier, es werde wohl nöthig ſeyn, ein bischen Gewalt zu brauchen, darauf antwortete der König: jetzt geht, und wenn kleine Gewalt nicht hilft, ſo gebraucht groſſe! Eilig führte der Mann mich zu dem Gebäude, und es war Gewalt nöthig, um mich in Beſitz zu ſetzen, dann ſagte er mir, ich ſollte nun wohl ſorgen, daß ich drin nicht todt geſchlagen werde.

Ich ging hinein und nahm ſogleich Diener an, kaufte verſchiedene Spieſſe und lebte verſchiedene Tage mit größtem Verdruß, denn mein Gegner war ein franzöſiſcher Edelmann, und die übrigen Edelleute waren alle meine Feinde und inſultirten mich auf alle Weiſe, ſo daß es mir unerträglich ſchien. Hier muß ich noch bemerken,

daß, als ich in Ihro Majestät Dienste ging, man 1540 schrieb, und ich also eben vierzig Jahr alt wurde. Nun ging ich, diese Beleidigung und meinen Verdruß dem König zu klagen, und bat ihn, er möchte mich an einem andern Orte einrichten lassen. Darauf sagte der König: wer seyd ihr? und wie heißt ihr? Ich war äuserst erschrocken, denn ich wußte nicht, was der König meynte, und als ich so still war, wiederholte er seine Frage; darauf versetzte ich: daß ich Benvenuto hiesse. Da sagte der König: seyd ihr der Benvenuto, von dem ich gehört habe, so handelt nach eurer Weise, und ich gebe euch völlige Erlaubniß! Ich versetzte darauf: daß mir allein seine Gnade hinreichend sey, übrigens kenne ich keine Gefahr. Der König lächelte ein wenig und sagte: so geht nur! an meiner Gnade soll es euch niemals fehlen. Sogleich befahl er einem seiner Secretaire, welcher Villeroi hieß, er solle mich mit allem versehen und meine Bedürfnisse vollkommen einrichten lassen. Dieser Mann war ein grosser Freund vom Prevost von Paris, der zuerst das Kleine Nello besessen hatte, dieses Gebäude war in dreyeckiger Form an die Mauren der Stadt angelehnt, eigentlich ein altes Schloß von guter Grösse, man hielt aber keine Wache daselbst. Herr von Villeroi rieth mir, ich sollte mich ja nach einem andern Platz umsehen und diesen seinem alten Besitzer überlassen, denn es sey ein sehr mächtiger Mann, und er werde mich gewiß todtschlagen lassen. Darauf sagte ich: ich sey aus Italien nach Frankreich gegangen, bloß um diesem wundersamen König zu dienen, und was

das Todtschlagen betreffe, so wisse ich recht gut, daß ich sterben müsse, ein bischen früher oder später, daran wäre nichts gelegen. Dieser Villeroi war ein Mann von grossem Geiste, bewundernswerth in allen seinen Dingen, und sehr reich, nun war nichts in der Welt, was er mir nicht zum Verdruß gethan hätte, aber er ließ sich nichts merken, es war ein ernsthafter Mann von schönem Anblick und sprach langsam. Die Besorgung meiner Sache trug er einem andern Edelmann auf, welcher Herr von Marmagna hieß, und Schatzmeister von Languedoc war; das erste, was dieser that, war, daß er die besten Zimmer des Gebäudes für sich selbst einrichten ließ, da sagte ich ihm: der König habe mir diesen Ort zu seinem Dienste gegeben, und ich wolle nicht, daß jemand ausser mir und den Meinigen hier seine Wohnung haben sollte. Dieser stolze, kühne und heftige Mann sagte zu mir: er wolle thun, was ihm beliebte, ich renne nur mit dem Kopf gegen die Mauer, wenn ich ihm widerstehen wolle, er habe Befehl von Villeroi, das thun zu dürfen. Dagegen versetzte ich: habe ich doch den Auftrag vom König, und ich weiß wohl, daß weder ihr noch Villeroi so etwas unternehmen sollt. Hierauf sagte mir der stolze Mann, in seiner französischen Sprache, viele häßliche Worte, worauf ich denn in der meinigen versetzte, daß er lüge. Erzürnt griff er nach seinem kleinen Dolch und ich legte Hand an meinen grossen Dolch, den ich immer an der Seite, zu meiner Vertheidigung, trug, und sagte zu ihm: bist du kühn genug zu ziehen, so stech' ich dich auf der Stelle todt. Er hatte

zwey Diener mit ſich und meine zwey Geſellen ſtanden dabey. Marmagna ſchien einen Augenblick unentſchloſſen, aber geneigter zum Böſen und ſagte murmelnd: das werde ich nie ertragen. Ich befürchtete das ſchlimmſte und ſagte entſchloſſen zu Paul und Askanio: ſobald ihr ſeht, daß ich meinen Dolch ziehe, ſo werft euch gleich über die Diener her, und erſchlagt ſie, wenn ihr könnt, dieſer ſoll gewiß zuerſt fallen, und dann wollen wir uns mit Gott davon machen. Marmagna vernahm dieſen Entſchluß und war zufrieden, nur lebendig vom Platze zu kommen. Dieſe ganze Begebenheit ſchrieb ich mit etwas gelinderen Ausdrücken an den Cardinal, der ſie augenblicklich dem König erzählte, Seine Majeſtät war verdrießlich, und gab einem andern, der Vicomte D'Orbec hieß, die Aufſicht über mich; dieſer Mann ſorgte mit der gröſten Gefälligkeit für alle meine Bedürfniſſe.

Da ich nun Haus und Werkſtatt vollkommen eingerichtet hatte, ſo daß ich meine Arbeit bequem einrichten konnte, und dabey ſehr ehrenvoll wohnte, arbeitete ich ſogleich an den drey Modellen in der Gröſſe, wie die Statuen von Silber werden ſollten, und zwar ſtellten ſie Jupiter, Vulkan und Mars vor, ich machte ſie von Erde, inwendig ſehr wohl mit eiſernen Stäben verwahrt. Als ich fertig war, ging ich zum König, der mir, wenn ich mich recht erinnere, dreyhundert Pfund Silber geben ließ, damit ich die Arbeit anfangen könnte. Indeſſen ich nun alles dazu vorbereitete, ward das Gefäß und das ovale Becken fertig, die mir verſchiedene Monate wegnahmen,

als sie vollendet waren, ließ ich sie trefflich vergolden, und man konnte wohl sagen, daß es die schönste Arbeit sey, die man je in Frankreich gesehen hatte. Sogleich trug ich sie zum Cardinal von Ferrara, der mir über die Maßen dankte, hernach aber ohne mich zum König ging, und demselben damit ein Geschenk machte. Der König hielt sie sehr werth, und lobte mich übermäßiger, als jemals ein Mensch meiner Art gelobt worden ist, und machte dem Cardinal ein Gegengeschenk mit einer Abtey, die siebentausend Scudi Einkünfte hatte, und ließ die Absicht merken, mir auch etwas zu verehren, woran ihn der Cardinal verhinderte und sagte: Seine Majestät verfahre zu geschwind, denn ich habe für ihn ja noch keine Arbtit vollendet. Da versetzte der freygebigste König, mehr als jemals entschlossen: ich will ihm eben Lust und Muth zu seiner Arbeit machen. Da schämte sich der Cardinal und sagte: ich bitte, laßt mich gewähren, denn sobald ich die Abtey in Besitz genommen habe, will ich ihm eine Pension von wenigstens dreyhundert Scudi aussetzen. Davon ist mir aber nie etwas geworden, und es wäre zu weitläufig alle Teufeleyen dieses Cardinals zu erzählen, besonders da ich wichtigere Dinge vor mir habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verſuch einer hiſtoriſch-kritiſchen Darſtellung des bisherigen Einfluſſes der Kantiſchen Philoſophie auf alle Zweige der wiſſenſchaftlichen und practiſchen Theologie. Hannover 1796, in der Helwingſchen Buchhandlung.

Wenn die gegenwärtige Lage der Religion und Theologie, zumal in Beziehung auf die ReformationsVerſuche der neuſten Philoſophie ſelbſt die Aufmerkſamkeit derer erregt, die ſich ſonſt um den Gang der Cultur der Theologie wenig oder gar nicht bekümmern, oder doch jede Neuerung für höchſt gefährlich halten, ſo iſt vorliegender Verſuch nach dem Urtheile mehrerer gelehrten Zeitungen, z. E. der Göttinger, OberDeutſchen u. a. ganz zu einem Handbuche der neuſten ReligionsPhiloſophie und Geſchichte geeignet, und verdient daher jedem Freunde und Verehrer der Religion empfohlen zu werden, ſowol zur Kenntniß der neuern Grundſäze über Religion und Theologie als auch zur Einflößung billiger Grundſäze gegen Andersdenkende. — Der Verfaſſer macht zu einem zweyten Verſuche Hofnung, wozu ihm die Fermentation, in welcher ſich izt die Theologie befindet, Stoff genug liefern wird. Wenn alle Quinquennien ein ſolcher Verſuch gemacht würde, ſo dürfte (und mit dieſer Aeußerung des Verfaſſers in der leſenswerthen Vorrede, ſtimmt Recenſent ganz ein) die Ueberſicht des Ganges der theologiſchen Cultur dadurch beträchtlich gewinnen, und es würde gleichſam dem Publicum Rechnung abgelegt werden, was in jedem ſolchen Zeitraum von Seiten der Philoſophie für Theologie geleiſtet worden. — Wir dürfen alſo zur Empfehlung dieſes Verſuchs, der dem unkundigen Leſer zeigt, was von Seiten der Kantſchen Philoſophie für die geſammte Theologie gethan und verſucht worden, und dem kundigen Leſer den Ueberblick des Ganzen durch die Combination der verſchiedenen Erſcheinungen erleichtert, nur noch eine kurze Inhaltsanzeige beifügen. — Der Verfaſſer giebt zuerſt ein Gemählde vom Geiſt des Zeitalters in religiöſer Hinſicht, handelt von der Anwendung der Philoſophie auf Religion und Theologie und der in verſchiedenen Zeitaltern verſuchten Anwendung philoſophiſcher Syſteme aufs Chriſtenthum, und ſchildert damit die Lage des Chriſtenthums, als man anfieng Kantſche Philoſophie auf daſſelbe anzuwenden (§. 1—4.) Dann kömmt er zu den, aus der bisherigen Anwendung derſelben reſultirenden Principien für die Anwendung (§. 5. 6) und geht nun zu dem Einfluß der Kantſchen Philoſophie auf die einzelnen Zweige der Theologie über (§. 7—12) auf Exegeſe, Kirchengeſchichte, Dogmatik, Moral, ſymboliſche Theologie, Homiletik, Catechetik und Paſtoraltheologie. — Wir zeichnen nichts aus, weil jeder, den Religion und Theologie intereſſirt, dieſe Schrift nicht ungeleſen laſſen wird. —

Nachricht an das litterariſche Publicum.

Mancher Liebhaber des hiſtoriſchen Studiums wünſchte ſich das Göttingſche hiſtoriſche Magazin von Meiners und Spittler, welches aus 8 Bänden des alten und 3 Bänden des neuen, womit es geſchloſſen worden, beſteht, anzuſchaffen, nur hielt ihn der durch ſo manche Jahrgänge entſtandne Preis von 22 Rthlr. ab. Um dieſes Hinderniß bey einem Werke möglichſt zu erleichtern, deſſen innerer Werth

durchgängig seinen vorzüglichen Platz behauptete, haben wir uns entschlossen, von itzt an bis zu Ende dieses Jahres das complette Exemplar auf 15 Rthlr. baarer Zahlung in Louisd'or zu 5 Rthlr., herabzusetzen. Man beliebe sich während dieser Zeit, nach deren Verlauf der bisherige Preis wieder eintritt, an uns selbst direct Postfrey, oder an eine zunächst gelegene Buchhandlung zu wenden.

Hannover im Juli 1796.

Helwingsche Buchhandlung.

Theatralische Anzeige.

Man wundert sich wohl mit Recht, daß wir in unserm Journalreichen Jahrzehend doch nicht eines besitzen, das ausschließlich dem Theater, welches doch so viele leidenschaftliche Verehrer hat, gewidmet wäre. Eine Gesellschaft von Männern, die sich mit Wärme für alles interessiren, was die deutsche Bühne betrift, hat sich entschlossen diesem Mangel abzuhelfen, und wird dem Publikum den Plan dazu nächstens vorlegen. Vor der Hand wünschen wir weiter nichts, als in jeder Stadt Deutschlands, die ein würdiges Theater unterhält, einen Korrespondenten zu haben, der mit einem ästhetischen Gefühl für die Kunst, und mit unpartheyischem Sinn uns die Nachrichten der Bühne seines Orts mittheilen mögte. Wir bitten hiemit diejenigen, die sich unserm Unternehmen anschliessen wollen, uns ihre Bedingnisse wissen zu lassen. Die Behrensche Buchhandlung in Frankfurt am M. wird alle Briefe unter der Addreße: An die Herausgeber des neuen TheaterJournals uns unverzüglich zur Beantwortung einhändigen.

Die Schumannsche Buchhandlung zu Ronneburg kündigt folgende Werke an:

1) Allgemeines Chronikon für Handluna, Künste, Fabriken und Manufakturen; oder Bibliothek des Wissenswürdigen und Neuen in vorgedachten Gebieten: herausgegeben von J. Ch. Schedel. — 2) Litteratur aller Uebersetzungen, welche aus neuern fremden Sprachen in die deutsche, seit 1700, gemacht worden sind; alphabetisch, chronologisch und systematisch geordnet. — 3) Periodisches Repertorium über alle rezensirende Zeitschriften Deutschlands. Ein durchausnöthiges Handbuch für jeden, der nur einigen Antheil an den liter. Begebenheiten nimmt. — 4) Jahrbuch der schönen Literatur für Damen; nebst einer Einleitung über Frauenzimmerlektüre, vom Verf. des Erasmus Schleicher. — 5) Produkten- und Gewerbalmanach für Kaufleute und Geschäftsmänner; ꝛc. vom Verf. des compendiösen Handbuchs für Kaufleute.

Auf sämmtliche Werke kann man sich in jeder guten Buchhandlung, Post- Zeitungs- und Addreßexpedition unterzeichnen und daselbst zu diesem Zwecke ausführlichere Ankündigungen erhalten. Die Preise sind, wie man finden wird, aufs billigste gesetzt. Wer sich postfrei an die Verlagshandlung selbst wendet, erhält seine Exemplare auf holländ. Papier und die Kupfer, wo sich welche dabei befinden, gedoppelt.

In dem Neuen KunstVerlag und Buchhandlung in Mannheim erscheinen künftige Michaelis-und NeujahrsMesse:

Der 2te Jahrgang des in vorigem Jahre mit so vielem Beyfall aufgenommenen Taschenbuchs: Tempel der Musen und Grazien für das Jahr 1797. Er behält die nemliche Eintheilung nach den 9 Musen, und begreift unter den Musen Caliope, Erato und Euterpe bey jeden in ihrem Fache 40 noch ungedruckte Gedichte berühmter deutscher Dichter und Dichterinnen, in Terpsichore und Polihymnia prosaische Aufsäze über die Ballets, über den Tanz verschiedener Völker: Parallel zwischen Mann und Weib, über Weiber und Weiberliebe, über Augensprache und Händedruk. Clio, Muse der Geschichte, liefert eine chronologische Uebersicht der merkwürdigsten Kriegsvorfällen am Rhein vom Jahr 1792—1796. Die 3 Grazien hingegen gesellschaftliche Spiele, Räthsel, Charaden, Aufsätze in Stammbücher und Denksprüche ꝛc ꝛc. Die Kupfer sind für diesmal aus der Thalia genommen, und stellen Szenen aus noch ungedruckten Iffländischen und Kozebuischen Schauspielen dar, und sind auch mit einigen Bildnißen der unter den Musen Clio vorkommenden Feldherren verziert. Der Preiß ist 2 fl. rheinisch oder 1 Rthlr. 8 gr. sächs.

Der 1797er ToilettenKalender enthält ähnliche Aufsäze, wie die vorjährige Jahrgänge, nur daß er statt der sonst aufgenommenen Modetrachten diesmal 6 grosse und 12 kleine Blatt illuminirte Stückmuster enthält. 1 fl. 12 kr. Rh. oder 18 gr. sächs.

Der Mannheimer kleine SakKalender, welcher diesmal dem Andenken des jüngsten Bombardement dieser Stadt gewidmet ist, enthält ausser der vollständigen Beschreibung derselben 8 kleine und 2 grösere Kupfer, die vorzüglichste Gebäude vor und nach dem Bombardement in ihren Ruinen darstellend. Der Preiß ist mit schwarzen Kupfern 36 kr. rhein. oder 9 gr. sächs. Auch sind Exemplare mit illuminirten Kupfern um den doppelten Preiß zu haben.

Der TheaterKalender oder Taschenbuch fürs Theater 3ter Jahrg. fürs J. 1797 wird diesmal wegen der in ganz Deutschland gehemmten Passage etwas später erscheinen, und behält ganz seine vorige Einrichtung, nur die Monatskupfer werden ausser den Portraits, Szenen aus berühmten Lust- und Schauspielen darstellen

Portefeuille zum Sticken für Damen, 2ter Jahrgang mit illuminirten Kupfer. 1 fl. 15 kr. rhein. oder 18 gr. sächs.

Rheinische Musen 6ter Band, 1s 2s 3s Heft mit Musik und illuminirten TheaterKostüms. 2 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 8 gr. sächs.

Exempelbuch zum Gesundheitskatechismus. Ein Lesebuch für Eltern, Lehrer und Schulen, von A. L. Müller, 2 Thle. 8. Hannover, bei den Gebr. Hahn. 27 Bogen. 15 ggr.

Beide Theile dieses gemeinnützigen Buchs entsprechen nach dem Urtheile mehrerer kritischen Blätter, (z. B. Jen. Lit. Zeitung, Jan. u. Aug. d. J.) ihrer Absicht ganz. Sie theilen denjenigen unter allen Volksklassen, die für Belehrung Empfänglichkeit haben, sehr brauchbare und der Beherzigung werthe Lehren im Gewande der Erzählung anschaulich mit. Die Sprache ist rein, und allgemein verständlich, die Erzählungen jedesmal der Wahrheit treu, und

mit der nöthigen Kürze abgefaßt. Das Ganze darf also auch ohne bestimmte Rükſicht auf jenen Katechismus, Eltern, Lehrern und Kindern als ein angenehmes und über körperliche Geſundheit richtig belehrendes Leſebuch mit Zuverläßigkeit empfohlen werden.

Der Blick Jeſus auf Natur, Menſchheit und Sich ſelbſt; oder Betrachtungen über die Gleichniße unſers Herrn. Ein Leſebuch für Chriſtusverehrer, von F. L. Ewald, Spec. Super. in Detmold, gr. 8. Hannover, bei den Gebr. Hahn. 34 Bog. 1 Rthlr. 8 gr.

Wirklich hat der gelehrte Verfaſſer dieſe für den Lehrer wie für den Bekenner der Chriſtusreligion gleich lehrreiche Schrift, ſorgfältig durchgeſehen, verbeſſert und mit neuen Zuſätzen bereichert. In 36 Betrachtungen beſchäftigt er ſich mit der praktiſchen Entwickelung der unübertreflichen Gleichnißreden Jeſu, nach der neuen Bibelüberſetzung des Paſtors Stolz — um dadurch ſeine religiöſen Leſer zu erwecken: daß ſie mit eben dem offnen Sinn und freien Blick auf die Bibel ſähen, mit welchem ſie auf die Natur blikten; daß Geſchichte der Bibel und der Menſchheit ihnen gleich heilig würden; daß ſie aus dieſem Quell des Lichts in der Bibel, Licht, Wahrheit und Beruhigung ſchöpften über die oft ſo dunkeln Plane und Führungen Gottes mit dem Menſchengeſchlecht, und endlich zur Selbſtkenntniß ihres eigenen Herzens, zu einer Menſchenliebe und Gottähnlichkeit gelangten. Daß es alſo dieſer Schrift weder an Reichthum der Materien noch an neuen vortreflichen Anſichten und Erklärungen derſelben, weder an Gedankenfülle noch an hinreiſſender Schreibart — folglich nicht an wahrer Belehrung und Erbauung fehlen werde; dafür bürgt die bekannte Gelehrſamkeit des geiſtreichen Verfaſſers.

Bei Verleger dieſes in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen iſt erſchienen:

Bouwinghauſen, F. M. F. Frhrn. von, Taſchenkalender auf das Jahr 1797 für Pferdeliebhaber, Reuter, ꝛc. mit 12 Kupfern von Herrn Pforr, zu Hünersdorfs Werk über die Reitkunſt und dergl. und folgenden Innhalts:

Erklärung der Monatskupfer, aus Hrn. Hünersdorfs Anleitung zu der natürlichſten und leichteſten Art Pferde abzurichten.

Biographie des Königl. Preußiſchen Herrn Stallmeiſters Ploen, an der RitterAkademie in Berlin, nebſt deſſen Bildniß.

Pferdekenntniß und Wartung. Von dem natürlichen und künſtlichen Getränke der Pferde.

Pferdezucht. Nachrichten von dem Hannövriſchen Landgeſtütte zu Celle, und deſſen Aufnahme.

Pferdarzneikunſt. Einige Nachrichten von der Königl. Däniſchen Thierarzneiſchule in Koppenhagen.

Fuhrweſen und Equipagen. Beſchreibung der engliſchen Stoge-Cooches, nebſt derſelben Abbildung und Grundriß.

Allerlei von Pferden. Und

Fortſezung der neuen Schriften über die Pferdswiſſenſchaft.

Die Horen

Jahrgang 1796

Eilftes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1796.

Innhalt des eilften Stücks.

I. Benvenuto Cellini. Fortsetzung. Seite 1

II. Reise von Grottaferrata nach dem Fucinischen See und Monte Cassino, im October 1794. An Ihre Durchlaucht, die Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar. — 35

III. Herakles bei Augeias. Theokrits fünfundzwanzigste Idylle. Ein Fragment. — 80

IV. Cynthiens Schatten. Elegie von Properz. Des vierten Buchs siebente. — 98

V. Ich denke Dein. — 105

VI. Die Trösterinnen. — 107

Die Horen.
Zweyter Jahrgang. Eilftes Stück.

I.

Benvenuto Cellini.

Fortsetzung.

Ich kehrte nach Paris zurück und jedermann verwunderte sich über die Gunst, die mir der König bezeugte, ich erhielt das Silber und fing an, die Statue des Jupiters zu bearbeiten. Ich nahm viele Gesellen und fuhr, mit grosser Sorgfalt, Tag und Nacht fort; Jupiter, Vulkan und Mars waren im Modell fertig, auch den ersten hatte ich in Silber schon weit gebracht, so daß meine Werkstatt reich genug aussah. Um diese Zeit erschien der König in Paris, ich wartete ihm auf, und als er mich sah, rief er mir fröhlich zu: ob ich ihm in meinem Hause etwas schönes zu zeigen hätte; so wolle er hinkommen. Da erzählte ich ihm alles, was ich gemacht hatte, und er bezeigte grosses Verlangen, die Arbeit zu sehen. Gleich nach Tafel machte er sich auf mit Madame D'Estaurpes, dem Cardinal von Lothringen, dem König von Navarra, seinem Vetter, und der Königinn, seiner Schwester, auch,

kam der Dauphin und die Dauphine, so daß der ganze Adel des Hofes sich in Bewegung setzte.

Ich war wieder nach Hause gegangen und hatte mich an die Arbeit begeben, als nun der König vor das Thor meines Schlosses kam, und so viele Hämmer pochen hörte, befahl er, ein jeder solle still seyn; so war in meinem Hause alles in Arbeit, und der König überfiel mich, eh' ich es dachte. Er trat in meinen Saal und erblickte zuerst mich mit einem grossen Silberblech in der Hand, das zum Leibe Jupiters bestimmt war, ein anderer machte den Kopf, ein dritter die Füsse, so daß der Lärm ausserordentlich war. Zufälligerweise hatte mir eben in diesem Augenblick ein französischer Knabe, der bey der Arbeit um mich war, irgend etwas nicht recht gemacht, deswegen ich ihm einen Tritt gab, der glücklicherweise nur zwischen die Beine traf, doch hatte ich den Jungen über vier Ellen weit weggestossen, der Knabe wollte fallen und hielt sich am König, der eben hereintrat, der König lachte überlaut, und ich war sehr verlegen, dann fing er an zu fragen, was ich mache? und verlangte, daß ich in seiner Gegenwart arbeiten sollte; darauf sagte er: es wäre ihm lieber, wenn ich mich nicht so anstrengen wollte, ich sollte doch so viel Leute nehmen, als mir beliebte, und diese arbeiten lassen, und mich gesund erhalten, um ihm desto länger dienen zu können. Da antwortete ich, daß ich eben krank werden würde, wenn ich nicht arbeitete, auch würden die Werke nicht von der Art werden, wie ich sie für Seine Majestät zu verfertigen hoffte. Der König konnte das nicht ein-

ſehen, und glaubte, es ſey nur Großſprecherey von mir, und der Cardinal von Lothringen mußte mirs nochmals wieder ſagen, dem ich aber ſo offen und umſtändlich meine Gründe vorlegte, daß er mich vollkommen begriff; er beruhigte daher den König und bat ihn, er möchte mich nur viel oder wenig nach meinem Belieben arbeiten laſſen.

So zufrieden von meinen Werken, begab ſich der König nach ſeinem Pallaſte zurück und überhäufte mich dergeſtalt mit Gunſt, daß ich nicht alles erzählen kann. Den andern Tag nach der Tafel ließ er mich rufen, der Cardinal von Ferrara ſpeißte mit ihm, als ich kam, war der König eben an der zweyten Tracht, ich trat herzu, und Seine Majeſtät fing ſogleich mit mir zu reden an. Da er einen ſo ſchönen Becher und ſo ein vortreffliches Becken von mir beſitze, ſo wünſche er dazu auch ein ähnliches Salzfaß zu haben, ich ſollte ihm eine Zeichnung machen und zwar ſo geſchwind als möglich. Darauf verſetzte ich: Ew. Majeſtät ſollen eine ſolche Zeichnung geſchwinder ſehen, als Sie denken, denn als ich Ihre beyden Gefäſſe verfertigte, überlegte ich wohl, daß dieſen zur Geſellſchaft auch ein Salzfeß gearbeitet werden müſſe, darum habe ich ſo was dergleichen ſchon aufgeſtellt, und wenn Seine Majeſtät einen Augenblick warten wollten, ſo könnte ich die Sache gleich vorzeigen. Das hörte der König mit vieler Zufriedenheit, und wendete ſich zu den gegenwärtigen Herrn, als dem König von Navarra, den Cardinälen von Lothringen und Ferrara und ſagte: das iſt wahrhaftig ein Mann, den alle Welt lieben und wünſchen muß; dann ſagte er

zu mir: er würde gern die Zeichnung sehen, die ich zu einem solchen Werke gemacht hätte. Da eilte ich fort, ging und kam geschwind, denn ich hatte nur die Seine zu passiren, und brachte das Modell von Wachs mit, das ich auf Verlangen des Cardinals schon in Rom gemacht hatte. Als ich es aufdeckte, verwunderte sich der König und sprach: das ist hundertmal göttlicher, als ich gedacht habe, das ist ein grosses Werk dieses Mannes, er sollte niemals feyern. Dann wendete er sich zu mir, mit sehr freundlichem Gesichte und sagte: das Werk gefalle ihm ausserordentlich, er verlange, daß ich es ihm von Gold mache. Der Cardinal sah mir in die Augen, und gab mir durch einen Wink zu verstehen, daß er das Modell recht gut wieder erkenne; darauf sagte ich: ich habe wohl von diesem Modell schon gesagt, daß ich das Werk gewiß vollenden wollte, wenn es nur jemand bestellte. Der Cardinal erinnerte sich dieser meiner Worte, und weil es ihm schien, als habe ich mich rächen wollen, so sagte er mit einiger Empfindlichkeit zum König: Sire! das Unternehmen ist groß, und ich fürchte nur, wir sehen es niemals geendigt, denn diese braven Künstler, die so trefflicher Erfindungen fähig sind, fangen gar gern an, sie ins Werk zu stellen, ohne zu denken, wann sie geendigt werden können; wenn ich so etwas bestellte, so wollte ich doch auch wissen, wann ich es haben könnte; der König antwortete: wenn man sich so ängstlich um das Ende der Arbeit bekümmere, so würde man sie niemals anfangen! und er sagte es auf eine Weise, daß man merken konnte,

er wolle anzeigen, zu solchen Werken gehöre ein muthiger Geist. Ich sagte darauf: alle Fürsten, die, wie Ew. Majestät, durch Handlungen und Reden ihren Dienern Muth machen, erleichtern sich und ihnen die grösten Unternehmungen, und da Gott mir einen so ausserordentlichen Herrn gegeben hat, so hoffe ich auch, grosse und ausserordentliche Werke für ihn zu vollenden. Ich glaube es, sagte der König, und stand von Tafel auf.

Da ließ er mich auf sein Zimmer rufen, und fragte mich, wie viel ich Gold zu diesem Salzfasse brauchte? Tausend Scudi, versetzte ich sogleich. Da rief er seinen Schatzmeister, den Vicomte D'Orbec und befahl ihm, er solle mir tausend alte, gewichtige Goldgülden auszahlen lassen. Ich ging weg und schickte nach den beyden Notarien, durch die ich auch das Silber für den Jupiter und viele andere Sachen erhalten hatte, dann holte ich zu Hause ein kleines Körbchen, das mir meine Nichte, die Nonne, als ich durch Florenz reiste, geschenkt hatte, und ich nahm es zu meinem Glück statt eines Sackes, und weil ich dieses Geschäft noch bey Tage zu endigen dachte, auch meine Leute nicht in der Arbeit stören mochte, so nahm ich nicht einmal einen Diener mit. Ich fand den Schatzmeister zu Hause, der schon das Geld vor sich hatte, und die vollwichtigen Stücke, nach dem Befehl des Königs, aussuchte, und indem mir schien, daß der Spitzbube mit Fleiß die Auszahlung des Geldes bis drey Stunden in die Nacht verzögerte, so wollte ich mich auch vorsehen, und schickte nach einigen meiner Arbeiter, sie soll-

ten kommen, und mich begleiten, denn es sey eine Sache von Bedeutung. Als sie in einer gewissen Zeit nicht kamen, fragte ich den Schelm von Bedienten, den ich abgeschickt hatte, er versicherte mir, daß er sie gerufen habe, sie aber könnten nicht kommen, hingegen erbiete er sich mir das Geld zu tragen. Ich antwortete: das könnte ich selbst. Indessen war der Contract ausgefertigt, das Geld ward in das Körbchen gelegt, und ich schob den Arm durch die zwey Henkel; weil sie nun sehr eng waren, so drückte mein Arm fest auf das Geld, und ich trug es bequemer und sicherer, als wenn es ein Säckchen gewesen wäre. Ich war gut bewafnet mit Panzerhemd und Ermeln, hatte Degen und Dolch an der Seite und machte mich schnell auf den Weg, da bemerkte ich, daß einige Diener zusammen lispelten, gleichfalls das Haus verliessen, und einen andern Weg nahmen, als den ich zu gehen hatte. Ich ging schnell, und kam über der Brücke auf ein Mäuerchen am Flusse, das mich zu meiner Wohnung führte. Als ich mich eben bey den Augustinern an einem sehr gefährlichen Orte befand, der zwar nur fünfhundert Schritte von meinem Schlosse entfernt war, weil aber innwendig die Wohnung fast noch einmal so weit ablag, so hätte man mich nicht gehört, wenn ich auch hätte rufen wollen. Als ich nun vier Degen hinter mir bemerkte, entschloß ich mich sogleich, bedeckte das Körbchen mit der Jacke, zog den Degen, und rief, als sie mir näher kamen: bey Soldaten ist nichts zu holen, als die Jacke und der Degen, und ihr sollt wenig gewinnen, wenn ihr mir sie abnehmt! Da

stritt ich heftig gegen sie, und breitete öfters die Arme auseinander, damit, wenn sie auch von den Bedienten gehört hätten, daß ich so vieles Geld empfangen habe, sie vermuthen sollen, es müsse ein anderer seyn, der ledig ginge. Das Gefecht dauerte kurz, sie zogen sich nach und nach zurück, und sagten unter einander in ihrer Sprache: das ist ein braver Italiener, und gewiß der nicht, den wir suchen, und wenn er's ist, so hat er nichts bey sich. Ich sprach italienisch und mit vielen Stössen und Stichen ging ich ihnen zu Leibe, und da sie sahen, daß ich den Degen sehr gut führte, glaubten sie, ich sey eher Soldat, als was anders; sie hielten zusammen und entfernten sich langsam. Sie murmelten immer in ihrer Sprache, und ich wiederholte auch mit einer gewissen gleichgültigen Bescheidenheit: wer Waffen und Jacke von mir haben wolle, solle sie theuer bezahlen. Ich fing an stärker zu gehen, und sie kamen immer langsam hinter mich drein, deßwegen vermehrte sich meine Furcht, denn ich dachte, vielleicht lägen noch andere vor mir im Hinterhalt, so daß sie mich hätten in die Mitte nehmen können. Da ich nun noch ohngefähr hundert Schritte von meinem Hause war, fing ich an zu laufen, und rief mit lauter Stimme: Waffen, Waffen heraus! man bringt mich um. Sogleich sprangen vier von meinen jungen Leuten mit Spiessen aus dem Schlosse und wollten jenen nach, die man noch wohl sehen konnte. Da hielt ich sie an, und sagte laut: die vier Memmen haben nicht einmal einem einzigen Manne die Beute von tausend Goldgülden abnehmen können, da mir

doch dieser Schatz bald den Arm zerbrach, den wollen wir nur erst in Sicherheit bringen, dann will ich euch Gesellschaft leisten, mit meinem Schwerdt zu zwey Händen, wohin ihr wollt. Wir gingen hinein, verschlossen das Geld, und meine jungen Leute beklagten die grosse Gefahr, in die ich mich begeben hatte, machten mir Vorwürfe, und sagten: ihr traut euch selbst zu sehr, und wir werden euch doch noch einmal zu beweinen haben. Nachdem wir uns lange darüber gestritten hatten, waren meine Widersacher verschwunden. Wir hielten uns nun vergnügt und fröhlich ans Abendessen und lachten über die sonderbaren Begebenheiten, die uns das Glück im Guten und Bösen zusendet, nahmen uns das Vergangene nicht zu Herzen, es war, als wenn es nichts gewesen wäre. Zwar sagt man: du wirst nun lernen ein andermal klüger seyn; aber ich finde den Spruch nicht richtig, denn was uns begegnet, kommt immer auf eine so verschiedene Weise, wie wir es uns nicht haben einbilden können.

Den folgenden Morgen machte ich sogleich den Anfang mit dem grossen Salzfasse und ließ, sowohl an diesem als an andern Werken, mit grosser Sorgfalt fortarbeiten. Ich hatte viele Gesellen angenommen, Bildhauer und Goldschmiede, es waren Italiener, Franzosen und Deutsche. Manchmal war eine grosse Menge beysammen, wenn ich sie gut und tauglich fand, doch ich machte jeglichen Tag mit ihnen eine Veränderung, weil ich nur die besten behielt, diese trieb ich lebhaft an, besonders durch mein Beyspiel, denn ich hatte eine stärkere Natur als sie.

Da wollten einige, von der groſſen Anſtrengung ermüdet, ſich durch vieles Eſſen und Trinken wieder herſtellen, beſonders verſchiedene Deutſche, welches die beſten Arbeiter waren, zeigten den gröſten Eifer mir nachzuahmen, allein ſie konnten die Arbeit nicht ertragen, ſo daß ſie ihren Fleiß mit dem Leben bezahlen mußten. Indeſſen als mein ſilberner Jupiter vorwärts ging, bemerkte ich, daß mir noch Silber genug übrig blieb, und, ohne Vorwiſſen des Königs, legte ich Hand an ein groſſes Gefäß, mit zwey Handhaben, ohngefähr anderthalb Ellen hoch, auch kam mir die Luſt an, mein groſſes Modell zum Jupiter in Erz gieſſen zu laſſen.

Bey dieſer neuen Unternehmung, da ich dergleichen ſelbſt noch nicht gemacht hatte, überlegte ich die Sache mit einigen alten Pariſer Meiſtern, und ſagte ihnen die ganze Art, wie man in Italien bey ſolchen Werken zu verfahren pflege. Sie antworteten mir darauf: dieſer Weg ſey ihnen unbekannt, aber wenn ich ſie auf ihre Weiſe gehen lieſſe, ſo wollten ſie mir das Bild ſo ſchön und glatt gieſſen, als es jetzt von Thon ſey. Ich machte einen Accord mit ihnen, damit ſie ganz die Sache übernähmen, und über ihre Forderung verſprach ich ihnen noch einige Scudi mehr, ſie legten Hand ans Werk, und als ich ſahe, daß ſie auf einem falſchen Wege waren, fing ich die Büſte des Julius Cäſar, mit bewaffneter Bruſt an, und zwar viel gröſſer, als die Natur. Ich arbeitete nach einem kleinen Modell, das ich in Rom nach der herrlichſten Antike gearbeitet hatte, zugleich modellirte ich ei-

nen Frauenskopf von derselben Grösse, nach einem ausserordentlich schönen Mädchen, das ich zu meiner Lust bey mir hatte. Ich nannte dieses Bildniß Fontainebleau, gleichsam als wenn es die Nymphe jener Quelle wäre, bey welcher der König sich seinen Lustort auserwählt hatte.

Das Oefchen zum Schmelzen des Erzes war aufs beste gebaut, alles in Ordnung und unsere drey Formen ausgebraunt; da sagte ich zu den Leuten: ich glaube nicht, daß euer Jupiter gut ausfallen wird, denn ihr habt ihm nicht genug Luftröhren von unten gelassen, die Cirkulation in euren Formen wird nicht gehörig vor sich gehn und ihr werdet eure Zeit verlieren. Das alles wurde in Gegenwart der Schatzmeister und anderer Edelleute gesprochen, die auf Befehl des Königs mich zu beobachten kamen, und alles, was sie sahen und hörten, Seiner Majestät hinterbringen mußten. Die beyden Alten, welche den Jupiter giessen wollten, verlangten, man solle mit der ganzen Anstalt inne halten, weil sie nothwendig an meinen Formen etwas verändern müßten, denn auf die Art, wie ich sie eingerichtet habe, sey es nicht möglich, daß der Guß gerathe, und es wäre Schade, daß so schöne Arbeit verlohren ginge. Als sie dieses dem König beybringen liessen, antwortete Seine Majestät: sie sollten lieber aufmerken und lernen, als dem Meister Lehren geben. Da brachten sie mit grossem Lachen ihr Werk in die Grube; und ich, ganz ruhig, ohne Freude oder Verdruß zu beweisen, stellte meine Formen zu beyden Seiten des Jupiters. Als unser Metall geschmolzen war, liessen wir es mit dem

gröſten Vergnügen flieſſen, die Form des Jupiters füllte ſich aufs beſte, eben ſo meine beyden Köpfe; die Meiſter waren froh und ich zufrieden, daß es beſſer gegangen war, als ein beyderſeitiges Mißtrauen uns hatte vermuthen laſſen. Da verlangten ſie, auf franzöſiſche Weiſe, mit groſſer Fröhlichkeit zu trinken, und ich gab ihnen ſehr gern einen guten Schmaus. Nun verlangten ſie zunächſt das Geld von mir, das ich ihnen noch zu geben hatte, ſo wie auch den verſprochenen Ueberſchuß. Darauf ſagte ich: ihr habt gelacht, aber ich fürchte, daß ihr noch weinen werdet; denn ich habe überlegt, daß in Eure Form weit mehr Maſſe, als nöthig, gefloſſen iſt, deswegen werde ich euch weiter kein Geld geben, bis Morgen früh. Nun fingen die armen Leute meine Worte zu bedenken an, und, ohne was weiter zu ſagen, gingen ſie nach Hauſe. Früh Morgens kamen ſie, ſtille ſtille, die Arbeit aus der Grube zu nehmen, und weil ſie zu der groſſen Form nicht kommen konnten, ohne zuerſt meine Köpfe heraus zu nehmen, ſo brachten ſie dieſe hervor; ſie waren treflich gerathen, und als man ſie aufſtellte, hatten ſie ein ſehr gutes Anſehen. Als ſie nun mit vier ihrer Arbeiter noch zwey Ellen tiefer gegraben hatten, thaten ſie einen groſſen Schrey, den ich auf fünfhundert Schritte in meinem Zimmer hörte, ich hielt es für ein Zeichen der Freude und lief herbey; als ich näher kam, fand ich ſie an der Grube, wie man diejenigen abbildet, die in das Grab Chriſti ſchauten, bekümmert und erſchrocken. Ich tröſtete mich, als ich meine beyden Köpfe ſo wohl gerathen erblickte, ſo mißver-

gnügt ich übrigens war, sie aber entschuldigten sich und sagten: da sehet unser Unglück! Ich versetzte: Euer Glück war gut genug, aber schlecht euer geringes Wissen, hätte ich gesehen, wie ihr den Kern in die Form brachtet, so hätte ich euch mit einem einzigen Worte belehrt und eure Figur wäre aufs beste gekommen, ich hätte grosse Ehre und ihr grossen Nutzen davon gehabt. Was meine Ehre betrift, die wird durch diese Köpfe gerettet, aber euch wird weder Ehre noch Geld zu Theil werden, deswegen lernt ein andermal arbeiten und eure Späße laßt bey Seite. Demohngeachtet empfahlen sie sich mir und sagten, ich habe recht, wenn ich ihnen aber nicht beystünde, und sie sollten allen Aufwand und Schaden tragen, so würden sie und ihre Familien zu Grunde gehen. Darauf antwortete ich: wenn die Schatzmeister des Königs ihnen den Ueberrest noch bezahlen wollten, so wollte ich ihnen auch mein Versprechen halten, denn ich hätte wohl gesehen, daß sie mit gutem Willen nach ihrer besten Einsicht gehandelt hätten. Hierüber wurden mir die Schatzmeister und die Diener des Königs dergestalt günstig, daß es nicht auszusagen war; man schrieb alles Seiner Majestät, und dieser einzig freygebigste König befahl, daß man für mich alles thun sollte, was ich nur verlangte.

Zu derselben Zeit kam der bewundernswürdige, tapfere Herr Peter Strozzi an den Hof, und erinnerte an die Briefe seiner Naturalisation. Der König ließ solche sogleich ausfertigen und sagte: laßt sie auch zugleich für Benvenuto schreiben, bringt sie ihm in sein Haus und

nehmt ihm nichts dafür ab. Den grossen Strozzi kosteten die seinigen einige hundert Ducaten, die meinigen brachte einer der ersten Secretarien, der Herr Antonio Massene hieß. Dieser Edelmann überreichte mir das Document, mit ausserordentlichen Gnadenbezeugungen von Seiten Seiner Majestät; und sagte: dieses verehrt euch der König, damit ihr mit desto mehrerer Lust ihm dienen möget, durch dieses Document seyd ihr naturalisirt. Er erzählte mir, daß nur, nach langer Zeit und nur als eine besondere Gunst, Herr Peter Strozzi ein gleiches erhalten habe, daß der König mir dieses aus eigener Bewegung schicke, und daß eine solche Gnade in diesem Reiche unerhört sey. Darauf erwiederte ich eine umständliche Danksagung gegegen den König, bat aber sodann gedachten Secretair, mir zu sagen: was denn eigentlich ein solcher Naturalisationsbrief zu bedeuten habe? Dieser Mann, der voller Kenntniß und Anmuth war, und gut italienisch sprach, lachte zuerst laut, dann nahm er seinen Ernst wieder an und sagte mir, auf italienisch, was es zu bedeuten habe, daß es eine der gröſten Würden sey, die man einem Fremden geben könne, und daß es ganz was anders heisse, als zum venezianischen Edelmann erhoben zu werden. Dieses alles erzählte er dem König, der auch nicht wenig lachte und alsdann sprach: nun soll er erst erfahren, warum ich ihm diese Briefe geschickt habe, geht und macht ihn sogleich zum Herrn von Klein Nello, dem Schlosse, das er besitzt, denn es ist mein Eigenthum, da wird er eher begreifen, welch ein Vortheil es sey, naturalisirt zu wer-

den. Nun kam ein anderer Abgeordneter, mit gedachtem Geschenke, dem ich dagegen ein Gratial geben wollte, der es aber ausschlug, denn der König habe es so befohlen. Beyde Briefe, sowohl der Naturalisation, als des Geschenkes, das mir der König mit dem Schlosse machte, nahm ich mit, als ich nach Italien zurück ging, und wo ich auch seyn und mein Leben endigen werde, sollen sie immer bey mir bleiben.

Nun wende ich mich wieder zu der übrigen Geschichte meines Lebens und meiner Arbeiten. Alles Angefangene ging nunmehr gleichen Schrittes fort, der Jupiter von Silber, das goldene Salzgefäß, das grosse Gefäß von Silber und die zwey Köpfe von Erz, auch schickte ich mich an, das Fußgestell zum Jupiter aus Erz zu giessen, aufs reichste verziert. Ich stellte daran den Raub des Ganimedes, nicht weniger Leda mit ihrem Schwane vor, und beyde halberhobene Arbeiten gelangen aufs beste. Zugleich machte ich ein anderes Fußgestell, um die Statue der Juno darauf zu setzen, denn ich dachte diese sogleich anzufangen, sobald mir der König Silber dazu aushändigen liesse. Schon war der silberne Jupiter und das goldene Salzfaß zusammengesetzt, das silberne Gefäß weit vorwärts und die beyden Köpfe von Erz schon geendigt, kleine Arbeiten hatte ich für den Cardinal von Ferrara gemacht und ein reichgearbeitetes kleines Gefäß, welches ich Madam D'Estampes schenken wollte, sodann hatte ich für viele italienische Herrn, als Peter Strozzi, für die Grafen von Anguillara, Pitigliano, Mirandola und an-

dere mehrere Werke verfertigt. Nun kam mein grosser König nach Paris zurück, und den dritten Tag besuchte er mich in meiner Wohnung, mit einer Menge des größten Adels seines Hofes; er verwunderte sich über so viele Werke, die ich vor mir hatte, und die schon so weit waren, seine Madam D'Estampes war bey ihm und sie fingen an, von Fontainebleau zu sprechen. Sie sagten: Seine Majestät sollte mich etwas zur Zierde dieses Lustortes arbeiten lassen. Der König versetzte: das sey wohl gesprochen und er wolle sich sogleich entschliessen. Darauf wendete er sich zu mir und fragte mich, was ich wohl, um jene schöne Quelle zu zieren, erfinden würde? Ich brachte darauf einige meiner Einfälle vor und der König sagte auch seine Gedanken. Dann fügte er hinzu, er wolle auf vierzehn bis zwanzig Tage eine Reise nach Saint Germain en Laye machen, das zwölf Meilen von Paris lag, in der Zeit sollte ich ein Modell für seine schöne Quelle fertigen, so reich an Erfindungen, als es mir möglich wäre, denn dieser Ort sey die gröste Lust, die er in seinem Reiche habe, deswegen befehle und wünsche er, daß ich mein möglichstes thun möge, um etwas schönes hervorzubringen, und ich versprach es. Der König betrachtete die vielen Sachen noch einmal und sagte zu Madam D'Estampes: ich habe niemanden von dieser Profession gesehen, der mir besser gefallen hätte, und der mehr verdiente belohnt zu werden, als dieser. Wir müssen suchen ihn fest zu halten, er verzehrt viel Geld, ist ein guter Geselle und arbeitet genug. Wir müssen auch seiner gedenken um so,

mehr, Madam, als er niemals, er mochte zu mir oder ich hierher kommen, mir auch nur das geringste abgefordert hat; man sieht wohl, sein Gemüth ist ganz auf die Arbeit gerichtet, und wir müssen ihm bald etwas zu gute thun, damit wir ihn nicht verlieren. Madam D'Estampes sagte: ich will euch an ihn erinnern. So gingen sie weg und ich arbeitete mit grossem Fleiß an meinen angefangenen Werken. Auch begann ich das Modell zum Brunnen und brachte es mit Eifer vorwärts.

In Zeit von anderthalb Monaten kam der König nach Paris zurück, und ich, der ich Tag und Nacht gearbeitet hatte, machte ihm meine Aufwartung und brachte das Modell mit, so sauber ausgeführt, daß man alles klärlich verstehen konnte. Schon waren die Teufeleyen zwischen ihm und dem Kaiser wieder angegangen, so daß ich ihn sehr verwirrt antraf, doch sprach ich mit dem Cardinal von Ferrara und sagte zu ihm, daß ich gewisse Modelle bey mir habe, die mir von Seiner Majestät aufgetragen worden, ich bat ihn, wenn er einen Augenblick fände, ein Wort darüber fallen zu lassen, es doch ja zu thun, weil ich überzeugt sey, der König würde viel Vergnügen daran finden, wenn ich sie ihm vorstellen könnte. Der Cardinal that's und sogleich kam der König dahin, wo ich mich mit den Modellen befand. Erst hatte ich das Modell zu einem Portal des Schlosses Fontainebleau gemacht, ich hatte so wenig als möglich die Anlage des Gegenwärtigen zu verändern gesucht, es war nach ihrer französischen Manier groß und doch zwergenmäßig, seine Pro-

portion wenig über ein Viereck und oben drüber ein halbes Rund, gedruckt nach Art eines Korbhenkels, in diese Oeffnung verlangte der König eine Figur, welche die Nymphe der Quelle vorstellen sollte. Nun gab ich zuerst dem obern Theil ein schönes Verhältniß, zeichnete einen reinen Halbzirkel darein, und machte gefällige Vorsprünge an den Seiten. Dem untern Theile gab ich einen Sockel und Gesims, und weil wegen dieser Theile und Glieder an der Seite ein paar Säulen erforderlich schienen, machte ich anstatt derselben ein paar Satyren höher als halb erhaben. Der eine schien mit der Hand das Gebälk zu tragen und hielt im andern Arm einen grossen Stahl, sein Gesicht war muthig und wild und konnte dem Anschauenden Furcht einjagen; der zweyte hatte eine ähnliche Stellung, doch waren der Kopf und einige Nebenumstände abgeändert, er hielt eine Geissel in der Hand mit drey Kugeln, die an eben so viel Ketten fest hingen. Diese Figuren hatten sonst nichts vom Satyr, als ein paar kleine Hörner und etwas Ziegenmäßiges im Gesichte, das übrige war alles menschliche Gestalt. In dem halben Rund hatte ich eine weibliche Figur, in angenehmer liegender Stellung, abgebildet, diese legte den linken Arm über den Hals eines Hirsches, so hatte es der König verlangt, auf einer Seite hatte ich Rehe, wilde Schweine und anders Wildpret vorgestellt, wie solches der schöne Wald, wo der Brunnen entspringt, in grosser Menge ernährt. Auf der andern Seite sahe man Doggen und Windhunde, um das Vergnügen der Jagd abzubilden. So hatte ich also das

Werk in ein länglichtes Viereck eingeschlossen und über die beyden Ecken, in dem halben Rund, zwey Siegesgöttinnen von halberhabener Arbeit angebracht, mit kleinen Fackeln in der Hand, nach dem Gebrauch der Alten. Noch hatte ich über das obere Viereck einen Salamander abgebildet, als des Königs eignes Sinnbild, mit verschiedenen angenehmen Zierrathen, wie sie sich zum Werke schickten, das eigentlich der Jonischen Ordnung sich näherte.

Als der König das Modell sahe, machte es ihn gleich vergnügt und zerstreute ihn von dem verdrießlichen Gespräch, das er einige Stunden geführt hatte. Als ich ihn auf diese Weise in guter Laune sah, deckte ich das andere Modell auf, das er wohl nicht erwartete, denn er dachte schon in dem ersten Arbeit genug gesehen zu haben. Das andere Modell war grösser als zwey Ellen, und ich hatte einen Brunnen in vollkommenem Viereck vorgestellt, umher waren die schönsten Treppen, die einander durchschnitten, eine Art, wie man sie niemals in Frankreich und selten in Italien gesehen hatte. In der Mitte war ein Fußgestell, ein wenig höher als das Gefäß des Brunnens, darauf eine nackte Figur von grosser Anmuth stand, sie hielt mit der rechten Hand eine zerbrochne Lanze in die Höhe, die linke lag auf dem Griff eines Schwerdes von der schönsten Form, die Figur ruhte auf dem linken Fuß, den rechten setzte sie auf einen Helm, der so reich als möglich gearbeitet war. Auf den vier Ecken des Brunnens hatte ich sitzende Figuren vorgestellt, eine jede mit angenehmen Sinnbildern. Da fragte der König, was

das vor eine schöne Erfindung sey, die ich ihm gemacht habe? alles, was ich am Thore vorgestellt, sey ihm verständlich, aber das grössere Modell, so schön es ihm vorkomme, wisse er nicht auszulegen, und ihm sey wohl bekannt, daß ich nicht wie manche unverständige Künstler zu Werke gehe, die, wenn sie auch allenfalls etwas mit einiger Anmuth zu machen verstünden, dennoch ihren Vorstellungen keine Bedeutung zu geben wüßten. Darauf nahm ich mich zusammen, denn da meine Arbeit dem König gefallen hatte, so wollte ich, es sollte ihm auch meine Rede angenehm seyn und sagte deßhalb zu ihm: Heilige Majestät! diese ganze kleine Arbeit ist sehr genau nach kleinen Fussen gemessen, so daß wenn sie ausgeführt wird, sie eben auch im Grossen die gefällige Wirkung thun wird, die mittelste Figur soll vier und funfzig Fuß hoch werden. Hier gab der König ein Zeichen grosser Verwunderung von sich. Sie ist, fuhr ich fort, bestimmt, den Kriegsgott vorzustellen, diese vier übrigen Figuren stellen die Künste vor, an denen sich Ew. Majestät ergötzt und die bey Ew. Majestät alle Unterstützung finden. Diese zur rechten ist die Wissenschaft der Wissenschaften, hier ist das Sinnbild, woran man die Philosophie erkennt und alle die Eigenschaften, welche sie begleiten, die andere Figur stellt die bildenden Künste vor, nämlich Bildhauerkunst, Mahlerey und Baukunst, die dritte ist die Musik, welche sich gern zu jenen Künsten und Wissenschaften gesellt, aber die letzte, welche so angenehm und gütig aussieht, stellt die Freygebigkeit vor, weil ohne

dieſe keines jener verwunderſamen Talente ausgeübt werden kann; die Figur in der Mitte ſoll Ew. Majeſtät ſelbſt abbilden, denn Sie ſind der Kriegsgott und der einzige Tapfre in der Welt, und Eure Tapferkeit wendet Ihr gerecht und fromm zu Erhaltung Eures Ruhmes an. Kaum hatte der König ſo viel Geduld mich ausreden zu laſſen, als er mit lauter Stimme ſprach: warlich, in dir habe ich einen Mann nach meinem Herzen gefunden! Er rief die Schatzmeiſter und befahl, ſie ſollten mir geben, was ich bedürfte, der Aufwand möchte ſo groß ſeyn, als er nur wollte. Dann ſchlug er mir mit der Hand auf die Schulter und ſagte: mon ami (das heißt: mein Freund!) ich weiß nicht, wer das gröſte Vergnügen haben mag, ein Fürſt, der einen Mann nach ſeinem Herzen gefunden hat, oder ein Künſtler, der einen Fürſten findet, von dem er alle Bequemlichkeit erwarten kann, ſeine groſſen und ſchönen Gedanken auszuführen. Ich verſetzte darauf: wenn ich der ſey, den er meyne, ſo ſey mein Glück immer das gröſte. Darauf verſetzte er: wir wollen ſagen, es ſey gleich.

Ich ging mit groſſer Freudigkeit fort, und machte mich an meine Arbeit. Unglücklicherweiſe erinnerte mich niemand, daß ich eben dieſe Comödie mit Madam D'Eſtampes hätte ſpielen ſollen, dieſe hörte alles, was vorgefallen war, Abends aus dem Munde des Königs, und darüber erzeugte ſich ſo eine giftige Wuth in ihrem Buſen, daß ſie verdrießlich ſagte: hätte mir Benvenuto ſeine ſchönen Arbeiten gezeigt, ſo hätte ich wohl auch Gelegenheit

gefunden, seiner zu denken; der König wollte mich entschuldigen, aber es half nichts.

Das hörte ich erst vierzehn Tage nachher, als sie durch die Normandie eine Reise gemacht hatte und wieder nach Saint Germain de Laye zurückgekehrt war. Ich nahm das schöne Gefäßchen, das ich auf ihr Verlangen gemacht hatte und dachte, wenn ich es ihr schenkte, könne ich ihre Gunst wieder erlangen, ich zeigte es einer ihrer Kammerfrau und sagte derselben, daß ich es als Geschenk brächte; diese begegnete mir mit unglaublicher Freundlichkeit und versprach mir, ihrer Frauen ein Wort zu sagen, die noch nicht angekleidet sey, und ich würde sodann gewiß eingelassen werden; sie sagte auch alles ihrer Dame, die verdrüßlich antwortete: sag' ihm, er soll warten. Da ich das vernahm, hüllte ich mich in Geduld, welches mir äusserst schwer ankam, und so wartete ich, bis sie zur Tafel ging. Weil es nun schon spät war, so machte mich der Hunger so toll, daß ich nicht mehr widerstehen konnte, ich verwünschte sie von Herzen und eilte fort, dem Cardinal von Lothringen aufzuwarten, dem ich das Gefäß verehrte, und ihn bloß bat, mich in der Gnade des Königs zu erhalten. Darauf antwortete er: es sey das nicht nöthig, und wenn es nöthig wäre, so wollte er es gern thun; dann rief er seinen Schatzmeister und sagte ihm etwas ins Ohr, der Schatzmeister wartete, bis ich vom Cardinal wegging, dann sagte er zu mir: Benvenuto, komm, ich will euch einen Becher guten Weins geben. Weil ich nicht wußte, daß er damit was anders sagen

wollte, versetzte ich, laßt mich ums Himmels willen einen Becher Wein trinken und gebt mir ein Stückchen Brod dazu, fürwahr ich werde ohnmächtig, denn ich habe diesen Morgen von acht Uhr bis jetzt, nüchtern, an der Thüre der Madam D'Estampes gestanden, um ihr das schöne vergoldete Gefäß zu schenken, ich ließ ihr alles hinein sagen, aber sie, um mich zu quälen, ließ mir immer antworten, ich solle warten, nun kommt der Hunger dazu, und meine Kräfte wollen mir ausgehen. Gott hat nun gewollt, daß ich das Werk meiner Arbeit einem Manne schenken sollte, der es weit mehr verdienet, so gebt mir nur ein wenig zu trinken, denn da ich etwas choleriſch bin, so ist mir der Hunger dergestalt schmerzlich, daß ich auf der Stelle umfallen könnte. Indessen ich nun mit Noth diese Worte hervorbrachte, war fürtrefflicher Wein erschienen und sonst noch ein angenehmes Frühstück, so, daß ich mich völlig wieder herstellte, und da meine Lebensgeister wieder kamen, verging auch der Aerger. Darnach überreichte mir der Schatzmeister hundert Goldgülden, die ich ein für allemal nicht annehmen wollte. Er ging, dem Cardinal meine Weigerung zu hinterbringen, der ihn tüchtig ausschalt und ihm sagte, er solle mir das Geld mit Gewalt aufdringen, oder ihm nicht mehr vor die Augen kommen. Der Schatzmeister kehrte erzürnt zurück und sagte: so arg habe der Cardinal ihn noch niemals ausgescholten, und da ich noch immer ein wenig Widerstand leistete, so sagte er mir mit lebhaftem Verdruß: er würde mir das Geld mit Gewalt aufnöthigen. Dar-

auf nahm ich das Geld, und als ich dem Cardinal deßhalb danken wollte, ließ er mir durch einen seiner Secretaire sagen: er würde zu jeder Zeit gern etwas zu meinem Vergnügen thun. Ich kehrte noch selbigen Abend nach Paris zurück, der König erfuhr die ganze Sache und plagte Madam D'Estampes scherzend darüber; die nur deßhalb noch giftiger gegen mich ward, und mich in grosse Lebensgefahr setzte, wie ich an seinem Ort erzählen werde.

Nun muß ich aber auch der Freundschaft eines trefflichen, liebevollen, geselligen und wackren Mannes gedenken, wie ich viel eher hätte thun sollen, dieses war Herr Guido Guidi, ein sehr geschickter Arzt und Florentinischer Edelmann; bey dem Aufzeichnen der mancherley Begebenheiten, die mir ein ungünstiges Geschick in den Weg legte, habe ich seiner zu erwähnen unterlassen, denn ich dachte, wenn ich ihn immer im Herzen hätte, so wäre es hinreichend; da ich aber wohl sehe, daß mein Leben ohne ihn nicht vollständig beschrieben werden kann, so will ich hier, zwischen meinen sonderbaren Begebenheiten, auch von ihm reden, daß, wie er mir damals Trost und Hülfe war, auch hier sein Andenken mir aufbewahrt werde. Als derselbe nach Paris kam und ich ihn hatte kennen lernen, nahm ich ihn in mein Kastell und gab ihm freye Wohnung, da wir denn mehrere Jahre mit einander vergnügt zubrachten. Auch kam der Bischoff von Pavia, Monsignor de Rossi, Sohn des Grafen San Secondo, diesen Herrn nahm ich aus dem Gasthofe und gab ihm gleichfalls in meinem Schlosse freye Wohnung, wo

er und seine Diener und Pferde mehrere Monathe gut bewirthet wurden, auch nahm ich Herrn Ludwig Alamanni mit seinen Söhnen einige Monate zu mir, und dankte Gott für die Gnade, daß ich grossen und talentreichen Römern einigermasen gefällig seyn konnte. Mit Herrn Guido Guidi dauerte meine Freundschaft so lange, als ich in Paris war, und wir rühmten unter einander oft das Glück, daß jeder in seiner Kunst auf Kosten eines so grossen und wundernswürdigen Fürsten seine Talente vermehren konnte; denn ich kann wahrhaft sagen, was ich auch sey, und was ich Gutes und Schönes gewirkt habe, daran war dieser ausserordentliche König allein Ursache, deßwegen ergreife ich wieder den Faden, von ihm und von den grossen Werken zu sprechen, die ich für ihn gearbeitet habe.

Es war in meinem Kastell auch ein Ballspiel, von dem ich manchen Nutzen zog, indem ich diese Uebung verstattete, es waren auch dabey einige kleine Zimmer, worinn verschiedene Menschen wohnten, darunter ein geschickter Buchdrucker. Dieser hatte fast seinen ganzen Laden in meinem Schlosse und druckte Herrn Guidos erstes schönes Buch über die Medicin; da ich mich aber seiner Wohnung bedienen wollte, schickte ich ihn fort, jedoch nicht ohne Schwierigkeit. Auch wohnte dabey ein Salpeterfabrikant, und als ich dessen Wohnung für einige meiner guten deutschen Arbeiter verlangte, wollte er nicht ausziehen. Ich hatte ihm etlichemal sehr gelassen gesagt, er solle meine Zimmer räumen, denn ich brauchte sie für

meine Arbeiter zum Dienste des Königs. Je demüthiger ich sprach, desto kühner und stolzer antwortete mir die Bestie. Zuletzt gab ich ihm drey Tage Zeit, worüber er lachte und sagte: in drey Jahren wollte er daran zu denken anfangen. Ich wußte zwar nicht, daß dieser Mann Zutritt zu Madam D'Estampes hatte, aber ich war überhaupt seit jenen Händeln mit dieser Dame etwas vorsichtiger geworden, sonst hätte ich ihn gleich fortgejagt. Nun hatte ich die drey Tage Geduld, wie sie vorbey waren, sagte ich weiter nichts, sondern bewaffnete meine deutschen, italienischen und französischen Arbeiter und nahm noch die vielen Handlanger dazu, die ich hatte, und in kurzer Zeit riß ich das ganze Haus nieder und warf seine Sachen zu meinem Castell hinaus. Zu diesem, in etwas strengem, Verfahren bewegten mich seine unverschämten Worte, denn er hatte gesagt: es möchte wohl kein Italiener so kühn seyn, ihm nur einen Spahn vom Orte zu rüken. Nachdem nun die Sache geschehen war und er herbey lief, sagte ich zu ihm: ich bin der geringste Italiener und habe dir noch nichts angethan, wozu ich doch große Lust hätte und das du erfahren sollst, wenn du nur ein Wörtchen sprichst; so sagte ich zu ihm mit vielen andern schimpflichen Worten. Erstaunt und erschrocken machte dieser Mann seine Sachen so gut zusammen als er konnte, lief zugleich zu Madam D'Estampes und mahlte ihr eine Hölle vor, und diese meine Hauptfeindin schilderte, mit ihrer außerordentlichen Beredtsamkeit, diese Begebenheit dem König. Dieser war, wie man mich versichert hat, im Begriff äus-

ſerſt gegen mich aufgebracht zu werden und ſtrenge zu verfügen, aber Heinrich der Dauphin, jetziger König von Frankreich, war von jener kühnen Frau beleidigt worden, desgleichen die Königin von Navarra, Schweſter des Königs, dieſe beyden ſtanden mir mit ſo vielem Ernſte bey, daß der König zuletzt dieſe Sache ins Lächerliche wendete und ſo entkam ich mit der Hülfe Gottes einem großen Uebel.

Nun hatte ich freilich mit einem andern Manne denſelben Fall, wobey ich aber das Haus nicht ruinirte, ſondern ihm nur ſeine Sachen hinauswarf. Bey dieſer Gelegenheit war Madam D'Eſtampes ſo kühn dem Könige zu ſagen: ich denke dieſer Teufel wird euch einmal Paris umkehren. Darauf antwortete der König erzürnt: er thut wohl ſich gegen jene Kanaillen zu vertheidigen, die ihn an meinem Dienſte verhindern wollen. Durch dergleichen Vorfälle wuchs die Raſerey dieſes grauſamen Weibes immer mehr, ſie rief einen Maler zu ſich, der in Fontainebleau wohnte, wo der König ſich immer aufhielt, es war ein Italiener und Bologneſer und ward gewöhnlich nur Bologna genannt, doch hieß er eigentlich Franz Primatiocio. Zu dieſem ſagte Madam D'Eſtampes er ſolle von dem König die Arbeit verlangen, welche ſeine Majeſtät für mich beſchloſſen habe, ſie wolle ihm mit ihrer ganzen Gewalt beyſtehn, und ſo wurden ſie einig.

Als Bologna dieſe Arbeit ſchon ſo gut als gewiß vor ſich ſah, erfreute er ſich über die Maſen, ob es gleich ſeine Profeſſion nicht war, ſondern, da er gut zeichnete, hatte er einige Arbeiter an ſich gezogen, die unter unſerm

Florentiniſchen Mahler Roſſo, ſich gebildet hatten, dieſer wirklich ſehr geſchickte Künſtler war ſchon todt, und was Bologna gutes hatte war aus der verwundernswürdigen Manier ſeines Vorgängers genommen.

Nun brachten ſie Tag und Nacht dem König ihre künſtlichen Argumente vor, bald lag ihm Madam, bald Bologna in den Ohren. Wodurch der König endlich bewogen wurde war eigentlich die Geſchicklichkeit, mit der ſie einſtimmig und wiederholt zu ihm ſagten: Ew. Majeſtät will daß Benvenuto zwölf Statuen von Silber machen ſoll und er hat noch nicht Eine vollendet, verwickelt ihr ihn in ein ſo großes Unternehmen, ſo beraubt ihr euch aller übrigen Arbeiten, welche ihr ſo ſehr zu ſehen wünſcht. Hundert der geſchickten Künſtler könnten nicht ſo große Werke vollenden, als dieſer wackre Mann begonnen hat, er hat den beſten Willen zu arbeiten, aber eben weil er ſo viel unternimmt, werden Ew. Majeſtät ihn und die Arbeit verlieren. Durch ſolche und ähnliche Worte ließ der König ſich bewegen ihr Begehren zu bewilligen, und hatte weder eine Zeichnung noch ein Modell darüber von Bolognas Hand geſehen.

In derſelbigen Zeit erregte jener zweyte Einwohner, den ich aus meinem Schloß vertrieben hatte, einen Prozeß gegen mich, indem er behauptete, ich habe ihm zu jener Zeit als ich ihn heraus warf viele ſeiner Sachen geſtohlen. Dieſer Prozeß machte mir das größte Leiden und nahm mir ſo viel Zeit, daß ich mich öfters beynah der Verzweiflung ergeben hätte und auf und davon gegangen wäre.

Sie haben die Gewohnheit in Frankreich, daß sie einen Prozeß für ein Capital halten, sie mögen ihn nun wider einen Fremden oder mit einer andern Person anfangen, von der sie merken, daß sie nicht ganz mit dem Gang ihrer Rechtstreite bekannt ist. Sobald sie nun sich einigermasen in Vortheil sehen, finden sie Gelegenheit den Prozeß zu verkaufen, ja manchmal hat man sie als Mitgift den Töchtern mitgegeben, wenn sie Männer heiratheten, die ein Handwerk daraus machen Prozesse zu kaufen.

Ferner haben sie noch eine andere häßliche Gewohnheit: der größte Theil der Leute in der Normandie nämlich treibt es als ein Gewerb, daß sie falsch Zeugniß geben, so daß diejenigen, die einen Prozeß kaufen sogleich vier oder sechs solcher Zeugen nach Bedürfniß abrichten. Weiß nun der Gegentheil nicht dasselbe zu thun, indem die Gewohnheit ihm nicht bekannt ist, so hat er gleich ein Urtheil gegen sich. Mir begegnete beydes und indem ich die Sache für schändlich hielte, erschien ich in dem großen Saale zu Paris um meine Gründe selbst vorzubringen. Da sah ich den Richter, einen Civillieutenant des Königs, erhoben auf einem großen Richtstuhle; dieser Mann war groß, stark und dick, und von dem finsterſten Ansehn. Zu seiner einen Seite standen viele Leute zur andern viele Procuratoren und Advocaten, sämmtlich in Ordnung, zur rechten und zur linken, einige traten auf und brachten ihm eine Sache vor. Die Advokaten, die auf der Seite standen, redeten manchmal alle zusammen und ich war höchst verwundert daß dieser seltene Mann, der ein wahrhaft Plu-

tonisches Ansehn hatte, mit merklicher Gebärde bald diesem bald jenem zuhörte und gehörig antwortete, und weil ich immer gern alle Arten von Geschicklichkeiten gesehen und genossen habe, so schien mir dieser Mann so verwunderſam, daß ich für vieles diesen Anblick nicht hingegeben hätte.

Der Saal war sehr groß und voller Menschen, daher war man besorgt niemanden herein zu lassen als wer darinn zu thun hatte, die Thüre war verschlossen und es stand Wache dabey. Nun geschah es manchmal, daß die Wache einigen Personen widerstand die sie nicht hereinlassen wollte, und durch ihren Lerm dem seltenen Richter beschwerlich ward, welcher äusserst zornig auf die Wache schimpfte. Dieser Fall kam öfters vor und ich merkte besonders auf die Worte des Richters bey dieser Gelegenheit. Als nun einmal zwey Edelleute bloß als Zuschauer hereindringen wollten, that ihnen jener Thürhüter den stärksten Widerstand. Da sah der Richter hin und rief: Stille, stille! Satan, fort, stille! und zwar klingen diese Worte im französischen folgendermasen: paix, paix, Satan, allez, paix. Ich, der ich die französische Sprache sehr wohl gelernt hatte, erinnerte mich bey diesem Spruche eines Ausdrucks welchen Dante gebraucht, als er mit Virgil seinem Meister in die Thore der Hölle tritt; und ich verstand nun den dunkeln Vers; denn Dante war mit Giotto dem Mahler in Frankreich und am längsten in Paris gewesen, und wahrscheinlich hat er auch diesen Ort, den man wohl eine Hölle nennen kann, besucht, und hat dies-

sen hier gewöhnlichen Ausdruck, da er gut französisch verstand, auch in seinem Gedichte angebracht. Nun schien es mir sonderbar, daß man diese Stelle niemals verstanden hat, wie ihn denn überhaupt seine Ausleger wohl manches sagen lassen was er weder gedacht noch geträumt hat.

Daß ich nun wieder von meinen Angelegenheiten spreche, so wurden mir durch die Kunst dieser Advocaten mehr als ein ungünstiges Urtheil gegeben; als ich nun keine Mittel sahe mir weiter zu helfen, nahm ich meine Zuflucht zu einem großen Dolche den ich besaß, denn ich liebte von jeher schöne Waffen zu haben. Nun griff ich zuerst den Principal an, der einen so ungerechten Prozeß gegen mich angefangen hatte und, indem ich mich hütete ihn zu ermorden, gab ich ihm so viel Stiche auf Arme und Schenkel, daß ich ihn des Gebrauchs beyder Beine beraubte. Alsdann suchte ich den andern auf, der den Prozeß gekauft hatte, und auch den traf ich so, daß er die Klage nicht weiter fortsetzte, und dafür dankte ich Gott, wie für jede andere Wohlthat, und hoffte dann doch nun eine Zeitlang in Ruhe zu bleiben.

Da sagte ich meinen Hausgesellen, besonders den Italienern, jeder solle um Gotteswillen sich zu seiner Arbeit halten, und mir einige Zeit aufs beste beystehn, damit ich nur sobald als möglich die angefangenen Werke zu Stande brächte, alsdann wollte ich nach Italien zurükkehren, denn die Schelmstreiche der Franzosen wären mir unerträglich, denn sollte der gute König einmal auf mich erzürnt werden, so könnte mir es sehr übel gehen, da ich zu mei-

ner Vertheidigung doch manche solcher Handlungen vorgenommen habe.

Unter den Italienern, welche ich bey mir hatte, war der erste und liebste Askanio, aus dem Neapolitanischen Städtchen Tagliacozzo, der andere Paul, ein Römer von sehr geringer Geburt, man kannte seinen Vater nicht, diese waren schon in Rom bey mir gewesen und ich hatte sie mit nach Frankreich gebracht. Dann war noch ein anderer Römer, der gleichfalls Paul hieß, der ausdrücklich mich aufzusuchen nach Paris gekommen war. Sein Vater war ein armer Edelmann, aus dem Hause der Maccherani, dieser verstand nicht viel von der Kunst, war aber äußerst brav in den Waffen. Noch arbeitete ein Ferrareser bey mir, mit Nahmen Bartholomeus Chioccia, dann hatte ich einen andern der ein Florentiner war und Paul Micceri hieß. Ein Bruder von diesem mit dem Zunahmen Gatta, war trefflich in der Feder, nur hatte er ein wenig zu viel ausgegeben als er die Handlung des Thomas Guadagni, eines sehr reichen Kaufmannes, führte, er richtete mir gewisse Bücher ein, in denen ich die Rechnung des großen allerchristlichsten Königs und anderer einzeichnete, für die ich Arbeit unternahm. Nun führte gedachter Paul Micceri nach Art und Weise seines Bruders meine Bücher fort, und ich gab ihm dafür eine sehr gute Besoldung, so schien er mir auch ein gutartiger Jüngling, denn ich sah ihn immer sehr andächtig, und da ich ihn bald Psalmen, bald den Rosenkranz murmeln hörte, so versprach ich mir viel von seiner verstellten Güte. Ich rief ihn bey Seite

und sagte zu ihm: Paul, liebster Bruder! du siehst, wie gut du bey mir stehst und weißt, daß du sonst keine Aussicht hattest, auch bist du ein Landsmann und ich vertraue dir besonders, weil ich sehe, du bist andächtig und beobachtest die Gebräuche der Religion, das gefällt mir sehr wohl und ich vertraue dir mehr als allen andern. Deßwegen bitte ich dich, sorge mir vor allen für diese beyden ersten Dinge, damit ich keinen Verdruß habe. Zuförderst gieb wohl auf meine Sachen acht, daß mir nichts entwendet wird, und du selbst rühre mir nichts an; dann habe ich da das arme Mädchen, die Catharine, die ich besonders wegen meiner Kunst bey mir habe, denn ohne sie könnte ich nichts vollbringen. Nun hab' ich freylich, weil ich ein Mensch bin, auch sinnliche Vergnügungen mit ihr gepflogen. Nun könnte geschehen, daß sie mir ein Kind von einem andern brächte, und einen solchen Schimpf würde ich nicht ertragen; wäre jemand in meinem Hause kühn genug, dergleichen zu unternehmen, so glaube ich gewiß, ich würde das eine wie das andere todschlagen, deßwegen bitte ich dich, Bruder, stehe mir bey, und wenn du irgend etwas bemerkst, so entdecke mirs, denn ich schicke sie, die Mutter und ihren Verführer, an Galgen, deswegen nimm dich vor allen selbst in acht.

Da machte der Schelm das Zeichen des Kreutzes, daß es ihm vom Kopf bis zu den Füssen reichte, und sagte: gebenedeyter Jesus, Gott bewahre mich, daß ich an so was denken sollte, denn ich bekümmere mich um dergleichen

Zeug nicht, und glaubt ihr denn, daß ich die grosse Wohlthat verkenne, die ich bey euch geniesse? Diese Worte sagte er auf eine einfache und liebevolle Weise, so daß ich sie ihm buchstäblich glaubte.

Zwey Tage hernach, an einem Sonntage, hatte Herr Mattheus del Nasaro, auch ein Italiener, ein Diener des Königs und ein trefflicher Mann in meiner Kunst, mich und einige meiner Gesellen in einen Garten eingeladen, es war mir angenehm, mich nach jenen verdrüßlichen Prozessen ein wenig zu erholen und ich sagte zu Paulen, er solle auch mit mir gehn.

Dieser Mensch antwortete mir: wahrhaftig es wäre ein grosser Fehler, das Haus so allein zu lassen, seht, wie viel Gold, Silber und Juwelen darinn sind, und da wir uns in einer Stadt von Spitzbuben befinden, so muß man Tag wie Nacht Wache halten, ich will einige Gebete verrichten, indem ich das Haus bewahre, geht nur ruhig und macht euch einen guten Tag! ein andermal mag ein anderer diesen Dienst thun. Nun ging ich mit beruhigtem Gemüth mit Paul, Askanio und Chioccia, mich in gedachtem Garten zu vergnügen, und wir waren den gröſten Theil des Tages daselbst sehr lustig. Als es gegen Abend kam, überfiel mich eine böse Laune und ich gedachte jener Worte, die mir der Unglückliche, mit unendlicher Einfalt gesagt hatte. Da stieg ich zu Pferde, und begab mich mit zwey meiner Diener auf mein Schloß, ich ertappte Paulen und die abscheuliche Catharine fast auf der That, denn als ich ankam, rief die französische

kupplerische Mutter: Paul und Catharine, der Herr ist da! Da sie nun beyde erschrocken herankamen und ganz verworren vor mich traten, und weder wußten, was sie sagten, noch wo sie sich hinwenden sollten, so sah ich ganz deutlich, daß sie das Verbrechen begangen hatten; da ward meine Vernunft durch den Zorn überwältigt, ich zog den Degen und beschloß sie auf der Stelle beyde zu ermorden. Er floh und sie warf sich auf die Knie und schrie um alle Barmherzigkeit und des Himmels. Ich hätte gern den Purschen zuerst getroffen, konnte ihn aber sobald nicht erreichen, indessen hatte ich denn doch überdacht, daß es besser sey, beyde wegzujagen, denn da ich kurz vorher verschiedene andere Dinge der Art vorgenommen hatte, so wäre ich diesmal schwerlich mit dem Leben davon gekommen, deswegen sagte ich zu Paulen, als ich ihn erreichte: hätten meine Augen gesehen, du Schelm, was ich glauben muß, so stäch ich dir den Degen zehnmal durch den Leib, mache, daß du fortkommst und bete, du Heuchler, dein letztes Pater noster unter dem Galgen. Darauf jagte ich Mutter und Tochter weg mit Stössen, Tritten und Faustschlägen.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Reise von Grottaferrata nach dem Fuciniſchen See und Monte Caſſino,

im October 1794.

An

Ihre Durchlaucht, die Herzogin Amalia von Sachſen-Weimar.

Ich hatte die Ehre in meinem letzten Schreiben Ew. Durchlaucht zu melden, daß ich in dem Gefolge des Prinzen Auguſt von England eine kleine Herbſtreiſe in die angrenzenden Berglande machen würde. Da dieß nun zu meiner groſſen Zufriedenheit bewerkſtelliget worden, theile ich Ihnen jetzt alles Weſentliche meiner Beobachtungen mit; und wenn ich mir bey einigen Stellen umſtändlicher und gelehrter zu ſeyn erlaube, als es in einem Aufſatze, der an eine Dame gerichtet iſt, ſchicklich ſeyn möchte, ſo weiß ich, daß ich in allem, was Italien und die Monumente alter Gröſſe in dieſem Lande betrift, auf den lebhafteſten Antheil bey E. D. rechnen darf. Dieſe kleine Reiſe erinnerte mich wieder lebhaft an die angenehmen Herbſtrei-

sen, welche ich vor einigen Jahren im Gefolge Ew. Durchlaucht durch die schönen Gegenden La Cava und Vietri, von Neapel nach den stolzen Tempeln von Paestum machte. Die Wege aber machen bey diesen beyden Reisen einen wesentlichen Unterschied: Die Unwegsamkeit unserer letzteren an mehreren Stellen geht über alle Vorstellung: die engen und steilen Pässe der Schweiz, der Bergrücken der Apenninen in Kalabrien sind weniger mühsam und abschreckend.

Diese elenden Wege sind um so auffallender, da sie die schönsten und fruchtbarsten Gegenden, wo täglicher Verkehr nöthig ist, miteinander verbinden, und man beynahe immer den Linien folget, wo die Alten ihre bekanntesten und frühsten Heerstrassen durchführten, wovon man noch an manchen Stellen Substructionen und alte Brücken findet. Auch wäre es nicht schwer, diese Strassen mit wenigen Unkosten wieder herzustellen: die Materialien liegen da, und die Linien nach allen Tiefen und Höhen sind auf den Spuren der alten Heerstrassen auf's richtigste gezogen. Man dürfte weder Pässe sprengen, abgraben, ausfüllen, unterbauen, noch Materialien von weitem herschleppen. Der Verkehr wird jetzt unendlich erschwert; Vieh und Menschen gehen dabey zu Grunde, der Transport ist langsam und kostbar. Eine Reise in diese Gegenden, welche für den Neugierigen bey Herstellung der Strassen eine Spatzierfahrt wäre, läßt sich jetzt nicht ohne viele Anstalten, Mühe und Duldung machen. Wirthshäuser giebt es in vielen Orten gar nicht, und in andern

nur solche, wo man weder Essen, Betten noch Futter für die Pferde vorfindet. Desto gastfreyer aber sind die Einwohner gegen Fremde, und wir fanden, wiewohl unsere Gesellschaft aus sechzehn Personen, mit eben so viel Pferden, bestand, überall gute Aufnahme.

Den 10ten Oktober ritten wir von Grotta ferrata aus. Wir nahmen die Seitenstrasse über Frascati nach Tivoli. Vor Mitte Wegs kamen wir bey dem alten Gabii vorbey, wo der Mahler Hamilton vor zwey Jahren die wichtigen Entdeckungen mehrerer Statüen, Büsten und Innschriften machte, welche die Lage dieses Orts ausser Zweifel setzten. Der Prinz Borgheſe, welchem als Grundherr ein Drittel von dem Gefundenen zukam, kaufte alles an sich, und die Monumente sind bereits in einem besondern Gebäude seines Gartens unweit dem berühmten Pallaste, unter dem Namen Museum Gabinum aufgestellt. Das Ganze macht eine schöne Reihe interessanter Monumente.

Die Ruinen, aus welchen man sie herausgrub, waren so zerfallen, daß sich nichts bestimmtes über das ehemalige Gebäude angeben läßt; doch ist die Vermuthung nicht ungegründet, daß es die Stelle des Gabiuischen Forum's war. Jetzt sieht man nichts mehr erhalten, als die Cella des uralten Tempels der Juno Gabina, der auf einer unmerklichen Anhöhe, wahrscheinlich ausser den Mauern der alten Stadt, über dem See Pantano liegt. Dieser kleine See ist, gleich den grössern von Albano, Nemi, Bracciano, Vico, Bolsena, und vielen andern

um Neapel, der eingestürzte Krater eines ehemaligen Vulkans.

Der Tempel ist von dem gewöhnlichen Vulkanischen Tuffe (Saxum Gabinum des Vitruv) erbaut. Dieser Stein unterscheidet sich von dem graulichten Tuffe, Peperino, durch seine röthliche Farbe. Die Quaderstücke sind ohne allen Mörtel, und mit kaum sichtbaren Fugen auf einander gelegt. Es fehlet der Cella nichts als die Decke. Sie macht ein länglichtes Viereck, und hatte Hallen von freystehenden Säulen an der Fronte und den beyden Seiten. Das Eigene dieses Tempels ist, daß die Hinterseite ohne Halle ist, und die Mauer der Cella an beyden Seiten so stark vortritt, daß die Breite der Säulengänge dadurch geschlossen wird. Wahrscheinlich geschah dieß, weil eben die Hinterseite gegen Norden, und der Tempel erhöht liegt, um die in den Hallen Anwesenden vor der scharfen Tramontana zu schützen. Von den Säulen sind nur wenige Fragmente übrig: sie waren von dem nämlichen Tuffe, und kannelirt; ob die Bauart dorisch oder toskanisch war, läßt sich nicht mehr bestimmen. Deutlich sind dabey noch die Spuren der Mauren und des Säulenganges, welche einen grossen Vorhof im Viereck um den Tempel einschlossen.

Vor der Fronte des Tempels am Abhange des Hügels zeigen sich die in Tuffstein eingehauenen Sitze des ehmaligen Theaters; auch von der Bühne sind einige Reste noch zu sehen. Die Zuschauer hatten die schönen tuskulanischen Hügel mit dem Berge Algidus im Gesicht. Ich

bemerke dieses, weil ich beynahe bey allen Theatern der Alten, deren ich über zwanzig aufzählen könnte, die Beobachtung machte, daß sie zur Anlage ihrer Theater, wo es nur immer thunlich war, Anhöhen mit schönen Aussichten gegen die Mittagsseite wählten.

Die Stadt Gabii lag zwölf Meilen von Rom an der Via Labicana, und unweit davon passirt man noch eine im guten Stand erhaltene Brücke von sieben Bogen, jetzt Ponte della Nona genannt. Die Pfeiler sind von Quadern, die mittlern ziemlich hoch, aber mit schmalen Bogen, weil die Brücke nur über einen tiefen Graben mit wenig Wasser, und folglich mehr zur Verbindung der beyden gegenüberstehenden Anhöhen erbaut ist. Diese Stadt war älter als Rom, wenn, wie Dionysius von Halicarnaß und Plutarch uns erzählen, Romulus und Remus allda erzogen sind. Sie wetteiferte noch mit Rom um die Herrschaft in den Zeiten des Tarquinius Superbus. Dieser König belagerte sie vergeblich, und brachte sie dann erst verrätherischer Weise durch seinen Sohn Sextus an sich.* Nach dem Verlust der Freyheit scheinet die Stadt in gänzlichen Verfall gekommen zu seyn. Indessen zeigen uns die Borgheſischen Monumente, daß sie unter den Kaisern wieder zu einem ansehnlichen Orte angewachsen seyn mußte. Die Statuen und Büsten dieser Sammlung stellen grösstentheils Bildnisse der julischen, flavischen, antoninischen und severischen Familien vor. Die Sculptur ist durchgehends gut, und auszeichnend schön sind die Büsten des

* Siehe das erste Buch des Titus Livius gegen das Ende.

Marcus Agrippa, Tiberius, Germanicus, Domitius Corbulo, Sept. Severus und des Geta. Visconti hat die interessanteste der gefundenen Innschriften bereits in dem 4ten Bande des Museo Pio-Clementino bekannt gemacht.

Der Neffe des Papstes, Cardinal Braschi-Onesti, der seither unweit dem Tempel der Juno eine neue Grube unternahm, fand eine jugendliche Diana, welche wegen der Sonderbarkeit ihrer Hauptkrone, die ganz von Rehböckchen zusammengesetzt ist, wegen ihrer leichtwandelnden Stellung, und ihrer guten Arbeit unter die seltenen Monumente zu zählen ist.

In Tivoli schliefen wir; und da die Merkwürdigkeiten dieses Ortes uns allen bekannt waren, besuchten wir des andern Morgens bloß die Villa des Mäcenas, weil man, in der Absicht, diese Ruinen zu einer Stückgießerey einzurichten, vielen Schutt aufgegraben hatte, und eine interessante Parthie dieses weitläufigen Gebäudes bis auf seinen alten Plan entdeckt worden war. Man sieht jetzt, daß der obere Hof, unter dessen Wölbung die Heerstraße durchgieng, zu einem Wasserbehälter diente. Die Halbsäulen dorischer Ordnung stehen ohne Basis auf dem einfach fortlaufenden Sokel. Der Theil, welcher die Sommerhalle gegen Norden mit den anstoßenden Sälen der Bibliothek machte, ist für seine jetzige Bestimmung mit weniger Veränderung wieder ausgemauert und die Gewölbe ergänzt worden. Die mahlerische Ansicht hat freilich dadurch verloren. Friedrich Gmelin machte zuvor noch ein

paar interessante Zeichnungen hievon, welche er seitdem sehr schön in Kupfer gestochen hat.

Gegen Mittag betraten wir die Via Valeria. Diese Heerstraße fieng von Tivoli an, und führte durch das Land der Marsen bis nach Carsinium, der Hauptstadt der Peligner. Bis an den Fucinischen See giengen wir auf derselben fort. Wir genossen einen der schönsten Herbsttage; der Himmel war heiter, die Strasse gut; denn da sie weiterhin nach Subiaco führet, ward sie bey Gelegenheit einer Reise, welche der Papst vor einigen Jahren dahin unternahm, um die daselbst von ihm erbaute reiche Kirche einzuweihen, mit vielen Kosten hergestellt. Das Thal des Teverone, welches sich in ansehnlicher Breite zwischen den Gebürgen hinziehet, ist wohlbebaut und reich an mannigfaltig schönen Aussichten. Jedoch hatte es für uns nicht mehr den Reiz der Neuheit, weil wir im verflossenen Frühjahr von Tivoli eine Excursion bis Subiaco gemacht hatten, wo wir zugleich alle merkwürdigen Stellen besuchten, welche an dieser Straße liegen. Acht Meilen von Tivoli ab liegt Vicovaro, das alte Varie; Substructionen von großen Quadern sind die einzigen Reste davon. Die Villa des Horaz in dem Sabinerlande liegt von da vier Meilen abwärts im Gebirge. Obwohl nichts mehr davon übrig ist, als die Reste eines Fußbodens von gewöhnlichem Mosaik; so läßt sich doch die Lage nicht verkennen. Die Stellen in seinen Schriften, welche sich auf die Gegend beziehen, sind getreu nach der Natur gemahlt. Ein Ziegenhirt, der uns unter den Weinstöcken das alte Mosaik auf-

wühlte, versicherte uns: Horaz hätte, wie er, die Ziegen hier gehütet, und weil er im Geruch der Heiligkeit gestorben sey, so besuchten jetzt die frommen Engländer am meisten diesen Ort, und nähmen immer einige Steinchen von dem Fußboden seiner Einsiedeley als Reliquien mit.

An der Straße liegt weiterhin San Cosimato, ein Franziskaner-Kloster, auf einem Felsen, durch welchen der Kanal der Aqua Claudia durchgehauen ward. Der heil. Benedict wählte die Höhlen dieses Felsens, und den zerfallenen Aquäduct zum ersten einsamen und ungestörten Aufenthalt seines heiligen einsiedlerischen Lebens: von da verkroch er sich in die hohen Felsengebirge über Subiaco, wo jetzt noch seine Brüder über der heiligen Höhle — Sacro Speco — zwey ansehnliche Klöster haben. Eines führet den Namen von seiner Schwester Scolastica. Endlich zog er auf das hohe Gebirge über dem alten Casinium, wo er seinen frommen Lebenswandel beschloß.

Ein paar elende Wirthshäuser sind das einzige, was man weiterhin an der Landstrasse antrift. Die benachbarten Ortschaften sind rechts und links, theils der guten Luft, theils der Sicherheit wegen, auf nakten Felsenhöhen erbaut. Die Bewohner steigen täglich mit vieler Mühe in die Ebenen herab, um ihre Felder zu bestellen. Dergleichen Lagen von kleinen Städten und Ortschaften, welche in Unteritalien und Sicilien fast allgemein sind, erschweren dem Landmanne seine Arbeit sehr. Außerdem daß er durch die Entfernung seiner Wohnung von den Feldern so viele Zeit verliehrt, bleibt ihm gegen die brennende Sonne

kaum ein Baum zum Obdach; warme Speise bekommt er den ganzen Tag nicht, öfters nicht einmal einen frischen Trunk Wasser, und des Abends von Hitze, Hunger und Durst mehr als von der Arbeit selbst erschöpft, muß er nicht selten drey bis vier Meilen einen unwegsamen Felsen hinanklettern, um ein wenig Speise und ein dürftiges Lager zu finden. Ein solcher Anblick verbittert nicht selten die angenehmen Wanderungen durch die so interessanten Gegenden.

Zwölf Meilen disseits Subiaco verliessen wir die gute Strasse und das schöne Thal. Wir schlugen uns links in die Berge hinein, und nach ein paar Meilen stellte sich in der Höhe der mahlerische Ort Arsoli dem Anblick dar. Er gehört der Familie Massimi, das schöngelegene Schloß war uns zur Nachtherberge bestimmt. Da die Gegend reitzend ist, und man in dieser Höhe einer frischen Luft genießt, so pflegt der Besitzer daselbst einen Theil des Sommers zuzubringen: daher das Innere des Schlosses auch besser und wohnlicher aussieht, als sonst italienische Landhäuser zu seyn pflegen.

Arsoli zählt dreitausend Einwohner, und ist das Carseoli der Alten, eine Stadt der Aequier und schon in frühern Zeiten eine Colonie der Römer. Es scheint ehedem sehr beträchtlich gewesen zu seyn, denn etwa 4 Meilen davon liegt ein Oertchen, Cavee di Carsoli genannt, wohin sich das Gebiet dieser Colonie erstreckt zu haben scheinet, und auch die zerstreuten Landgebäude.

Mit Anbruch des Tages waren wir zu Pferde, und

eine Meile höher in dem Gebirge kamen wir auf eine weite Ebene mit Aeckern und Wiesen, eine völlig deutsche Gegend, welche sich bis an das genannte Cavee di Carsoli erstreckt. Das Grün war von dem starken Nachtthau ganz weiß, ein Zeichen, daß wir uns schon bis in die Region eines deutschen Herbstmorgens erhoben hatten. Carsoli macht die Grenzscheide zwischen dem päpstlichen und neapolitanischen Staate, oder wie sie da sagen: qui si entra nel regno; und wir können hinzusetzen: qui principiarono le nostre pene. Der Weg — immer die alte Via Valeria — fängt hier an, sich an der Seite eines hohen ganz nakten Felsengebirges fortzuwinden, das über zwölf Meilen bis Tagliacozzo fortgeht. Das Steigen ist zwar allmählig, und die Straße breit; aber es scheint, daß seit Valerius sich niemand wieder die Mühe genommen habe, die abgerollten Felsenstücke wegzuwälzen, noch die von den Wasserströmen gemachten Löcher und Tiefungen auszufüllen. Jeder Schritt ist für Pferd und Mann gefährlich; die vielen kleinen Steine, welche zwischen den größern los liegen, und durch Zeit und Regen gleich Kieseln abgerundet sind, lassen die Pferde keinen festen Fuß setzen. In der Mitte und auf der höchsten Endhöhe des Weges liegen zwey elende Oertchen, das erste Colle, das andere Rocca di Cerro genannt. An ein paar Stellen, wo sich der Weg der stärkern Ravinen wegen einbiegt, sieht man noch starke Substructionen der alten Via.

Konradin von Schwaben, nachdem er Rom verlassen, drang durch dieses Gebirge mit seiner Armee, in sein, von

Karl von Anjou usurpirtes, Reich ein; und wenn seit dieser Zeit die Könige von Neapel es sich zur Maxime machten, ihr Reich vor fremden Einfall disseits zu sichern, so bleibt freilich ein solcher Weg die beste Vormauer. Von Rocca di Cerro geht der Weg plötzlich abwärts, und wir freuten uns nicht wenig, mit gesunden Gliedern zu einem frugalen Mittagmal in Tagliacozzo angekommen zu seyn. Dieser Ort hat zwölftausend Einwohner, ist weitläufig aber schlecht gebaut. Nicht weit davon entspringt der Fluß Salto, welcher unter einer Berghöhle hervorkommt und durch die palentinischen Gefilde wegläuft. In diesen Gefilden ist es, wo das berühmte Gefecht, welches unter dem Namen La Battaglia di Tagliacozzo bekannt ist, vorfiel, und wovon die beiden jungen Männer, Konradin von Schwaben und Friedrich von Oesterreich das Opfer wurden. Die eigentliche Stelle der Schlacht ist zwar noch neun Meilen von Tagliacozzo entfernt, und wird jetzt noch durch die Ruinen einer Kirche und Klosters bezeichnet, welche der Sieger unter dem Namen La Madonna della Vittoria zum Andenken erbauen ließ. *

Es war unweit dem jetzigen Orte Scurcula, am Flusse Salto, wo die beyden Herre aufeinander stießen. König Karl von Anjou, der durch den unglücklichen Ausgang eines einzigen Treffens sich und sein Reich verlohren hielt, wagte es nicht mit offener und voller Macht gegen den muthigen Prätendenten vorzurücken. Nach dem Rath eines

* Eine hiezu entworfene Karte welche die Beschreibung anschaulich macht, folgt in dem nächsten Stücke.

französischen Kreuzfahrers Erardus, der ihm mit der wenigen Mannschaft, welche er noch von den heiligen Landen mitgebracht hatte, beystehen wollte, vertheilte der König sein Heer. Der größere Theil davon unter dem Befehl des königlichen Marschalls Valerianus, welcher gleich dem Könige, um die Feinde zu täuschen, als wenn es der König selbst wäre, auf's prachtvollste armirt war, sollte den Angriff der Deutschen aufhalten, indem Karl sich selbst mit der kleinern Abtheilung hinter dem nahen Berge Malleanus versteckt hielt.

Der Kampf war anfänglich hartnäkig, aber der Muth der Deutschen, belebt durch das Beyspiel ihrer tapfern Anführer, im Angesicht eines verhaßten Kronräubers, den sie in Valerianus stattlicher Rüstung zu erkennen wähnten, warf alles nieder, und das Schlachtschwerdt ruhte nicht biß sie das feindliche Heer in voller Flucht sahen, und in der Person des Marschalls den König selbst getödtet zu haben glaubten. Der König stand auf dem Berge, sah die Niederlage der seinigen, sah sie in flüchtigen Haufen an der andern Seite des Malleanus hinziehen. Sein gesunkener Muth fieng wieder an aufzuleben, als er wahrnahm, daß sich die Ueberwinder der Plünderung des Lagers überließen, sich sorglos wegen der brennenden Hitze ihrer schweren Bewafnung entledigten, sich mit Speise erfrischten, und in großer Menge im Salto badeten. Jetzt brach der König mit der frischen Mannschaft aus dem Hinterhalt hervor, indem zugleich von der Höhe des Berges den Fliehenden auf der andern Seite das Zeichen sich wieder zu

sammeln, und den neuen Angriff zu wagen, gegeben ward. Die Chromiker kommen überein, das dieses zweyte Treffen ohne Widerstand erfochten ward. Die Reihen der Deutschen konnten sich nicht mehr sammeln. Unordnung, Flucht, und Tod waren allgemein. Die beyden jungen Anführer Konradin und Friedrich flohen ohne Bedeckung. Es ist bekannt, wie sie kümmerlich, in elende Kleidung gehüllt, über die Gebirge weg nach Astura an dem mittländischen See im Kirchenstaate ankamen. Ein Fischer sollte sie an die toskanischen Ufer bringen; aber ohne Geld wurden sie durch den Verkauf eines kostbaren Ringes von einem der Familie Franzisçani erkannt, in der Fischerhütte ergriffen, und dem Könige ausgeliefert. Sie schmachteten ein ganzes Jahr zu Neapel im Gefängnisse, als ihnen nach einem förmlichen Prozesse das Todesurtheil angekündiget und vollzogen ward.

Da ich auf der Stelle die Lage, wo der merkwürdige Vorgang sich zutrug, so anschaulich vor meinen Augen hatte, kann ich nicht leugnen, daß ein patriotisches Gefühl mich das harte Schicksal, welches den tapfern Stamm der Hohenstaufen in dem letzten Sprößling betraf, beklagen machte. Die Päpste und die Guelfen — nach Jahrhunderten sey es gesagt mit dem Feinde eines Guelfen, mit dem ich die Reise machte, und einer Guelfin, an welche ich dieses schreibe — riefen über ihn bis zu seiner gänzlichen Vertilgung immer neue Feinde; Konradin fiel der Letzte!

Wenn ich mich recht erinnere, so hatte ich die Ehre,

mit Ew. Durchlaucht die Statue der Mutter dieses unglücklichen Sohnes in dem Klostergange der Karmeliter in Neapel zu sehen: das einzige noch übrige Monument. Die Kapelle auf dem Platze, wo die Jünglinge hingerichtet worden, ist vor ungefähr acht Jahren auf Befehl des jetzigen Königs weggeräumt worden, um den Markt zu vergrössern. Die Statue ist stehend, die Krone auf dem Haupte; ihr Unterkleid ist gleich der Tunica unserer heutigen Nonnen, mit dem kaiserlichen Mantel darüber, welcher durch eine Agraffe über die Brust zusammenhängt; in der Rechten hält sie den Szepter, und in der linken den Geldbeutel. Wie die darunter gesetzte Inuschrift sagt, kam die Unglückliche zu spät, um das Leben ihres Sohnes zu erkaufen. Sie erbaute also die Kapelle auf der Stelle der Hinrichtung beyder Jünglinge; die übrige Summe schenkte sie den Mönchen, damit sie fortdauernd ihrer armen Seelen im Meßopfer gedenken möchten. Die Mönche liessen diese Statue ihrer kaiserlichen Wohlthäterin aus Dankbarkeit errichten. Das Monument bleibt nicht allein interessant für die Geschichte, sondern auch für die Kunst, welche sich von jener Zeit an wieder allmählig erhob. *

Den nehmlichen Abend trafen wir in Avezzano ein:

* Die Verfertigung dieser Statue fällt in die Zeit des Cimabue, und der Bildhauer Nicola, und Giovanni da Pisa. Wer immer der Meister derselben seyn mag, und so gothisch auch der Stil ist, so kann sie doch den besten Werken dieser Künstler den Rang streitig machen.

der Prälat Mattei kam uns auf einige Meilen mit zwey Wagen entgegen, und da wir über dreyßig Meilen den abſcheulichſten Weg zu Pferde gemacht hatten, ſo war uns das Fuhrwerk für den übrigen Theil des Weges nicht unwillkommen.

Avezzano liegt in der Ebene, eine Meile von dem Fuciniſchen See, und zwey von dem berühmten Ablauf des Kaiſers Claudius. Wir hielten uns vier Tage allda auf, wo wir in dem väterlichen Hauſe des Prälaten Mattei auf das gaſtfreundlichſte bewirthet wurden. Natürlich war des andern Morgens der erſte Gang nach dem Emiſſar. Bevor ich aber davon rede, will ich das merkwürdigſte der alten Stadt Alba hier berühren.

Dieſer Ort heißt jetzt noch Albi; er iſt zwey Meilen von Avezzano und drey von dem See entfernt. Seine Lage auf einem Hügel, der ſich auf der Höhe wieder in drey kleinere theilt, iſt eine der ſchönſten, die ich je ſah. Dieſe Stadt war nebſt Marruvium, das heutige Morrea, der Hauptort der Marſen: man unterſchied ſie von Alba Longa, zwiſchen dem heutigen See Albano und Monte Cavi an der Stelle, wo jetzt Palazzuolo liegt, dadurch, daß man die Einwohner von dieſen Albaner, (Albani) und von jenen Albenſer (Albenſes) nannte: Auch hatte ſie zum Unterſchied den Namen Alba fucentis wegen der nahen Lage am Fuciniſchen See. Da der Ort ſehr feſt war, ſo ſchickten die Römer frühzeitig Koloniſten dahin, um die tapfern Marſen im Zaume zu halten. In der Folge diente dieſe Feſtung, als Staatsgefängniß für

drey Könige. Syphax von Numidien, * Perseus von Macedonien ** und Bituitus, König der Averner *** wurden dahin geschickt, wo sie, wie Vellejus von Perseus sagt, in libera custodia lebten: sie schmachteten nicht im Kerker; der Ort ward ihnen zur Verwahrung ihrer Personen angewiesen. Auch erzählt uns Val. Maximus ****, daß, wie Perseus starb, der Senat einen Quästor dahin sandte, um ihm ein öffentliches Leichenbegängniß zu halten, damit die königliche Asche nicht ungeehrt ruhen möchte.

Ein zerfallenes Schloß der Familie Colonna mit einigen Bauernhäusern auf einem der drey Hügel macht das ganze heutige Albi aus. In der Kirche sieht man eine Verkündigung der Maria, ein vorzügliches Gemälde von Cavalier d'Arpino. An dem zweyten Hügel sind noch ansehnliche Ueberbleibsel der alten Festungsmauern von sehr grossen Quadern zu sehen. Auf dem dritten steht ein Minoritenkloster: ihre Kirche war ein antiker Gerichtshof (Basilica). Die Mauern bestehen aus grossen Quadern; im Innern machet die Tribuna den Hauptaltar, und zwey Reihen Säulen bilden die drey Schiffe, die äusere Halle fehlet. An einer Seite nimmt man am Abhange des Hügels die deutlichen Spuren eines Amphitheaters wahr; und auf der mittäglichen Seite des Abhanges eines Thea-

* T. Liv. lib. 30.

** T. Liv. lib. 45.

*** Val. Max. lib. 9. cap. 6. und Abbrev. T. Livii lib. 61.

**** Lib. V. Cap. 1.

ters. Die Ausſicht von dieſer Stelle iſt beſonders ſchön: das Auge umfaßt in einem Blick den Fuciniſchen See, die grünen palentiniſchen Gefilde und die nahen und fernen Felſengebirge. Nordwärts von Alba erhebt ſich, einer Pyramide gleich, der hohe Velino, deſſen Haupt beynahe immer mit Schnee bedeckt iſt. Man ſieht ihn von Rom über andere Gebirge hin, und auſſer dem Gran Saſſo d'Italia iſt er der höchſte Berg in den Appeninnen beyder Abbrazzo.

Ablaß des Fuciniſchen Sees durch den Kaiſer Claudius.

Der Kanal, den Fuciniſchen See abzuleiten, iſt ohne Zweifel das gröſte und intereſſanteſte Werk in ſeiner Art, das die Römer ausführten, obgleich dieſes Volk ſchon frühzeitig Geiſt und Muth für groſſe und gemeinnützige Unternehmungen zeigte. Der Bau der groſſen Kloake in Rom ſchon unter den Tarquiniern, die Ableitung des Albaner Sees während des Krieges gegen Veji, der Ablaß des Lacus Velinus in den Fluß Nar durch den M. Curius dentatus, welche alle drey ſich bis auf unſere Zeiten erhalten haben, ſind Monumente aus einem Zeitalter, wo Rom noch mit ſeinen nächſten Landesbewohnern um die Oberherrſchaft zu kämpfen hatte. Das Durchbrechen des Gebirges für eine Heerſtraſſe am See Averno zwiſchen

Cuma und dem Meerbusen von Baja, und die berühmte Höhle des Pausilippo zwischen Puzzuoli und Neapel müssen als merkwürdige Werke dieser Art auch hieher gezählt werden, obwohl wir nichts gewisses über die Zeit dieser Arbeiten bestimmen können. Aber keines kann mit der Schwierigkeit den Fucinischen See abzuleiten verglichen werden. Die Wasserleitungen, und besonders die beyden höchsten des Kaisers Claudius, die Aqua claudia nämlich, und der Anio novus, welche durch eine Streke von mehr als 60 Meilen theils durch Gebirge gebohrt, theils auf den massivsten Bogengängen bis zur Hauptstadt fortgeleitet wurden, sind vielleicht die einzigen Werke von ähnlicher Grösse und Aufwand. Bey dem Emissar des Claudius sind es aber nicht blos die darauf verwandten Unkosten, welche unser Staunen erregen: interessanter für unsern Verstand ist der Scharfsinn, mit welchem man dieß Unternehmen angriff, um es mit gutem Erfolg, in möglichst kurzer Zeit, und auf das dauerhafteste zu bewerkstelligen.

Der Kanal hat eine Länge von 3500 Schritt: und diese Linie mußte tief unter der Erde durch einen harten Kalkfelsen, den man in Rom Traventino nennet, durchgebrochen werden, 30000 Menschen arbeiteten fortdauernd, eilf Jahre lang ohne Unterlaß daran: und man kann hinzufügen, was Plinius davon sagt: daß es nur denjenigen, welche es gesehen haben, möglich ist, sich einen Begriff davon zu machen; daß aber keine menschliche Sprache eine Beschreibung davon zu geben vermag. *

* Hist. nat. lib. 36. cap. 15.

Im vorigen Jahrhundert, als der fleissige Kluver die Gegenden dieses Sees bereiste, war dieser berühmte Ablaß so sehr aus dem Andenken der Einwohner gekommen, daß ihn niemand in der Gegend auf die Spuren desselben führen konnte. Er sah die dem Claudischen Kanal nahe gelegene Höhle, la Pedogna genannt, als den ehemaligen Eingang desselben an. *

Phoebonius in seiner Geschichte der Marsen giebt zuerst wieder die ächten Spuren davon an; und Raphael Fabretti, ** der die Stelle im Jahre 1683 besuchte, war der erste, welcher eine Abhandlung hierüber mit den zur Erklärung nöthigen Rissen bekannt machte. Diese Risse, so wie seine Beschreibung, sind zwar noch in mancher Rücksicht mangelhaft, doch bekommt der Leser dadurch einen ziemlich anschaulichen Begriff von dem Ganzen dieses grossen Werkes, und manches ist darin selbst mit Scharfsinn auseinander gesetzt. In unsern Zeiten stach der Architekt Piranesie auch eine grosse Platte davon, wodurch aber die Risse von Fabretti in nichts wesentlichem verbessert wurden.

Ein jeztlebender würdiger Geistlicher von Alvezzano, Herr Canonicus Francesco Lolli beschäftiget sich schon seit mehrern Jahren, um den Bau dieses Canals näher zu kennen. Er kroch in jede Oefnung hinein; an vielen Stellen ließ er auf eigene Kosten nachgraben, und kam in seinen Nachsuchungen so weit, daß er die Wiederherstellung des Kanals nicht für unmöglich hielt, und dem Hofe

* Cluv. Italia antiqua. Tom. I. pag. 763. siehe auch die Karte.

** Tractatus de Lacu Fucino. Roma 1683.

Vorschläge darüber machte. Der König sandte zu verschiedenenmalen zur nähern Untersuchung Bauverständige dahin ab, welche aber sowohl über die Möglichkeit der Wiederherstellung als über die zu verwendenden Kosten sehr verschiedener Meinung blieben. Endlich brachte es der Geistliche, unterstüzt durch das Ansehen des englischen Gesandten, Ritters Hamilton, doch so weit, daß im Jahre 1791 wirklich der Anfang zur Ausgrabung gemacht wurde. Ungefähr ein Jahr dauerte die Arbeit fort, als die unglücklichen Zeitläufte den Hof nöthigten, dieselben fürs erste einzustellen.

Antonio Lolli, in der Abwesenheit seines Bruders, des Canonicus, begleitete uns an alle aufgegrabenen Stellen. Dieß setzte uns in den Stand, uns einen deutlichen und zusammenhängenden Begriff von diesem grossen Werke zu verschaffen. Die Zeichnungen, welche diese Beschreibung begleiten, sind von denjenigen des Francesco Lolli — mit ein paar nicht unwichtigen Veränderungen copirt. *

Um einen deutlichen Begriff von der Art dieses grossen Unternehmens zu geben, wird es nöthig seyn, zuvor etwas näheres von der Lage des Sees selbst zu sagen. ** Der wirkliche Umfang desselben beträgt in seinem gewöhnlichen Zustande dreyßig bis fünf und dreyßig Meilen, und es

* Ich sah seither in der Allgem. Litteraturzeitung, daß auch ein neuer Reisender, Herr von Salis, in seiner Beschreibung beyder Sicilien von diesem Emissar Meldung thut.

** Siehe die Karte.

scheint, daß auch in ältern Zeiten dieß sein natürlicher Umfang gewesen sey. Er ist von allen Seiten von einem hohen Kettengebirge eingeschlossen; nur nordwärts bey Avezzano zeiget sich eine schöne Pläne, etwa drey Meilen in der Breite gegen die Campi Pallentini, zwischen dem Berge Malleanus und den Anhöhen von Alba. In der Entfernung von fünf Meilen vom See fließt der Fluß Salto durch die palentinischen Gefilde. Anstatt aber seinen Lauf südwärts nach dem See zu nehmen, wie man nach dem Augenschein glauben sollte, wendet er sich plötzlich nordwärts nach dem Flusse Velino zu: ein Beweis, daß er mehr Fall dorthin hat, und daß die scheinbare Flächt und wahrscheinlich auch der See höher liegen müsse, als das Bette von dem Flusse Salto. Indessen ist mir nicht bekannt, daß man sie in neuern Zeiten nivellirt hätte.

Zwischen dem hohen Gebirge und dem See sind beynahe im ganzen Umfang desselben kleine Vorhügel und schiefablaufende Ebenen von einem sehr fruchtbaren Boden. Daher die vielen auf den kleinen Anhöhen erbauten Städte einen sehr lebhaften und mahlerischen Anblik geben. Celano, wovon der See jezt seinen Nahmen hat, Peschina, S. Benedetto, Trasacco, Paderno und Avezzano sind die vornehmsten dieser Orte. Das hohe Kalkgebirge zeigt ganz umher seine nackte Rücken, oder seine schroffen, weißgraulichten zakigten Spitzen. An den tiefern Abhängen, und in den Spalten fängt erst eine stärkere Vegetation von Gesträuchen und Bäumen an. Im Sommer werden die Heerden sowohl von Hornvieh, als

Schaafen und Ziegen aus den niedern Meeresgegenden auf diese Gebirge geführt. Wenn nemlich die Vegetation in den Ebenen von Apulien und der Campagna von Rom durch die große Hitze erstirbt, so ziehen die Hirten von allen Seiten in die Gebirge beyder Abruzzo, und Millionen von Schaafen mit anderm Vieh lesen allda die sparsamen, aber vortreflichen Kräuter zwischen den schroffen Steinen hervor. Im Oktober ziehen sie wieder in die mildern Meeresgegenden zurück.

Der See hat keine regelmäßige sichtbare Vermehrung, außer dem Fluße Pitonius von Plinius, und jezt La Pedogea genannt. Aber auch dieser vertrocknet in den Sommermonaten nicht selten. Die unregelmäßigen Zuflüsse geschehen zur Zeit des Regens, und dann vorzüglich im Frühjahr, wann der Schnee auf den hohen Gebirgen schmilzt.

Der einzige sichtbare Abfluß des Sees ist unweit des Claudischen Ablasses eine natürliche Höhle bey S. Vincenzo, auch la Pedogna genannt, weil der Fluß, nachdem er den See durchzogen hat, sich allda verliert. Plinius bemerket dieses schon und glaubet, daß alsdann das Wasser unter einer Bergkette von mehrern Meilen wegfließe, und bey Subiaco wieder zum Vorschein komme; wo es in eine künstliche Leitung aufgenommen, unter dem Namen der Aqua marcia nach Rom geleitet werde. * Neuere Schriftsteller haben dieß dem Plinius nachgeschrieben; allein Fabretti ** hat bereits diesen Irrthum gründlich widerlegt.

* Plinius Lib. III. cap. 103.

** De aquæductibus & de lacu Fucino.

Da nun dem See durch seine eingeschlossene Lage, ausser der Höhle Pedogna aller sichtbarer Einfluß mangelt, so ist die Folge, daß in den Jahren, wo ungewöhnlich viel Regen oder Schnee fällt, das Wasser in die Pläne austritt, und die benachbarten Felder und Weingärten öfters Jahrelang unnutzbar macht. Hier ist zwar nicht der Fall, wie es öfters bey reissenden Flüssen geschieht, daß die Ueberschwemmung hohen Sand und Steine niedersetzt, in welchem Falle Jahre erfodert werden, um solche Felder wieder zu befruchten. Die Erde kann hier nicht benutzt werden, weil das Wasser sich solange in der überschwemmten Ausdehnung erhält. Weder Anlauf, noch Ablauf geschehen bei eintretenden Fällen plötzlich, sondern allmählig, so daß die Einwohner beobachtet haben wollen, daß der See alle sieben Jahre allmählig wachse und in eben demselben Verhältniße abnehme. Vor zehn Jahren dehnte sich die Ueberschwemmung sehr weit aus, und drey Jahre lang erlitten die Einwohner einen solchen Verlust, daß bis jetzt die damals überschwemmten Felder noch Steuerfrey sind, obwohl man sie bey dem Zurüktreten des Wassers sogleich wieder bebauen konnte. Beinahe alle Frühjahre wächst er durch das Schmelzen des Schnees etwas an, aber da dieß nur augenblicklich ist, so bewirket es keinen beträchtlichen Nachtheil.

Dem Gesagten zufolge scheint es, daß die schädlichen und anhaltenden Ueberschwemmungen nicht wesentlich von dem Regen und Schneewasser der Gebirge herrühren, weil für diese der natürliche Abfluß, die Pedogna nämlich, im-

iner hinreichend seyn möchte. Man ist also gezwungen anzunehmen, daß entweder der See durch Eröfnung unterirdischer Quellen eine ungewöhnlich starke Vermehrung erhalte, die dann wieder versiegen; oder aber daß die gewöhnlichen sichtbaren und unsichtbaren Abflüsse verstopft werden. Plinius bemerket von vielen Flüssen, welche ihren Lauf durch Seen nehmen, so wie der Pitonius durch den Lacus Fucinus, daß sie nur soviel Wasser mit sich fortführten, als sie hinein brächten. * Dieß ist auch richtig, in so fern das Wasser des Flusses der einzige in dem Kessel des Sees überfließende Theil ist. Aber wird der ungewöhnliche Zufluß durch Regen und Schnee nicht eben so gut den Rand des Kessels übersteigen, und folglich da ablaufen, wo der natürliche Ausgang sich zeiget? Die Beobachtung des Plinius ist nur Täuschung für das Auge, weil, wenn einmal der Druck des Stromes seine Fortbewegung in dem See nach einer gewissen Linie genommen hat, man gewöhnlich die Masse Wassers in so bestimmten Grenzen fortziehen sieht, als wie in einem Bette von festen Ufern. Der Abgang des von andern Seiten zufliessenden Wassers ist allmählig und daher unscheinbar. Ein See kann nur in so fern Ueberschwemmungen verursachen, als die Kanäle zu enge werden, so viel Wasser auszugiessen, als hineinfließt, oder aber die gewöhnlichen Ausgänge müssen verstopft werden. Der eine, oder andere Fall muß eintreten, wenn der Fucinische See sich über seine gewöhnlichen Grenzen verbreitet.

* Hist. nat. Lib. III. cap. 103.

Schon zu Strabo's Zeiten war man dieser Meinung. „Man erzählt, sagt er, daß der See (Fucinus) zuweilen bis an die Berge hinaustrete, und dann sich wieder zurückziehe; so daß die Felder, welche vom Seewasser überschwemmt waren, wieder troken und urbar werden: sey es, daß die Quellen, welche in der Tiefe des Sees sind, sich anderswo Oefnungen machen, und dann wieder in den See zurückfliessen; oder aber daß die Quellen ganz versiegen und erst nach einiger Zeit sich wieder zeigen." *

Es wäre zu wünschen, daß Physiker, welche in der Gegend des Sees leben, Beobachtungen durch eine Reihe von Jahren sammelten. Auf solche Weise würde es nicht schwer seyn, auf die zuverläßigen Spuren dieser seltenen Naturerscheinung zu kommen. Man hat, so wie ich höre, gewisse Seen in der Schweiz, von denen man eine periodische Anfüllung und Ablauf kennet, sehr glücklich durch den Heber erklärt. Es ist auch mehr als wahrscheinlich, daß es eine ähnliche Bewandtniß mit dem Ueber- und Abfliessen des Fucinischen Sees, bis auf die gewöhnlichen Grenzen nämlich, habe.

Wie stark die Ueberschwemmungen in ältern Zeiten anwuchsen, sehen wir aus Julius Obsequens, der uns meldet, daß in dem Consulat des M. Aemilius und des C. Hostilius Mancinus, 138 Jahre vor unserer Zeitrechnung, der Fucinische See alles auf fünftausend Schritte umher unter Wasser setzte. **

* Strabo Lib. V.

** In libro de Prodigiis.

Es ist daher wahrscheinlich, daß bey einem Volke, wie die Römer, welches den Ackerbau als sein vornehmstes Geschäft trieb, und schon in frühern Zeiten der Republik zeigte, daß es Kenntnisse und Muth für große und nützliche Werke hatte, der Gedanke frühe reif werden mußte, durch eine künstliche Ableitung nicht nur fernern Ueberschwemmungen zuvorzukommen, sondern selbst den ganzen See auszutrocknen, wodurch so viel vortreffliches Land zum Anbaue gewonnen würde. Allein der Ueberschlag der Unkosten, verglichen mit dem spätern Nutzen, mochte wohl die Unternehmung nie zur Reife kommen lassen.

Der erste, welcher dieses große Werk mit Ernst anzugreifen dachte, war Julius Cäsar, aber sein frühzeitiger Tod kam seiner Unternehmung zuvor. * Die Marsen liessen nachher nie ab, mit wiederhohlten Vorstellungen und Bitten einzukommen. Einige wollten sogar das Werk auf eigene Unkosten versuchen, wenn ihnen die ausgetrokneten Ländereyen als Eigenthum überlassen würden. Diese Gesuche wurden aber unter den ersten Kaisern immer verweigert. ** Claudius endlich, der zur Verewigung seines Namens keine Unkosten scheuete, und daher lieber große, als nothwendige und viele Werke ausführte, *** übernahm die Ableitung des Sees auf eigene Unkosten. †

* Sueton. in Cæsare cap. 44.

** Sueton. in Claudio cap. 20.

*** Diese Werke betreffen nebst dem Ablaß des Fucinischen Sees, die obgenannten Leitungen der Aqua claudia, und des anio novus, und den berümten Hafen von Ostia.

† Plin. lib. 36. cap. 15. Tacit. annal. lib. 12. Suet. in Clau-

Wie ward das Unternehmen dann angegriffen? und welchen Erfolg hatte es? Beyde Fragen sind verwickelt; und in Rücksicht der letztern besonders scheinet in den Aussagen der alten Schriftsteller mehr als ein Widerspruch obzuwalten. Wir wollen zuerst diesen Punkt zu erläutern suchen, und dann zur Beschreibung der Ableitung selbst fortschreiten.

Zuerst kommt uns eine Stelle Dion's vor, welche sagt: „Claudius wollte den Fuciniſchen See, welcher im Marser Lande ist, in den Tiber ableiten; theils weil die Gegend um den See vortreflich zum Anbaue ist, theils daß der Fluß dadurch schiffbarer gemacht würde: aber die Ausgaben waren unnütz." *

Viele haben geglaubt, daß man anstatt Tiber, Liris lesen müßte, und der Text durch die Abschreiber verdorben sey. Die Gründe sind: erstlich weil nicht nur alle andern Schriftsteller den Liris kennen, sondern wirklich der Augenschein des existirenden Kanals es beweiset: zweytens weil wegen der großen Entfernung des Sees von dem Tiber, und der Kette von hohen Gebirgen, welche dazwischen liegen, ein solches Unternehmen ganz unthunlich würde gewesen seyn.

Allein Fabretti hat bereits die Unveränderlichkeit des Textes von Dion gerettet, und dargethan, wie der See wirklich in den Tiber hätte können geleitet werden, und

dio. cap. 20. Dio Cass. lib. 60. cap. 11. Eusebii chronicon in notis d. Hieronymi.

* Dio Cass. loco citato.

wie natürlich Claudius darauf verfallen konnte, es zu bewerkstelligen.

Wir haben oben bey der Angabe der Lage des Sees bemerkt, daß er ganz umher mit hohen Bergen umschlossen sey, und nur gegen die Palentinischen Gefilde eine freye Pläne vor sich habe, in welcher in einer Entfernung von fünf Meilen der Salto fließt. Dieser Fluß ergießt sich nordwärts in den Velino, der den berühmten Wasserfall unweit Terni in die Nera machet, und diese endlich verliert sich in den Tiber. Hätte man also den See durch die genannte Strecke von fünf Meilen in den Salto geleitet, so wäre der See wirklich mit dem Tiber verbunden worden. Auch ist mehr als eine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Claudius von Anfang versuchte, den Kanal vom See nach dem Salto zu graben zu lassen. Erstlich: da der Salto nicht südwärts nach dem See — da doch eine offene Pläne dazwischen liegt — sondern nordwärts nach dem Velino fließet, so ist es klar, daß der Fluß niedriger, als der See selbst liegt. Zweytens war von dieser Seite kein Gebirge zu durchstechen, wie von jeder andern Seite der Fall seyn mußte. Drittens fügt Dion in der angeführten Stelle ausdrücklich hinzu, daß die Ausgaben vergeblich gewesen seyen: — daß aber dieser Schriftsteller solches nicht von dem nachherigen Kanal, nach dem Liris zu, meinen könne, wird hernach aus den Zeugnissen anderer Autoren, und Dion's selbst erhellen. Man bemerke für jetzt nur, daß Dion ein Chroniker ist, der seine Geschichte nach den Jahren erzählt. Nun findet sich genannte Stel-

le im zweyten Jahre der Regierung des Claudius, das auch nach andern Schriftstellern das Jahr war, wo dieser Kaiser das große Werk den See abzuleiten unternahm. Der Kanal gegen den Liris hingegen ist erst im zwölften Jahre seiner Regierung vollendet worden. Dion wollte also hier nicht von dem letztern reden, sondern von den unausgeführten frühern nach dem Fluße Salto.

Noch mehr: obwohl der Text Dion's, da er von den letzten RegierungsJahren des Claudius spricht, sehr verstümmelt ist, und seine Ausleger ihn wenig zu ergänzen wußten; so findet sich doch ein zweytes Fragment, das sich ganz deutlich auf die Ableitung des Fuciniſchen See bezieht: nämlich wo er von dem berühmten Wassergefechte erzählt, welches der Kaiser auf diesem See nach der Vollendung dieses großen Werkes, und am Tage des wirklichen Ablasses gab. Ja eine dritte Stelle dieses Autors wird uns noch weitere Aufschlüsse bestätigen helfen. Anstatt also obgenannte Stelle Dion's zum Nachtheile des großen Werkes, als wenn es gänzlich mißlungen wäre, auszulegen, müssen wir ihm vielmehr Dank wissen, daß er uns von einer Particularität, diese Ableitung betreffend, unterrichtete, wovon alle übrigen Schriftsteller geschwiegen haben.

Wie konnte man aber in so aufgeklärten Zeiten, wie diejenigen des Kaisers Claudius waren, eine solche Arbeit unternehmen, ohne vorher die thunliche Weise zu ihrer Vollführung kennen gelernt zu haben? Die Antwort ist allerdings schwer, wenn man den Römern nicht die gröb-

ste Unwissenheit in diesem Kenntnißfache Schuld geben will. Indessen konnten die Ursachen, von dem ersten angefangenen Kanal abzustehen, und den zweyten zu unternehmen, vielfach seyn.

1) Hatte man anfänglich die Absicht vielleicht nicht, den See ganz, sondern nur einen Theil davon auszutrocknen und fernern Ueberschwemmungen zuvorzukommen.

2) Fand man vielleicht das Erdreich in den Palentinischen Gefilden für einen festen und dauerhaften Kanal zu locker; und folglich hätte man zuviel mauern und unterbauen müssen.

3) Fieng man vielleicht an zu fürchten, daß durch die Vermehrung der Masse Wassers, welche der Salto, und der Velino, die Nera, und der Tiber dadurch empfangen würden, überall großer Schaden durch Ueberschwemmungen möchte verursachet werden, und man daher was von einer Seite durch die Austrocknung des Sees an urbarem Lande gewonnen würde, von einer andern Seite wieder verlieren könnte. Diese Ursache scheinet um so gegründeter, da wir im Tacitus * lesen, daß schon zu den Zeiten des Tiberius der Vorschlag gemacht worden, ob es nicht thunlich wäre, um den Ueberschwemmungen des Tibers Einhalt zu thun, den Flüssen und Seen, durch welche er anschwillt, eine andere Richtung zu geben. In einem besondern Anhang werde ich eine trefliche Anstalt die Hinderung der Ueberschwemmungen der Nera und des Ti-

* Tacit. Annal. lib. I. cap. 76 & 79.

bers betreffend, beschreiben, welche vielleicht die Folge von dem damals gethanen Vorschlage war.

4) Weil der Fluß Liris wirklich viel niedriger als der Salto lieget, und man also auch den glücklichen Ausgang einer gänzlichen Austrocknung weniger bezweifeln konnte. Dabey war jener Fluß nur drey tausend fünfhundert Schritte vom See entfernt, da hingegen die Linie des Kanals nach dem Salto ungleich länger war. Vielleicht zeigte auch eine genauere und allseitige Nivellirung des Sees, daß die unter dem Wasser liegende Fläche ihre Neigung mehr gegen die Seite des nachherigen Kanals, als nach dem Salto zu, haben mochte. Dieses scheinet um so gegründeter, da wirklich unweit dem LirisKanal die Höhle Pedogna ist, welche den einzigen natürlichen Ausfluß bildet. — Ueberhaupt hat man sich keineswegs zu verwundern, wenn bey einer Unternehmung, wo so viele Dinge in Calcul genommen werden mußten, auch die in dieser Materie so aufgeklärten Zeiten eines Claudius erst durch Versuche den rechten Weg kennen lernten, ein Werk von dieser Art zu vollführen.

Da der erste Versuch, den See in den Salto, und dadurch in den Tiber abzuleiten, vergeblich war, wurde mit unausgesetztem Eifer die Arbeit, den Kanal nach dem Fluß Liris zu durchbrechen, unternommen. Die Schriftsteller kommen überein, daß derselbe in dem zwölften RegierungsJahre des Claudius vollendet war; nachdem dreyssigtausend Menschen beständig eilf Jahre lang ohne Unterlaß daran gearbeitet hatten. Zu der Arbeit dieser eilf Jah-

re muß auch der angefangene Kanal nach dem Salto gerechnet werden, weil das Unternehmen im zweyten Jahre des Claudius anfieng. Tacitus, Sueton, und Dion reden von dem berühmten Seegefechte, welches der Kaiser an dem zum Ablaß bestimmten Tage auf dem See gab, damit er vermittelst dieses Spieles eine ungewöhnlich starke Volksmenge dahin ziehen möchte, um Zeugen von der Vollendung dieses großen Werkes zu seyn.

Dieses Schaugefechte ist so einzig in der Geschichte der Menschheit, daß es nicht uninteressant seyn wird, genannte Schriftsteller mit ihren eigenen Worten hierüber sprechen zu lassen.

Tacitus sagt: „da um die nämliche Zeit * zwischen dem Fucinischen See und dem Flusse Liris ein Kanal durch das Gebirge war gebrochen worden; so ward, damit dieß prachtvolle Werk von vielen gesehen würde, ein Gefechte mit Schiffen auf dem See selbst veranstaltet; so wie Augustus einst ein ähnliches auf einem jenseits des Tibers hiezu gegrabenem Teiche, zwar mit leichtern Schiffen und weniger Streitenden gegeben hatte. Claudius bewaffnete drey und vierrudrige Schiffe mit neunzehntausend Mann. Im ganzen Umfang des Sees ließ er Flösse aufstellen, damit keines der Schiffe entfliehen könnte. Doch ward in der Mitte hinreichend Raum gelassen, damit die Streitenden frey rudern, und die Anführer alle Künste, welche immer in einer wirklichen Seeschlacht üblich sind, zum Angriff aufbieten konnten. Die Prätorianer waren auf den Flössen

* Lib. 12. cap. 56.

in Rotten und Schaaren vertheilt, mit vor sich erbauten Festungswerkern, von welchen sie mit Kriegsmaschinen Pfeile, Steine, und brennbare Materialien schleudern konnten. Der ganze innere Umfang des Sees machte den Raum für die bedeckten Schiffe der beyden Flotten. Die Ufer, die Hügel und die Anhöhen der Berge erfüllte gleich einem Theater eine zahllose Menge Zuschauer aus den nächsten Municipalstädten, und andere kamen selbst aus der Stadt, theils um das Gefecht zu sehen, theils um dem Kaiser den Hof zu machen. Er selbst, mit einer prachtvollen Kriegsrüstung angethan, hielt den Vorsitz, und nicht weit von ihm saß Agrippina in einer Goldgewirkten Chlamis. Obwohl die Streitenden Missethäter waren, so schlugen sie sich doch mit dem Muth tapferer Männer; endlich nach vielem Verwunden ward ihnen das Leben geschenkt."

Sueton berichtet uns einiges mehr: „Ehe Claudius den See ablassen wollte, stellte er eine Naumachie an. Aber da er auf den Zuruf der zum Kampfe bestimmten: Heil dir, Kaiser! wir zum Tode gehenden grüssen dich! — geantwortet hatte: Auch Euch wünsche ich Heil! — und nach diesen Worten, als wenn sie Vergebung erhalten hätten, keiner mehr fechten wollte, stand er eine Weile an, ob er nicht alle durch Feuer und Schwerdt vertilgen sollte. Endlich sprang er von seinem Sitze auf, lief mit ängstlichem Wesen am See umher, und brachte sie endlich theils durch Drohen, theils durch Ermahnen zum Streit. Von den beyden Flotten,

welche sich bey diesem Schauspiel schlugen, hieß eine die Rhodische, und die andere die Sizilianische; jede zwölf dreyrudrige Galeeren stark: ein silberner Triton, welcher vermittelst einer Maschine aus der Mitte des Sees sich erhob, gab mit seinem Muschelhorn das Zeichen zur Schlacht." *

Im Dion ** sehen wir die Bestätigung dessen, was Tacitus und Sueton uns erzählen; „Claudius, berichtet er, wollte auf einem gewissen See ein Gefecht mit Schiffen vorstellen lassen, und umgab denselben zu diesem Zwecke mit einer hölzernen Mauer. Auch errichtete er Gerüste von Holz für das zu diesem Schauspiel von allen Seiten zuströmende Volk. Ein jeder war dabey nach Belieben gekleidet; aber Claudius und Nero erschienen in kriegerischer Rüstung, und Agrippina in einer Goldgewirkten Chlamis. Die Streitenden waren zum Tode verdammte Missethäter: beyde Flotten bestunden zusammen aus funfzig Schiffen: eine hieß die Rhodische, die andere die Sizilianische Flotte. Während die Schiffe der beyden Partheyen noch vermischt waren, riefen sie mit folgenden Worten den Claudius an: Heil dir, Kaiser! wir zum Tode gehenden grüssen dich! — Nachher, als sie die Begnadigung nicht erhielten, sondern nichts destoweniger sich zu schlagen befehliget wurden, so kreuzten die in Schlachtordnung gereihten Schiffe nur einander wechselsweise vorbey, und wurden nicht eher handgemein, als bis sie,

* Sueton in Claudio. Cap. 21.

** Lib. 60. cap. 33.

durch Gewalt gezwungen, sich untereinander darnieder machten."

Dieses grosse und in seiner Art einzige Gefecht gieng dem Ablaß des Sees voran. Tacitus setzet es ganz bestimmt in seinen Annalen in das zwölfte Jahr der Regierung des Claudius. Sueton giebt blos die eilf Jahre an, welche die Arbeit dauerte: da sie aber im zweyten Jahr dieses Kayfers nach Dion anfieng, so kommt sein Ausspruch vollkommen mit Tacitus überein. Das zwölfte Regierungsjahr des Claudius fällt in das Jahr 806 der Stadt Rom, und in das Jahr 53 der christlichen Zeitrechnung. Hier wäre also ein Verstoß, was den Text Dion's betrift: dieß Gefecht nehmlich stehet unter dem Jahr 803 der Stadt Rom; folglich drey Jahre früher, als die zwey andern Schriftsteller angeben. Allein nächst dem, daß Dion's Ansehen gegen die ausdrücklichen Worte des Tacitus, und Sueton wenig gelten würde, bedarf es keines grossen Scharfsinnes, um zu sehen, wie sehr der Dionische Text gelitten hat, und mit wie wenig Kritik die Bruchstücke davon sind zusammengestellt worden, anstatt mit Hülfe anderer Schriftsteller gehörig geordnet zu werden. Gleich im Anfange der angeführten Stelle wird anstatt des bestimmten Ortes, wo das Seegefechte vorgieng, blos im Allgemeinen ein gewisser See angegeben, da es doch ausser Zweifel ist, daß Dion von dem nehmlichen Schauspiel spricht, welches Tacitus und Sueton meinen. Jeder wird leicht dabey gewahr, daß in einem Vordersatz des zu Grunde gegangenen Textes von dem Fu-

cinischen See, und dessen Ablaß die Rede war. Kritiker hätten demnach vermittelst genannter Schriftsteller den Text Dion's verbessern, und die angeführte Stelle in das 12te Jahr des Claudius, anstatt in das 9te reihen sollen. Weiterhin werden wir noch auf eine andere Stelle stossen, woraus die unglückliche Fragmentirung dieses Autors noch mehr erhellet.

Da nun dieses berühmte Schauspiel zu Ende war und dann der Kanal für den Ablauf des Wassers geöfnet wurde, entsteht nun die Frage, in wie fern Claudius seinen Zweck, den See ganz ablaufen zu lassen, erreicht habe? —

Hierüber giebt uns Tacitus wieder die bestimmteste und deutlichste Auskunft, indem er in der oben angezeigten Stelle fortfährt: * „aber nachdem das Schauspiel zu Ende war, ward der Kanal für den Ablauf des Wassers eröfnet, und dann lag es am Tage, mit welcher Sorglosigkeit man dieses Werk angegriffen, und vollführt hatte; nämlich daß der Kanal für den mittelsten oder tiefsten Theil des Sees nicht niedrig genug gegraben worden war."

Theils aus diesen Worten des Tacitus, theils aus den obenangezeigten des Dio Cassius **, und noch mehr aus einer Stelle des Plinius, welche sagt, daß dieses grosse Werk durch den Haß des Nachfolgers des Claudius nicht wäre fortgesetzt worden ***, haben viele den Schluß

* Lib. 12. cap. 57.

** Lib. 60. cap. 11.

*** Lib. 36. cap. 15.

ziehen wollen, daß das Unternehmen ganz mislungen und aller Aufwand vergeblich gewesen sey.

Was die Stelle Dion's betrift, ist schon oben gezeigt worden, daß sie sich keinesweges auf den Kanal gegen den Liris beziehe, sondern von dem ersten Versuch gegen den Salto zu verstehen sey.

Wie die Stelle des Plinius gemeint sey, werden wir weiterhin bemerken. Tacitus läßt uns keinen Augenblick im Zweifel, indem er fortfährt: „Einige Zeit darauf, nachdem der Kanal tiefer gegraben worden, suchte Claudius aufs neue eine Menge Menschen dahin zu versammeln; indem er auf dem See selbst Gerüste errichten ließ, um darauf ein Schauspiel von Fechtern zu geben. Darauf wurde am Ausfluß des Sees * ein allgemeines Gastmal ausgesetzt, wobey aber jedermann in grosses Schrecken gerieth: denn das Wasser schoß mit einer solchen Gewalt

* Tacitus bedienet sich der Worte — Effluvio Lacus — Fabretti verstand dieß, als wenn das Gastmal an dem Ausflusse in den Liris wäre aufgesetzt worden, um nämlich allda das Wasser aus dem Kanal in den Fluß ausströmen zu sehen. Allein nächst dem, daß aus dem Contexte des Tacitus leicht verständlich ist, daß das Gastmal an dem Einflusse des Sees in den Kanal aufgesetzt war, und allda das Zusammenstürzen der Gerüste statt hatte, wird die Sache noch viel deutlicher aus folgender Stelle Sueton's in Claudio cap. 32. „Convivatus et super emissarium Fucini Lacus, ac pene submersus, cum emissa impetu aqua redundasset."

heran, daß es alles, was in der Nähe war, mit sich fortriß, das Fernere erschütterte, oder durch das Getöse und Krachen jeden in Schrecken versetzte. Hiebey bediente sich Agrippina der Furcht des Kaisers, um den Narcissus, welcher dieses Werk zu besorgen hatte, der Habsucht und des Raubes anzuklagen. Er aber schonte sie auch nicht, und warf derselben ihr weibisches Unvermögen, und ihr herrschsüchtiges Streben nach gar zu grossen Dingen vor.*

Aus dieser Stelle erhellet deutlich, daß Claudius den Kanal das zweytemal in gehöriger Tiefe graben ließ, und so den ersten Fehler des Werkes selbst gut machte. Auch brauchet Sueton, wo er von diesem, so wie von andern grossen Werken des Claudius spricht, das Wort Perfecit — er hat es vollbracht, ausgeführt. Auch bedienet sich die Chronik des Eusebius des bestimmten Wortes Exsiccavit — Claudius hat den Fuciniſchen See ausgetrocknet.**

Auch glaube ich nicht, daß sich aus den letztern Worten der Stelle des Tacitus vernünftigerweise muthmasen lasse, als wenn der Kanal selbst bey dem Ablasse des Wassers wäre beschädiget worden. Wahrscheinlich war man bey der Eröfnung der Schleussen nicht vorsichtig genug; das Wasser ward zu schnell in Bewegung gesetzt, so daß der Druck, und die Gewalt desselben auf einmal zu groß wurde. Daher die nahe an dem Ausflusse des Sees errichteten Brücken, oder zu schwach befestigten Flösse, wor-

* Tacitus loco citato.

** In oben angeführten Stellen.

auf die Fechter gestritten hatten, und auch die Gerüste, von welchen das Volk das Schauspiel sah, und vielleicht auch die nahe am Ufer aufgesetzten Tafeln leicht mochten erschüttert, und zum Theil auch vom Strome mit fortgerissen werden. Dieß — und dieß allein — scheinen die Worte des Tacitus anzuzeigen. Agrippina klagte bey dem furchtsamen und erschrockenen Kaiser den Narcissus auf der Stelle an, als Besorger und Anordner nämlich des Schauspiels und des Gastmals: aber keineswegs folgt aus den Worten, als wenn er Vorsteher und Baumeister des Kanals selbst gewesen sey. Auch wäre es in dem ersten Augenblicke des Getöses und Krachens unmöglich gewesen zu wissen, ob der Kanal selbst gelitten habe. Was mehr als alles diesen Punkt ausser Zweifel setzet, ist die Ansicht des Kanals selbst. Tief unter der Erde durch einen lebendigen Felsen gehauen, konnte er durch keine Macht von Wasser Schaden leiden.

Noch kommt in Dion eine dritte Stelle vor, welche neue Schwierigkeiten zu häufen scheint, und daher einer nähern Entwickelung bedarf. Sie enthält folgende Worte: „aber nachher, als der Fuciniſche See eingestürzt war, erhob sich eine heftige Klage gegen den Narcissus. Denn man glaubte, daß er als Vorsteher dieses Werkes viel weniger, als er hoffte, darauf verwendet, und daher mit Fleiß den Zusammensturz desselben verursacht habe, damit seine Räubereyen nicht entdeckt würden." *

Entweder sind diese Worte aus einer Randnote eines

* Dion lib. 60. cap. 33.

Commentators durch einen spätern Abschreiber in den Text eingeschoben worden; oder sie erweisen weiter nichts.

Warum ich jenes argwöhne, ist erstlich die Unbestimmtheit der Worte selbst. Was für einen Begriff soll man aus den Worten schöpfen „der Fucinische See ist eingestürzt?" — und dann weiter: „er verwendete darauf viel weniger, als er hofte?" — Weder das eine, noch das andere giebt einen Sinn. Zweytens ist die Stelle von der obigen, worinn Dion das berühmte Seegefechte beschreibt, obwohl in dem nämlichen Kapitel, ganz getrennet, und ohne Verbindung dessen, was vorangehet, noch dessen, was nachkommt, in den Text eingeschaltet. Man sehe selbst die Reimarische Ausgabe dieses Autors hierüber nach.

Sey es aber auch, daß die Worte ja zum Original-Text gehörten, so sind sie nichts anders, als eine Bekräftigung dessen, was Tacitus uns von dem zweyten Schauspiel, der Fechter nämlich, und dem dabey erfolgten Einsturze der hölzernen Gerüste erzählet. Daß der Kanal selbst einen wesentlichen Schaden dabey sollte erlitten haben, läßt sich in keiner Rücksicht aus den Worten Dion's abnehmen. Diese Stelle erweiset also gegen meine Meinung nichts.

Der einzige Satz, welcher uns noch zweifelhaft machen könnte, ist der angezeigte des Plinius, * welcher deutlich sagt, daß dieß Werk durch den Haß des Nachfolgers des Claudius unterlassen, das heißt: nicht fort-

* Lib. 36. cap. 15.

gesetzt worden sey. Wie konnte Plinius dieses niederschreiben, wenn das Werk ganz durch Claudius vollendet worden wäre?

Hierauf antworte ich: daß der Kanal wohl ganz und gehörig vollendet seyn konnte, ohne daß das ganze Werk, welches Claudius zur Absicht hatte, vollendet war.

Claudius wollte den ganzen See austrocknen, um das dadurch gewonnene Land urbar zu machen. Dieß konnte aber nicht blos dadurch erreicht werden, daß der Hauptkanal des Abflusses gezogen worden war; denn es ist leicht begreiflich, daß das Bett des Sees seine Höhen und Tiefen hatte, und besonders diese gegen die Mitte desselben stärker, als gegen die Ufer zu seyn mußten. Es war also unmöglich, daß alles Wasser des Sees nach dem Kanal laufen konnte, bis nicht in dem vorher mit Wasser bedecktem Bette neue Kanäle gegen den Hauptkanal gegraben würden. Blos vermöge einer solchen Arbeit ist es denkbar, daß man den Ablauf des Wassers aus den tiefern Lagen bewirken konnte. Allein auch diese waren zur Vollendung des Werkes noch nicht hinlänglich. Jetzt mußten noch Kanäle für die regelmäsigen und unregelmäsigen Zuflüsse, welche sich in das Bette des Sees ergiessen, gezogen werden: erstlich für den Fluß Pitonius, und zweytens für die Bergströme, welche nach den Jahreszeiten durch häufigen Regen, oder durch das Schmelzen des Schnees sehr anschwellen, oft reissend werden, und von mehrern Seiten ihren Lauf nach dem See nehmen. Solche Kanäle, welche von mehrern Seiten her

das ganze Bett des vormaligen Sees durchkreuzen, und starke Dämme haben mußten, erfoderten allerdings keine geringe Arbeit, und doch waren sie nöthig, wenn die Gewässer sich nicht länger über die Oberfläche des ehemaligen Seebettes ergiessen, und die getrockneten Felder urbar gemacht werden sollten.

Diese Kanäle und Dämme, scheinet es, hat Claudius, welcher die Vollendung des Hauptkanals nicht vielmehr als ein Jahr überlebte, nicht mehr ziehen können; und diese noch zu vollendende Arbeit mag Plinius im Sinne gehabt haben, wenn er sagt: daß dieses Werk von seinem Nachfolger Nero nicht sey fortgesetzt worden.

Unerachtet dessen bleibet uns leicht begreiflich, daß durch die Bemühungen des Claudius so viel gewonnen ward, daß die nachtheiligen Ueberschwemmungen der schon vorher urbaren Felder um den See nicht mehr statt fanden, und auch ein grosser Theil Landes vom See selbst sogleich zum Anbaue benutzt werden konnte.

Die drey ersten Nachfolger des Nero lebten zu kurz, um zu vermuthen, daß während ihrer Regierung etwas hätte geschehen können. Auch scheinet es, daß weder unter den drey Flaviern, noch unter Nerva die Vollendung des Werkes sey betrieben worden.

Aus einer Innschrift, welche sich in Phoebonius * und andern findet, läßt sich vermuthen, daß Trajan der erste war, der die Fortsetzung dieses Werkes beherzigte. Diese Inschrift war zu der Zeit des Phöbonius in Avezzano auf-

* Hist. mars. lib. II. cap. IX.

geſtellt. Aber Fabretti, welcher ſie nicht mehr dort fand, leugnet ihre Exiſtenz geradezu; doch ſind ſeine Gründe keinesweges überzeugend. * Die letzten Worte dieſer Innſchrift ſind auf verſchiedene Weiſe ergänzt worden. Indeſſen iſt der Hauptſinn in ſo weit erkennbar und deutlich, daß nämlich von Trajan ein Theil Landes für den Anbau von dem Fuciniſchen See gewonnen worden iſt. Mit beſſerm Grunde verwirft Fabretti ** eine zweyte Innſchrift, welche am Eingang des groſſen Cuniculus des Emiſſairs gefunden worden ſeyn ſoll, und alſo lautet: nobilis progenies Aug. hic tumulatus est. Die Ausleger wollten nämlich hiermit darthun, daß Agrippina, als Claudius das zweyte Schauſpiel von Fechtern auf dem See gab, ſchwanger war, und aus Schrecken über den Einſturz der hölzernen Gerüſte um das Kind kam, welches dann daſelbſt begraben worden ſey.

Daß Hadrian nach Trajan auf's neue Hand an dieſes Werk legte, ſagt uns Spartian ausdrücklich, aber mit folgenden kargen Worten: „Hadrian ließ den Fuciniſchen See ab." Wahrſcheinlich beſtand dieſe Arbeit in der Fortſetzung deſſen, was Claudius und Trajan ſchon gethan hatten; ſo daß unter dieſem Kaiſer das Werk der Austrocknung vermöge der nöthigen Kanäle und Dämme, welche in dem Bette des ehemaligen Sees ſelbſt gezogen wurden, vollkommen zu Stande kam.

Was fernerhin zur Unterhaltung der Kanäle geſchah,

* De Emiſſario Lacus Fucini. memb. ſecundo.

** Ebendaſelbſt.

und wie lange es dauerte, bis der grosse Kanal selbst durch Verstopfung unbrauchbar wurde, und der See sich wieder in seine alten Grenzen verbreitete, ist ganz unbekannt.

Ehe ich nun zur Beschreibung des Hauptkanals selbst schreite, will ich zuvor noch das Resultat vorgesetzter Nachsuchungen in eine kurze Ansicht fassen, und hier wiederholen.

Ich glaube nämlich gefunden zu haben:

1) daß Claudius im zweyten Jahre seiner Regierung den See nach dem Flusse Salto abzuleiten unternahm, aber nach vergeblich verwandten Unkosten davon abließ, und dann

2) die Ableitung nach dem Flusse Liris mit besserm Erfolg unternahm. Im zwölften Jahre seiner Regierung ward er in so weit vollendet, daß der erste Versuch, den See abzulassen, vorgenommen wurde; und es war bey dieser Gelegenheit, daß das berühmte Seegefechte statt fand.

3) Da sich aber hiebey der Fehler zeigte, daß der Kanal für den Ablauf der mittelsten Gewässer nicht tief genug gegraben war; so ward auch diesem Fehler durch eine zweyte Arbeit abgeholfen, und der Kanal in gehöriger Tiefe gegraben. Bey diesem zweyten Ablaß gab Claudius das Fechterspiel, und das öffentliche Gastmal. Die Gewalt des Wassers riß die, in und an dem See errichteten, Brücken und Gerüste ein; allein ohne Beschädigung des Kanals selbst.

4) Nun aber, da die wesentliche Absicht des Kaisers

war, das ganze vom See gewonnene Land urbar zu machen, bedurfte es zu diesem Zweck neuer Kanäle und Dämme in dem vorherigen Bette des Sees selbst: Allein diese Arbeit blieb durch den bald erfolgten Tod des Claudius, und durch die Vernachlässigung seines Nachfolgers unvollendet. Auch scheinen die nachfolgenden Kaiser nichts dabey unternommen zu haben, bis

5) unter Trajan und Hadrian die ganze Austrocknung des Sees durch Ziehung der benöthigten Kanäle und Dämme vollendet ward.

* Die zu dieser Abhandlung gehörigen Kupfertafeln folgen im nächsten Stück.

(Die Fortsetzung folgt.)

III.

Herakles bei Augeias.

Theokrits fünfundzwanzigste Idylle.

Ein Fragment.

Wieder sagt' ihm der Greis, der weidenden Kühe Besorger,
Von dem Geschäft ausruhend, das ihm in den Händen sich regte:
Gern dir will ich, o Fremdling, verkündigen, was du mich fragest,
Hermes furchtbaren Zorn des Wegobwaltenden scheuend;
Denn zumeist, wie man sagt, von den Himmlischen ahndet es jener,
Wenn ein Mann abweiset den pfadvermissenden Wandrer.
Siehe die wolligen Heerden des Völkerfürsten Augeias
Weiden nicht auf gemeinsamer Trift in der selbigen Gegend;
Sondern einige gehn an des wallenden Elisons Ufern,
Andere dort an Alfeios des göttlichen heiliger Strömung,

Andr' im Rebengefilde Bupraſios, andere hier auch.
Eigene Ställ' auch wurden für jegliche Heerde gebauet.
Aber den Rinderheerden, ſo voll ſie immer gedrängt ſind,
Allen genügt beſtändig alhier friſchgrünende Weide
Rings um des Menios Sumpf; denn honigduftende Kräuter
Sproſſen in Wieſen empor, den gefeuchteten, und in den Auen,
Reichlich genug, zu mehren die Kraft der gehörneten Rinder.
Dort iſt ihnen die Hürd', an der rechten Seite der Hand dir;
Ganz erſcheinet ſie dort, jenſeits des fließenden Baches,
Wo ſtetsgrünen Platanen geſellt der wildernde Oelbaum
Hellbelaubt ſich erhebt, des weidenden Föbos Apollon
Heiliger Hain, o Fremdling, des hochvollkommenen Gottes.
Stracks daran ſind Gehöfd' uns Ackerleuten gebauet,
Langhin, die wir den großen unnennbaren Segen des Königs
Schüzen mit ſorgſamer Treu, in dreimalgewendetes Brachfeld
Jezo ſtreuend die Saat, und in viermalgewendetes jezo.

Wohlbekannt ist die Grenze den arbeitseligen Winzern,
Die rasch kommen zur Kelter, wann reifender Sommer genaht ist.
Denn dies ganze Gefild' ist des hochgesinnten Augeias,
Weizentragende Hufen, und Pflanzungen edeler Bäume,
Bis zum äußersten Rande des quelligen Felsengebirges:
Wo uns Landarbeiten beschäftigen Morgen und Abend,
So wie es Knechten geziemt, die den Bau der Gefilde verwalten.
Doch du sage mir an, (was dir auch selber zum Vortheil
Sein wird,) welches Bedürfnis dich herzukommen genöthigt:
Ob du Augeias selbst, ob jemand seiner Genossen
Aufsuchst, welcher ihm dient. Ich könnt' als kundiger etwa
Alles genau anzeigen: Denn nicht von niedrigen Eltern
Scheinest du mir, noch selber den niedrigen ähnlich gebildet:
So wie die hohe Gestalt dir vorragt! Traun es erscheinen
Wohl der Unsterblichen Kinder vor Sterblichen also an Bildung.
Ihm antwortete drauf der tapfere Sohn des Kronion:

Ja, o Greis, ihn selbst den Epeierfürsten Augeias
Wünscht' ich zu schaun; mich trieb um jenen allein das Geschäft her.
Wenn er vielleicht in der Stadt sich aufhält unter den Bürgern,
Tragend die Sorge des Volks, und das Recht nach Gesezen entscheidet;
Alter, ernenne mir einen der Dienenden, welcher mich führe,
Einen, der hier im Gefild' als ehrsamer Schafner gebietet;
Daß ich ein Wort ihm sag', und ein anderes reden ihn höre.
Stets ja, so wollt' es ein Gott, bedürfen wir einer des andern.

Aber der Greis antwortete drauf, der gepriesene Landmann:

Fremdling, ein himmlischer Gott ist traun dein waltender Führer;
So wird all dein Beginnen dir schnell nach Wunsche vollendet!
Denn er selbst Augeias, von Helios Samen gebohren,
Samt dem eigenen Sohne, der Kraft des glänzenden Fyleus,
Kam hier gestern daher aus der Stadt, um mehrere Tage
Sein unzählbares Gut in den Aeckern umher zu betrachten.
Also erwägen im Geist auch Könige, daß, wenn man selber

Obhut trägt, viel beſſer das Wohl im Hauſe gedeihe.
Laß denn ſogleich uns gehen zu ihm; ich ſelber geleite
Dich in unſeren Hof; dort finden wir, denk' ich, den Herrſcher.
Sprachs, und führte den Weg; doch viel rathſchlagt' er im Herzen,
Schauend des Unthiers Haut und die handausfüllende Kolbe,
Wer und woher der Fremdling; und oft ihn zu fragen beſchloß er.
Doch mit Bedacht anhaltend das fliegende Wort auf der Lippe,
Zweifelt' er, ob auch die Rede den Eilenden etwa zur Unzeit
Störete; ſchwer ja kennt man den Sinn des anderen Mannes.
Schnell nun merkten die Hunde die Nahenden ſchon aus der Ferne,
Beides ſowohl am Geruche des Leibs, wie am ſchallenden Fußtritt.
Laut mit Gebell anſtürzend ereilten ſie dorther und daher
Ihn, den erhabenen Sohn des Amfitryon; aber dem Greiſe
Hüpften ſie ſanft aufknurrend zur Seit', und wedelten freundlich.
Jener indeß mit Steinen, die nur vom Boden er aufhub,
Scheuchte ſie weit hinweg zu entfliehn; und in rauherem Tone

Drohr' er allen zugleich, und zähmete bald das Gebelfer:
Voll von heimlicher Freude, daß jene den Hof ihm bewachten,
Weil abwesend er war; und so zu reden begann er:
Ja fürwahr, wohl gaben die waltenden Götter den Menschen
Dies vortrefliche Thier zur Gesellschaft! Wie es doch aufmerkt!
Wär' ihm auch im Herzen so viel des Verstandes geworden,
Einzusehn, wenn zürnen, und wenn nicht zürnen es sollte;
Nie könnt' eines der Thiere mit ihm wetteifern um Vorrang.
Doch zu heftig im Zorn und eiferig ward es ohn' Ursach.
Sprachs; und schnell das Gehöfd' erreichten die Wandelnden jezo.
Helios lenkte die Rosse nunmehr zum westlichen Dunkel,
Dämmerung bringend des Tags. Doch heim nun blöckten die Schafe,
Fett von der Weid' eingehend in volle Gehöfd' und Ställe.
Aber die Kühe darauf bei Tausenden, andre nach andern,
Kamen daher andrängend, wie düstere Regengewölke:
Viel wie den Himmel durchziehn in vorwärts taumelnden Schaaren,

Jezt vor des Südes Gewalt, und jezt vor des thrakischen Nordes;
Weder Zahl erscheinet der wandelnden hoch in den Lüften,
Weder Vergang; so viel zu den vorderen wälzet von hinten
Stets der Orkan, und auf andr' erheben sich andere wieder:
So viel kamen im Zug' auch Küh' auf Kühe gewandelt.
Rings nun wimmelte voll das Gefild', und rings auch die Wege,
Vom heimkehrenden Schwarm; und es hallt' in die fruchtbaren Aecker
Dumpfes Gebrumm. Leicht wurden nun voll schwerwandelnder Rinder
Alle Ställ'; auch ruhten die Schaf', in die Höfe gehürdet.
Siehe da blieb nicht müssig, wie endlos auch das Gewühl war,
Hingestellt bei den Kühen ein Mann, umschauend nach Arbeit.
Einer band an die Füsse mit wohlgeschnittenen Riemen
Fest die hölzernen Pflöck', und seitwärts hockt' er und melkte;
Einer legt an die Euter die Säuglinge liebenden Müttern,
Einzusaugen die laulichte Milch mit begieriger Sehnsucht;
Der trug volles Geschirr; der rührte die käsende Sahn' um;

Jener trieb die Farren herein, von den Stärken gesondert.

Aemsig durchging Augeias die Rinderställe betrachtend,

Welchen unendlichen Segen der Hab' ihm die Hirten gesammelt.

Auch sein Sohn, und die Kraft des hocherfahrnen Herakles,

Gingen zugleich durchmusternd des Königes mächtigen Reichthum.

Jezo, wie fest im Busen, wie ganz unerschüttert das Herz auch

Trug Amfitryons Sohn, und wie gleich ausdaurend beständig;

Staunet' er dennoch bestürzt, das unzählbare Rindergeschlecht dort

Anzuschaun. Wohl keiner behauptete, oder gedächt' auch,

Daß Ein Mann so viel des erworbenen Gutes beherrschte,

Oder auch zehn, reichprangend an Vieh vor den Königen allen.

Helios hatte dem Sohn zur Günstlingsgabe gewähret,

Blühend an Heerden zu sein vor allen gebohrenen Männern.

Auch er selbst vermehrte die stets anwachsende Zucht ihm,

Jeglicher Art; denn nimmer besucht' auch einige Krankheit

Jenem die Trift, wie sie häufig den Fleiß der Hirten vereiteln.

Immer noch mehr der gehörneten Küh, und schönere immer
Sah er von Jahr zu Jahre heranblühn; siehe sie alle
Trugen ihm lebende Frucht voll Kraft, und weibliche Frucht ihm.
Auch der Stiere zugleich drei Hunderte zogen mit jenen,
Krummgehörnt, weißbeinig; und noch zweihundert der andern,
Röthlich umher: sie alle befruchtende Männer der Heerde.
Dann zwölf andere noch zu den vorigen wurden geweidet,
Heilig dem Sonnengott, von heller Gestalt wie die Schwäne,
Glänzendweiß, vorstralend dem Trupp schwerwandelnder Rinder:
Die, einsiedlerisch auch, mit üppigem Grase sich nährten
Auf dem Gefild', unbändig in freudigem Troz sich erhebend.
Aber sobald Raubthiere hervor aus verwachsenem Dickicht
Rasch in die Flur einstürzten, die weidenden Kühe zu morden;
Immer zuerst in den Kampf, mit Leibesgewalt anrennend,
Kamen sie, laut aufbrüllend; und Tod war im funkelnden Antliz.
Doch so ragete keiner an Kraft und grosser Gewalt vor,

Und an verwegenem Mut, als Faethon: welchen die Hirten
Einem Gestirn gleich schäzten, dieweil er her vor den andern
Stieren im Gehn vorstralte mit ausgezeichneter Schönheit.
Dieser, die trockene Haut des entsezlichen Löwen erblickend,
Rannte nunmehr mit Gewalt auf den wachsamen Held Herakles,
Ihm in die Seite zu bohren das Haupt und die eherne Stirne.
Aber ihn faßt' in dem Sturze der Held mit gewaltiger Rechte
Links an dem Horne sofort; und hinab auf die Erde den Nacken
Bog er ihm, schwer wie er war; von neuem dann stieß er zurück ihn,
Gegen die Schulter gestemmt; doch entgegen ihm strengte der Muskeln
Sehnen der Stier, daß gerichtet am öbersten Bug er emporstand.
Hocherstaunt war der König, er selbst mit dem feurigen Sohne
Fyleus, auch die der Rinder gehörnete Heerde besorgten,
Schauend Amfitryons Sohn voll übergewaltiger Stärke.
Stadtwärts beide nunmehr, die gesegneten Aecker verlassend,
Wandelten Fyleus hinweg und die hohe Kraft Herakles.

Eben erreichten sie nun die gemeinsame Strasse des Volkes,
Als sie den schmalen Pfad mit hurtigen Füssen vollendet,
Der vom Gehöfde daher durch Rebenpflanzungen führte,
Und nicht deutlich erkannt hinschlich in der grünenden Waldung;
Siehe da sprach zum Erzeugten des hocherhabnen Kronion,
Welcher hinter ihm ging, der edele Sohn des Augeias,
Rechts auf die Schulter zurück ihm sanft zuwendend das Antliz:
Fremdling, als hätt' ich vorlängst von dir schon reden gehöret,
Also erhebt sich eben im Geist mir dunkle Erinnrung.
Denn uns kam von Argos ein Wanderer, rasch noch an Jugend,
Hier, ein achaischer Mann, aus Helike, nahe dem Meerstrand.
Dieser erzählte nun, umringt von vielen Epeiern,
Wie ein Argeier getödtet, ihm selbst vor den Augen, ein Raubthier,
Einen entsezlichen Löwen, ein gräßliches Wunder dem Landvolk,
Der im Geklüft am Hain des nemeischen Zeus sich gelagert.
Doch nicht weiß ich genau, ob er selbst aus der heiligen Argos

War, ob Tirynus Burg er bewohnete, oder Mykene,
Wie der Mann uns gemeldet; allein an Geschlechte, so sagt' er,
Wenn ich der Wahrheit gemäß mich erinnere, stamm' er von Perseus.
Traun kein anderer wohl der Argialer wagete solches,
Als du selbst; denn die Hülle des Unthiers redet ja deutlich
Dein großmächtiges Werk, die dir um die Seiten herabhängt.
Auf, nun sage zuerst, damit ich selber erkenne,
Edeler Held, ob recht mir es ahnete, oder ob unrecht:
Bist du der, von welchem uns horchenden jener Achaier
Sprach, aus Helike her? und traf, was ich dachte, die Wahrheit?
Sag' auch, wie du allein das verderbliche Scheusal erlegtest,
Und wie zur quelligen Gegend von Nemea jenes hereindrang.
Denn nicht fändest du solch ein Ungeheuer in Apis,
Wünschtest du eines zu schaun; nicht wächst ja so grosses Gewild hier,
Nein nur Bären und Säu', und der tückischen Wölfe Geschlechter.
Darum staunten auch die hörenden alle den Worten;

Einige dachten sogar, daß falsch geredet der Fremdling,
Um mit eiteler Zunge gefällig zu sein der Versammlung.
Fyleus redete so, und beugt' aus der Mitte des Weges
Seitwärts, daß er genügte den wandelnden neben einander,
Und ihm leichter es würde, das Wort des Herakles zu hören;
Welcher zugleich nun gehend mit solcherlei Worten ihn ansprach:
Was du zuerst mich gefragt, du edeler Sohn des Augeias,
Hast du mit leichtem Verstand nach der Richtschnur selber getroffen.
Auch das einzelne nun von dem Unthier meld' ich dir gerne,
So wie jedes geschah; dieweil du zu hören verlangest:
Ausser, woher es gekommen; denn das, so viel auch in Argos
Lebende sind, wird keiner genau zu sagen vermögen.
Nur der Unsterblichen einer, vermuten wir, sandte das Unheil,
Um ein Opfer erzürnt, den foroneischen Männern.
Denn die Piseer gesammt, wie ein voll ausströmender Gießbach,
Kränkte der Leu rastlos, und zumeist die Bembiniäer,

Welche benachbart wohnten dem Thier, unerträgliches duldend.
Dieser Kampf war der erste, den mir zu vollenden Eurystheus
Anbefahl: zu ermorden das gräßliche Scheusal gebot er.
Aber ich nahm mein biegsames Horn, und den räumigen Köcher,
Vollgedrängt mit Geschoß, und erteilt', in der Rechten die Kolbe,
Derb' und fest, umrindet, vom Kern des wildernden Oelbaums,
Schwer an Wuchs, die ich selbst in des heiligen Helikons Thälern
Fand, und zugleich mit allen verwachsenen Wurzeln herauszog.
Als ich nunmehr an den Ort, wo der Berglöw' hauste, gelangt war,
Jezo nahm ich den Bogen, und fügte die Senn' um des Endes
Zierlichen Knauf, und legte den bitteren Pfeil auf die Senne
Rings dann wandt' ich die Augen, zu spähn das verderbliche Wunder,
Ob ich es wo anschaute, bevor mich jenes erblickte.
Schon wars Mitte des Tags, und weder die Spur des Verderbers
Konnt' ich irgendwo schaun, noch den Hall der Stimme vernehmen
Auch erschien mir keiner der Sterblichen, weder ein Kuhhirt,

Noch in beſäeten Furchen ein Ackerer, den ich befragte;
Sondern es hielt jedweden erblaſſende Angſt in der Hürde.
Doch nicht hemmt' ich den Fuß, das Waldgebirge durchforſchend,
Eh ich ihn ſah, und ſogleich die Kraft mit jenem verſuchte.
Siehe nun wandelt' er heim in die Felskluft gegen den Abend,
Als er mit Fleiſch ſich und Blute geſättiget: rings ihm beſudelt
War die verzottelte Mähne von Mord, und das funkelnde Antliz,
Auch die Bruſt; und die Zung' umleckte den borſtigen Bart ihm.
Aber ich ſelbſt, in dem Schatten umlaubeter Büſche mich bergend,
Stand auf verwachſenem Steig, und wartete ſeines Herannahns;
Und wie er kam, da traf ich ihm links in die Weiche des Bauches;
Aber umſonſt: nicht mochte ſein Fleiſch das Geſchoß ihm durchſchlüpfen,
Scharf wie es war; abprallt' es, und ſank in die grünenden Kräuter.
Jener indeß hob plözlich das blutige Haupt von der Erde
Staunend empor, und rings mit rollenden Augen ſich wendend
Späht' er umher, und fletſchte die trozigen Zähne des Rachens.

Jezo entsandt' ich jenem ein andres Geschoß von der Senne,
Unmutsvoll, daß umsonst aus der Hand mein erstes entflohn war.
Scharf nun traf ich die Mitte der Brust, wo die Lunge sich dehnet;
Aber auch jezt nicht mochte der schmerzende Pfeil in die Haut ihm
Eingehn, sondern er sank vor die Füß' ohnmächtig ihm nieder.
Schon zum dritten begann ich, entbrannt von zürnendem Eifer,
Anzuziehn; da erblickte mit graß umstarrenden Augen
Mich das zermalmende Thier; und lang um die Kniee geschwungen
Rollt' es den Schweif, und ermahnte zum Kampfe sich; ganz nun erfüllet
Ward ihm der Nacken von Zorn, daß empor die gelbliche Mähn' ihm
Sträubte vor Wut, und gekrümmt ihm der Rükgrat ward wie ein Bogen,
Als er gestrengt um die Weichen des Bauchs und die Lenden sich einzog.
Wie wenn ein wagenbereitender Mann, vielkundig der Werke,
Wildernde Feigenäste von lockerem Holze sich beuget,
Wohl durchwärmt in der Flamme, dem Stuhl auf der Axe zu Rändern;
Aber dem beugenden schnellt das zähumrindete Holz aus

Unter der Hand, fernhin mit Einem Schwung' ihm entfliegend:
Also auf mich schoß plözlich der wütende Löwe von fern her,
Gierig im Fleisch zu schwelgen. Da hielt ich die Pfeil' in der Linken
Vorgestreckt, und zugleich mein Doppelgewand von den Schultern;
Doch mit der Rechten die trockene Kolb' um den Schädel ihm schwingend,
Schmettert' ich grad' auf das Haupt, da splitterte rauh mir zerkrachend
Dort auf der zottigen Scheitel der Stamm des wildernden Oelbaums.
Doch das unnahbare Thier enttaumelte, mitten im Ansprung,
Hoch aus der Luft auf die Erd'; auf erbebenden Füssen nun stand es,
Mit hinnickendem Haupt; denn die Augen ihm hüllete beide
Nacht, da die grosse Gewalt sein Hirn in dem Schädel erschüttert.
Aber indem ich jenen betäubt von den heftigen Qualen
Schauete, rasch nun eilend, bevor ihm der Athem zurückkam,
Schlug ich ihm über die Sehne des unzerbrechlichen Nackens,
Niedergelegt das Geschoß und den wohlgefügeten Köcher.
Machtvoll würgt' ich ihn dann, mit nervichten Händen umspannend,

Hinterwärts, daß nicht die zerfleischenden Klauen mich faßten.
Unten drückt' ich ihm fest die hinteren Füß' an dem Boden
Mit auftretender Ferf', und zwängt' ihm die Hüft in die Schenkel,
Bis ich ganz ihm den Bug ausdehnete, daß er emporstand,
Athemlos; da entfloh die gewaltige Seele zum Hades.
Jezo sann ich umher, wie die Haut mit zottiger Mähne
Ihm von den Gliedern ihn zöge, dem abgeschiedenen Raubthier.
Traun ein hartes Geschäft! denn nicht mit Eisen bezwinglich,
Starrte sie, noch mit Gestein, dem versuchenden, oder mit Holze.
Endlich legt' in den Sinn ein unsterblicher Gott mir den Rathschluß,
Aufzureissen die Haut mit den eigenen Klauen des Löwen.
Hiermit enthüllt' ich ihn bald, und warf mir das Fell um die Glieder,
Daß sie ein Schuz mir wär' im verwundenden Waffengetümmel.
Also geschah dir, o Freund, des nemeischen Thieres Vertilgung,
Welcher zuvor viel Schaden dem Vieh und den Menschen bereitet.

IV.

Cynthiens Schatten.

Elegie von Properz.

Des vierten Buchs siebente.

Auch die Manen sind etwas! nicht alles ist mit dem Tod aus.
Ueber der Flamme schwebt bleich noch der Schatten davon.
Cynthien, sie die man jüngst an der äussersten Strasse begraben,
Sah ich; sie stützte zu mir hin sich am Stollen des Betts.
Noch warf mich der Gedanke an ihre Leiche im trüben
Schlummer umher; ich klagt', ach, mein verlassenes Bett!
Ihre blonden Haare, sie warens! Es waren die Augen!
Nur an der Hüfte das Kleid war von dem Brande versengt.

Auch der Beryll des Fingers war angegangen vom Feuer;
Ein lethäischer Thau bleichte das ganze Gesicht.
Tief erseufzt' sie in sich, und seufzend waren die Worte;
Doch indem sie so sprach, knackte die Finger sie sich.
„Ungetreuer, der keiner je bessre Hoffnung verheisset!
Und schon jezt kann der Schlaf über dem Auge dir ruhn?
Hast du so bald vergessen die Streiche der lustigen Vorstadt?
Und wie du nächtlich vermummet oft an mein Fensterchen kamst?
Und da kam ich zu dir am hangenden Seile herunter;
Stüzte die eine Hand, dann auch die andre auf dich.
Wie oft kämpften wir nicht auf freyer Strasse in Liebe!
Und der Boden hat sich unter dem Mantel erwärmt.
Ach, des heimlichen Bundes! Es haben die trügerischen Worte,
Mit verschlossenem Ohr, Flügel des Notus entraubt!
Mir das brechende Auge zu drücken war keiner zugegen;
Hätte doch einen Tag mir noch dein Rufen erlangt!

Auch kein Hüter stand mit gespalt'nem Rohre zur Seite,
Und ein Ziegelstück schob man mir unter das Haupt.
Wer hat dich endlich gebeugt bey meiner Leiche gesehen?
Nur ein Thränenmahl von dir auf schwarzem Gewand?
Mochtest du meine Leiche nicht vor das Thor hinbegleiten,
Konntest du sachter nicht heissen die Träger dann gehn?
Warum riefst du nicht selbst herbey die Winde zum Holzstoß?
Und kein Nardenöhl dampfte die Flamme hindurch?
Hyacinthensteinchen mir unter die Asche zu streuen
War dir zu kostbar; dich reut noch des zerbrochenen Krugs.
Lygdamus, der Verräther! ihn zwinge das glühende Eisen
Zum Geständniß! ich fühlt's, als er den Wein mir gemischt.
Wenn nicht die listige Nomas geheimen Speichel dir mengte,
Hätt' die verdammte Faust glühend der Scherben entdeckt!
Jene, die überall jüngst die schändlichen Nächte noch feil bot,
Deren vergoldeter Schlepp streift nun die Strassen hindurch.

Und hat von meiner Schönheit ein schwazendes Mädchen gesprochen,
Theilt sie die Arbeit des Tags schwerer im Körbchen ihr zu.
Meine Petale brachte zu meinem Grabe mir Kränze,
Einen Kloben nun schleppt mit sich die Alte herum.
Lalage wurde gepeitscht, und bey den Haaren gezogen,
Weil sie im Namen von mir etwas zu bitten gewagt.
Ruhig sahst du es an, als von meinem Bilde das Gold sie
Schmelzte; ein Heyrathsgut sich aus der Asche erstahl.
Dennoch befeind' ich dich nicht, o Properz! obgleich du's verdient hast;
Lange genug hat mein Ruhm dir in den Schriften geherrscht.
Bey dem unwiderruflichen Lied der Parzen; ich schwör' es
Bey dem dreyfachen Hund; sanfter bezeug' er sich mir!
Daß ich dir Treue gehalten! und trüg ich, möge die Natter
Zischen über mein Grab! brüten auf meinem Gebein!
Eine zwiefache Strasse ist jenseits des häßlichen Flusses,
Und zu verschiedenem Siz rudert der Hause dahin.

Hier fährt Klytemnestra, die Schändliche! Neben ihr die zum
Ungeheuer sich log einer kretensischen Kuh. *
Sieh, ein anderer Trupp schwimmt auf bekränzetem Fahrzeug,
Wo Elisiums Luft selige Rosen umhaucht.
Da ertönen die Saiten, da schallen die Hörner Cybelens,
Lydischer Zithergesang wallet vom phrygischen Chor.
Und Andromeda, Hypermestre, die schuldlosen Frauen,
Rührend erzählen sie hier ihren berüchtigten Schmerz.
Jene klaget die Härte der Mutter, und wie sie am Fels ihr
Wundgefesselt den Arm, ihre unschuldige Hand:
Hypermestre hingegen der Schwestern schwarzes Verfahren,
Und daß ihr eigenes Herz fähig des Frevels nicht war.
Und so lindern wir hier durch Thränen die Leiden der Liebe.
Deine Vergehungen doch will ich verschweigen, Properz!
Nur befolge noch was ich befehle; ist irgend Gefühl noch
In dir, hat dich nicht ganz Doris mit Zauber behext!

* Pasiphäe.

Meiner Parthenia laß in ihrem zitternden Alter
Nichts gebrechen; sie war redlich und brachte dich um nichts.
Meine gute Latris, sie hat vom Dienste den Namen,
Meiner anderen Frau halte den Spiegel sie vor!
Aber die Verse, die du in meinem Namen gemacht hast,
Diese verbrenne! und mach los dich des Lobes von mir!
Nimm mir den Epheu vom Grab! ich hasse die widrigen Beeren,
Und sein zakig Geweb' schlingt die Gebeine mir fest.
Wo der schäumende Anio sich durch fruchtreiche Fluren
Giesset, kein Helfenbein schwarz wird, von Herkul beschüzt;
Schreib in die Mitte der Säule mir wen'ge doch würdige Worte;
Was im Vorübergehn lese der Wandrer der Stadt:
„Cynthia lieget, die Goldne, allhier auf dem Boden von Tibur:
„Grösseren Ruhm hast du, Anio, durch sie erlangt!"
Achte die Träume, die dir zu der frommen Pforte hereingehn!
Fromme Träume sind nie ohne bedeutenden Werth.

Nachts nur schwärmen die Schatten; die Nacht befreyt uns der Bande;
Cerberus selber irrt ledig der Kette herum.
Wieder zurücke zwingt uns das Licht zum Pfuhle des Lethe;
Man lädt ein, es zählt Charon die Ladung des Schiffs.
Mögen dich andre besitzen, bald bist du wieder allein mir;
Und mein Gebein wird sich mischen mit deinem Gebein."
Also endete sie den klagenden Zwist; und umarmen
Wollt' ich sie: sie entschwand meiner umfassenden Hand.

V.

Ich denke Dein.

Ich denke dein, wenn über Roms Ruinen
Die Sonne sinkt!
Vom Abendroth durch Eichengrün beschienen
Die heil'ge Tiber blinkt!

Dein denk' ich, wenn der grauen Vorwelt Schauer
Der Hall' entschwebt!
Des Epheichs Netz an hoher Riesenmauer
Im Mondstrahl silbern bebt!

Wenn in der Pinie ernstem Säulentempel
Mein Aug' erquickt,
Betrachtung, Tiefsinn, euren hehren Stempel
Rings um sich her erblickt!

Dort an des Grabes ew'ger Piramide
Warst du mir nah!
Mir nah als ich Oreſt der Eumenide
Geweiht, voll Wehmuth sah!

Electra's hoher Sinn, und Weibesmilde
Mich tief durchdrang!
Des Griechen Geist mir aus dem Marmorbilde
Wie Saitenton erklang!

Im Lorbeerwald, wo die Zipresse dunkelt;
Im Mirthenhain,
Wenn über mir des Himmels Bogen funkelt
Denkt meine Seele Dein!

Ach dein, wenn über Tod, und Grab, und Erde,
Mein Geist sich schwingt!
Des Schöpfers zweyter Allmachtsruf es werde
Auch meine Gruft durchdringt!

Wenn Nemesis, was strenge du gefodert
Ist abgebüßt —
Und Psyche, der nicht mehr die Fackel lodert,
Vergelterin dich grüßt! *

* Anspielung auf die Denkmale der Alten, in denen Psyche als Schmetterling unter der flammenden Fackel leidet, Nemesis als Vergelterinn einen Apfelzweig in der Hand hält.

VI.

Die Tröſterinnen.

Die zarte Laute nicht mit ihrem ſanften Beben;
Du, philoſophiſch Rohr, du ſollt mir Labung geben;
Aus dir, o Tröſterinn, entſchwindet mir das Leben,
Von Lippen kaum berührt, ein leichtes Wölkchen, hin.
Und mit dem Wölkchen ſind des Lebens harte Stunden,
Wie Traumgebilde, kaum berühret und verſchwunden,
Verſchwunden ungemerkt dem froh-entwölkten Sinn.

Wer reichet mir das Rohr? Es ſoll mir Wahn und Glauben,
Und jeder Zukunft Traum, umwölbt mit vollen Trauben
Mir Hoffnung, Ahnung, Wunſch, Gefühl und Sehnſucht rauben;
Des Menſchen Würd' und Werth iſt Türken-Apathie! —
Wie aber? wäre mir mit allen Lebensſtunden
Das Leben ſelbſt, Gefühl und Mitgefühl verſchwunden;
So tröſtete mich Rauch und Rauchphiloſophie.

Komm, zarte Laute, du mit deinem zarten Beben,
Und ſchone meiner nicht. Du ſollt mir Thränen geben
Und jeder Ton in dir zum Himmel mich erheben,
Erheben mich in Klang und Maas und Sympathie.
Ein neues Weltenall erſchafft du uns in Tönen,
Die uns mit Gott und Glück und mit uns ſelbſt verſöhnen.
Des Herzens Tröſterinn iſt Herzenspoeſie.

die, mit siebzehn Kupfern von Chodowiecki, Meil und Lütke verziert, zu Anfang dieses Jahres unter dem Titel: Calender der Musen und Grazien herauskamen, ist jetzt auch eine Edition in Duodez mit Didotschen Lettern gedruckt, und verziert mit den sechzehn Kupfern vorgedachter Künstler, (die zu dieser Ausgabe von den Herren Bolt, Guttenberg, Henne und von Hrn. Prof Lütke neu gestochen worden sind,) bei Haude und Spener in Berlin erschienen.

So wie diese Gedichte, ihrem innern Werthe nach, in jeder Büchersammlung neben den besten bukolischen Dichtern einen Platz finden werden, so sind sie dieser ehrenvollen Stelle, von Seiten der Verlagshandlung, auch durch ein überaus geschmackvolles Aeussere werth gemacht worden. Hievon können sich die Liebhaber schöner Editionen in jeder Buchhandlung durch den Augenschein überzeugen. Die theuerste Ausgabe ist von Unger in Berlin, mit Didotschen Lettern auf Velin-Papier gedruckt; sie hat ein allegorisches Tittelkupfer von Hrn. Rector W. Meil, eilf historische Sujets von Hrn. Director Chodowieki und vier Landschaften von Hrn. Prof. Lütke gezeichnet, im Contour radirt und, nach Art einer Handzeichnung, ausgemahlt; die Abdrücke sind sämtlich auserlesen, mit Seiden-Papier bedeckt, und alle Exemplare sind in Porphyr-Papier nett geheftet. Ein Exemplar dieser Art kostet drey Thaler acht Groschen (oder sechs Gulden Reichsgeld.)

Die zweite Edition ist der vorhergehenden durchaus gleich, ebenfalls bei Unger mit Didotschen Letteru, aber statt Velinpapiers auf gutes Schreibpapier gedruckt, auch mit vorgedachten sechzehn Kupfern geziert, die Landschaften zwar nicht ausgemahlt, dagegen aber von Hrn. Prof. Lütke in einer äusserst mahlerischen, eigenthümlichen Manier radiert, und es ist für lauter gute Abdrücke gesorgt. Auch diese Sorte ist, der erstern, geheftet, und kostet 1 Thlr. 18 gr. (oder 2 fl. 12 kr.)

Um endlich auch diejenigen Calenderliebhaber, welche es beklagt haben, daß die Calender-Edition von Schmidts Gedichten erst in den letzten Tagen dieses Jahres, folglich zu einer Zeit fertig ward, wo sie sich schon mit einem andern früher erschienenen Calender versehen hatten; — um auch diese zu befriedigen — hat die Verlagshandlung auch dies Jahr eine kleine Anzahl im Calenderformat, mit neuer Zeitrechnung und Genealogie auf 1797 desgleichen mit Abdrücken von den neu gestochenen Kupferplatten versehen, einbinden lassen. Diese dritte Gattung ist unter dem Titel: Calender der Musen und Grazien für 1797 das Exemplar zu 1 Thlr. 12 gr. (2 Gulden 45 Kr.) eine geringe Anzahl aber mit illuminirten Landschaften das Stück für 2 Thlr. (3 Gulden 36 Kr.) in allen Buchhandlungen zu haben. —

Bei Vergleichung der mannigfaltigen, auch in diesem Jahre erschienenen, Calender, dürfte man schwerlich einen finden, dessen moralisch und ästhetischer Werth ihm, so wie diesem, eine über das Calenderjahr hinaus reichende Brauchbarkeit und Dauer sichern, oder der, wegen des Reichthums und der Vorzüglichkeit seiner Verzierungen, zu einem eben so willkommenen Weyhnachtsgeschenk als dieser, zumal für Frauenzimmer, angewendet werden könnte.

Neueste Verlagsartikel der Bauer- und Mannischen Buchhandlung in Nürnberg.

Erzählungen, anmuthige, für junge Freunde der Lectüre. Ein Beytrag zur Bildung des Herzens. Nach der zweyten Ausgabe des englischen Originals, 8. 1795. 8 ggr. oder 30 kr.

Diese Erzählungen eines Frauenzimmers wurden mit so vielem Beyfall aufgenommen, daß schon bald nach ihrer Erscheinung eine zweyte Auflage erschien. Nach dieser wurden sie übersetzt, und sie verdienten es wohl, auf unsern vaterländischen Boden verpflanzt zu werden. Ihr leichter, gefälliger Ton und ihr belehrender Innhalt machen sie, besonders für junge Frauenzimmer, zu einer unterhaltenden und nüzlichen Lectüre.

Bischoffs, K. A. kurzer Lehrbegriff kosmologisch- und anthropologischer Wissenschaften für die Jugend. Mit vier Kupfert. Neue verb. und vermehrte Auflage, gr. 8. 1796. 18 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

Der Verfasser dieses kleinen, aber gewiß sehr schäzbaren Werkes beabsichtete hierinnen vornehmlich: der Jugend einen kurzen Abriß von der Welt, Himmel, Erde, Naturerscheinungen, Naturgeschichte, vom Thierreiche, vom Menschen überhaupt und insbesondere, ꝛc. zu machen: so wie auch das vorgedruckte Innhaltsverzeichniß mit mehrern beweiset. — Und wenn man die ausgesuchte Wahl der Gegenstände, die Deutlichkeit und Faßlichkeit des Vortrags, und den im ganzen Buche herrschenden warmen liebevollen Ton bemerken will: so muß man allerdings gestehen, daß dieses Buch eines der schönsten seiner Art ist, und bey einem vortheilhaften Gebrauche seines Endzwecks nicht verfehlen werde. —

Goguet, des Herrn, über den Ursprung der Gesetze, Künste und Wissenschaften, zum gemeinnüzigen Gebrauch für studirende Jünglinge und andere Leser, im Auszuge aus dem Französischen bearbeitet von J. P. Sattler, gr. 8. 1796. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Das Goguetische Werk, aus welchem dieser gedrängte Auszug gemacht ist, bestehet aus drey Quartbänden, und enthält, manche entbehrliche Weitschweifigkeit abgerechnet, sehr nüzliche, und auch für das gemeine Leben brauchbare Nachrichten und Untersuchungen, so daß dieser Auszug mit allem Recht denjenigen empfohlen werden kan, welche das grosse Werk nicht benüzen können, und sich doch von vielen gemeinnüzigen und lehrreichen Kentnissen unterrichten wollen.

Posselt, Dr. Ernst Ludwig, Taschenbuch für die neueste Geschichte, 3ter Jahrgang, mit Küssnerischen Kupfern, auf das Jahr 1796. 1 Rthlr. 8 ggr. oder 2 fl. 24 kr.

Dieses Taschenbuch bedarf doch wohl itzt keiner Empfehlung mehr, da das grosse Interesse des Gegenstands dieser geschichtlichen Bearbeitung, der Name des berühmten Herrn Verfassers und das anerkannte Talent des Künstlers dasselbe, auch ohne die günstigen Urtheile öffentlicher gelehrter Blätter, der Aufmerksamkeit jedes denkenden Mannes empfehlen würden. Wer die trefliche systematische Darstellungsgabe des Hrn. Dr. Posselt auch nur allein aus seinen schäzbaren Annalen kennt, und dort seinen historischen Forschungsgeist, seinen kritischen Scharfblick, seine pragmatische Behandlungsart und seine treffenden Schilderungen bewundert, der muß sich darnach sehnen, die grosse Hauptbegebenheit unserer Zeitgeschichte hier zusammenhängend von ihm erzählen zu hören, und schwerlich möchte wohl jemand seine Sehnsucht nicht reich befriedigt finden. Dieses Taschenbuch, von dem der vierte Jahrgang auf 1797 in kurzem die Presse verläßt, wird noch immer fortgesetzt.

Die Horen

eine Monatsschrift

herausgegeben von Schiller.

Achter Band.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1796.

Digitized by Google

Die Horen

Jahrgang 1796

Zwölftes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1796.

Innhalt des zwölften Stücks.

I. Reise von Grottaferrata nach dem Fucinischen See und Monte Cassino, im Oktober 1794. Fortsetzung. Seite 1

II. Der Pilger. — 21

III. Agnes von Lilien. — 36

IV. Ueber Wilhelm Meisters Lehrjahre. (Aus einem Brief an den Herausgeber der Horen.) — 105

Die Horen.
Zweyter Jahrgang. Zwölftes Stück.

I.

Reise von Grottaferrata nach dem Fuciniſchen See und Monte Caſſino,

im October 1794.

Fortſetzung.

Bau des Emiſſärs.

Die Alten geben die Länge des Kanals zwiſchen dem See Fucinus und dem Fluſſe Liris auf 3000 Schritte an: allein Fabretti, mit dem auch die neueſten Maaße übereinkommen, fand, daß er 500 Schritte mehr hat. Die Leitung gehet von dem See nach dem Fluſſe weſtwärts, anfänglich in einer geraden Linie über 2000 Schritte; dann macht ſie eine Wendung, und endlich eine kürzere zweyte nahe an dem Ausfluſſe, wo ſie ſich in den Liris, deſſen Bett noch 60 Fuß tiefer liegt, verliert. * Vom See an erhebt ſich das Erdreich etwa 700 Schritte

* Fig. I. in den hiezu gegebenen Riſſen.

weit, bis an den Fuß des Berges Malleanus allmählig: der Durchschnitt des Berges selbst beträgt auch ungefähr 700 Schritte. Jenseit des Berges tritt man in die Palentinischen Gefilde ein, unter welchen der Kanal fortgeführt ist, bis zum Ausflusse, nahe bey dem jetzigen Orte Capistrello, das am Ende genannter Gefilde über dem Abhange, wo man in das Liristhal hinabsteigt, erbaut ist. * Die Leitung scheinet diese zwey Wendungen deßwegen zu machen, um dem zur rechten Seite liegenden Gebirge auszuweichen.

Dieses Werk, das größte in seiner Art, das wir in der Geschichte kennen, ist besonders durch die Weise merkwürdig, wie es angegriffen, und vollendet wurde. Nicht allein ward der Berg Malleanus durchgebrochen, sondern die ganze Länge des Kanals durch einen harten Kalkfelsen tief unter der Erde durchgebohrt. Nur an dieser und jener Stelle fanden sich Zwischenlagen von festem Lehm, welche ausgemauert werden mußten. Diese ganz unterirdische Arbeit erweckt billig das Erstaunen eines jeden, der es sieht; 30,000 Mann arbeiteten eilf Jahre hindurch ohne Unterlaß daran.

Wie konnten aber so viele Menschen durch so lange Zeit auf einmal und ohne Unterlaß an einem unterirdischen Kanale beschäftiget seyn? Wie hatte man in einen so tiefliegenden, und langen Kanal Luft zum Athmen und Licht zu erhalten hineingebracht? Wie fieng man es an, die abgehauenen Felsensplitter herauszubringen? wie ver-

* Fig. II. und siehe auch die Karte.

kürzte man sich die Wege, wie den Zu- und Ausgang? — Ein Blick auf das Werk selbst wird die ganze Aufgabe lösen.

Erstlich grub man an der ganzen Länge des Kanals hin von Distanz zu Distanz vierekige senkrechte Vertiefungen, gleich Cisternen.* Diese sind beynahe so tief, wie das Bette des Kanals und laufen an der Seite desselben hin. Diese Vertiefungen heissen jetzt noch bey den Einwohnern Pozzi, welche Benennung wir auch zum bessern Verständniß beybehalten wollen. Die Distanz, in der man einen Pozzo von dem andern gegraben hat, ist ungleich, und eben so ihre Tiefe: die grössern haben nahe an 300 Fuß. Ihr Quadrat hat im Durchschnitt eilf bis zwölf Fuß: nur die beyden nächsten an den beyden Seiten des Berges sind ein paar Fuß weiter. Von unten ist der Zwischenraum, oder Wand zwischen jedem Pozzo, und dem Kanal in Form einer Bogenthüre durchgehauen: der Kanal ist um drey Fuß tiefer. Durch den Berg selbst sind diese senkrechten Vertiefungen nicht gebohrt, weil sie gar zu hoch würden geworden seyn, ausser in der Mitte von den zwey grossen Cuniculis sieht man zwey herabgegraben.** Von oben sind dieselben mit einer starken Brustwehr von Backsteinen ummauert.

Zweytens sind neben der Linie des Kanals, ganz auf der Linie der Pozzi, schief abwärts laufende Eingänge mit bequemen Stufen in den Felsen gehauen. Sie gehen

* Fig. II. Fig. IV. C. und Fig. VI.

** Fig. II. lit. d.

eben so tief wie die Pozzi, und haben einen etwas kleinern Eingang in den Kanal. * Man nennet diese Zugänge Cuniculi. Meistens durchschneiden sie mehrere Pozzi, und damit die Eingehenden nicht in diese senkrechten Vertiefungen fallen, mußten Planken, gleich einer Brücke, übergelegt werden. Nur bey den zwey grössern Pozzi sieht man einen vier Fuß breiten Seitenweg umhergehauen, daß man dieser temporären Bretterbrücke nicht bedurfte.** Die Höhe der Cuniculi hat gewöhnlich acht, und die Breite fünf Fuß. Von beyden Seiten des Berges sind die zwey größten Cuniculi angelegt, welche in der Mitte desselben nahe auf einander stossen. Ein jeder dieser beyden theilet sich im Innern des Berges in zwey Gänge, nebst einer dritten Vertiefung, gleich einem Pozzo. Der Eingang dieser Cuniculi ist nahe an 70 Fuß hoch: welche Höhe aber allmählig abnimmt, bis zu der gewöhnlichen Höhe von 8 Fuß.

In allen Cuniculis sieht man an den Seiten her vertiefte Nischen eingehauen, theils, daß sich die Begegnenden leichter ausweichen könnten, theils, um das zum Graben nöthige Werkzeug, und Vorrath hineinzulegen.*** Auch nimmt man in kleinen Zwischenräumen kleine Nischen wahr, um Lampen hineinzustellen. Der Eingang jedes Cuniculus ist mit einem gemauerten Bogen versehen, den man mit einer Thüre schliessen konnte. Die zwey grossen

* Fig. II. IV. u. V.

** Fig. III. lit. d. u. Fig. IV. lit. m.

*** Fig. IV. lit. d.

Cuniculi haben drey solcher Bogen in Absätzen am Eingange übereinander. Wie ich schon bemerkte, sind die Cuniculi und Pozzi durch den harten Kalkfelsen, wie der Kanal gehauen, nur an wenigen Stellen finden sich Schichten von festem Lehm, welche zur Vorsorge ausgemauert sind.

Erst nachdem die Pozzi und Cuniculi gemacht waren, scheinet man angefangen zu haben, an dem Kanale selbst zu arbeiten. Derselbe ist neunzehn Fuß hoch und neun Fuß breit, nebst einer schmälern grössern Vertiefung von zwey und einem halben Fuß, und eben so viel in der Breite. Diese Vertiefung scheinet diejenige zu seyn, welche Claudius das zweytemal graben ließ. Von oben ist der Kanal in Form eines Halbzirkels gehauen. Man sieht an den Wänden auch, wie in den Cuniculis, kleine Nischen zur Stellung der Lampen angebracht. Der Fall der ganzen Länge des Kanals wird von Fabretti — nach dem Kalkul des Falles, den er bey den Aquädukten der Alten beobachtete — auf zwanzig und einen halben Fuß angegeben. Francesco Lolli glaubet denselben ungleich stärker, obwohl noch keine genaue Nivellirung vorgenommen worden ist.

Wir sind nun dahin gekommen, um deutlich wahrzunehmen, wozu die Pozzi und Cuniculi dienten. Durch die letztern nämlich fanden die Arbeiter einen bequemern Zu- und Ausgang: durch die erstern wurden die von Felsen abgeschlagene Splittersteine, und ausgegrabene Erde herausgewunden. Beyde gaben einen Schein von Licht

in das Innere; hauptsächlich aber die für die Arbeiter nöthige Luft. Zugleich wird klar, wie auf einmal eine so grosse Menge Menschen konnten angestellt werden: anfänglich um so viele Pozzi, und Cuniculi zu graben; und dann, wie diese fertig waren, wurde der Kanal seiner ganzen Länge nach auf einmal angegriffen, indem zwischen jedem Pozzo Menschen arbeiteten, wovon sich ein Theil ostwärts, der andere westwärts richtete. Da der Kanal sehr hoch gemacht wurde, so scheinet es, daß drey Mann, in eben so vielen Absätzen übereinander, und drey Mann neben einander, also neun Mann zugleich an der nämlichen Stelle vom Felsen abhacken konnten. Andere waren mit Wegnehmen der abgeschlagenen Stücke, andere mit Füllung der Körbe, oder Schubkarren, andere mit Wegbringen, und andere mit Aufwinden derselben beschäftiget.*

Daß man wirklich in Absätzen übereinander arbeitete, scheinet daraus richtig, weil, wenn die Arbeiter die Direktion der Linie zuweilen in etwas verfehlten, man immer wahrnimmt, daß der Fehler von oben anfieng.

Die Pozzi und Cuniculi dienten auch zur leichten Reinigung, wenn der Kanal in der Folge sich verschlammen, oder sonst etwas einstürzen, oder verdorben werden sollte. Die Römer bauten auf die Dauer, nichts war bey ihnen nur halb, langsam, auf den Schein, und für den Augenblick gemacht. Alle ihre Gebäude, besonders die öffentlichen und nützlichen, als Kloaken, Heerstrassen,

* Fig. VII.

Wasserleitungen u. s. w. tragen alle diesen Karakter, als den ächten Stempel wahrer Kraft und Grösse.

Doch nicht allein im Baue der beschriebenen Theile, als der Pozzi, Cuniculi, und des Kanals erscheinet die reifeste Besonnenheit: einer besondern Sorgfalt bedurfte die Construktion an dem Einflusse des Sees in den Kanal.

Der natürliche und gewöhnliche Umfang des Sees scheinet in den ältern Zeiten gerade der nämliche gewesen zu seyn, wie wir denselben bey unserer Anwesenheit sahen. Die Stelle des ehemaligen Einflusses des Sees in den Kanal ist jetzt verschlammt, und gleich dem andern Erdreich umher erhoben. Indessen sind von den Linien des Mauerwerks, das theils über der Oberfläche des Seeufers, theils der Wasserfläche erscheinet, noch hinreichende Spuren vorhanden, um die ehemalige Gestalt im Ganzen ziemlich deutlich wahrzunehmen.

Erstlich sieht man * zwey Linien Mauerwerk von gehauenen Steinen, welche von dem Ufer in den See, zwey ausgebreiteten Armen gleich, hineintreten. Die eine Linie ist ganz gerade, die andere rundet sich in einen gedrückten Halbzirkel. Diese Verschiedenheit scheinet deswegen gemacht worden zu seyn, damit das Wasser, welches von der Seite der geraden Linie einlief, seine Gewalt zuerst an dem halbzirklichten Arme brechen, und auf diese Weise sanfter in den Kanal einfliessen möchte. Am Einflusse selbst sind Spuren von zwey nebeneinander angelegten Schleussen. Hinter diesen ward ein Kessel im glei-

* Fig. VIII. u. IX.

chen Achteck nahe an 100 Fuß im Durchmesser angelegt; diese Form läßt sich durch die über das aufgeschüttete Erdreich vorragenden Linien von Quadern nicht verkennen. Man hat aber bis jetzt noch keinen Versuch gemacht, um seine Tiefe gegen das Bette sowohl des einfliessenden Sees, als des dahinter fortlaufenden Kanals einzusehen. Doch glaube ich mich nicht zu betrügen, wenn ich annehme, daß dieser grosse Wasserbehälter tiefer, als der Kanal selbst angelegt worden sey. So bekam das Wasser gleich bey seinem Einfliessen durch die beyden Schleussen einen Fall, um den Schlamm und Sand, was die Welle aus dem See mit sich fortführen mochte, abzusetzen, und sich auf diese Art von seinen schwerern Theilen zu reinigen.

An der Stelle, wo das Wasser sich weiterhin aus dem Kessel in den Kanal ergoß, nimmt man die Spuren von drey Bogen gewahr, welche eben so viele Einflüsse in den Kanal bildeten. Hatte dann das in dem Behälter gereinigte Wasser die Höhe des fortgehenden Kanals erreicht, so machte es seinen Lauf, ohne den Kanal zu verschlammen, nach dem Liris zu. Der Behälter selbst, wenn er anfieng, mit Sand und Schlamm überfüllt zu werden, konnte dann mit leichter Mühe und wenigen Unkosten gereiniget werden, indem man den Einfluß des Wassers am Anfange des Werkes durch die zwey Schleussen hemmte.

Der Dienst dieser zwey Schleussen war aber vorzüglich, um den Ablauf des Wassers in Rücksicht auf die Quantität zu reguliren. Es geschieht nämlich nicht sel-

ten, daß der Liris durch häufige Regen und durch Schmelzen des Schnees von den Gebirgen stark anläuft, und folglich an verschiedenen Orten, die er vorbeyfließt, besonders in den schönen und fruchtbaren Ebenen von Sora Ueberschwemmungen verursachet. Daher war es natürlich, darauf bedacht zu seyn, bey solchen eintretenden Fällen seine Masse Wassers nicht durch einen neuen und künstlichen Zufluß zu vermehren. Man ließ also die Schleussen am See Fucinus fallen, bis das Wasser im Liris wieder in seine gewöhnlichen Grenzen getreten war, und dann zog man sie wieder, um das Wasser vom See allmählig ablaufen zu lassen. Auf diese Art vermied man, durch Ueberschwemmungen der am Liris gelegenen Orte vielleicht eben so viel zu verlieren, als die Einwohner um den See durch den Ablauf des Wassers an Fruchtbringenden Feldern gewonnen hatten.

Das Bette des Liris liegt da, wo sich die Leitung endiget, und das Wasser sich in den Fluß ergoß, noch bey 60 Fuß niedriger, als der Kanal selbst. Das Wasser floß nicht in einer geraden, sondern in einer schiefen Richtung in den Fluß ein.* Die Ansicht dieser Stelle ist sehr mahlerisch; grosse Felsenparthien und alte Eichen umkränzen und beschatten die grosse Bogenöfnung des Kanals, die mit einem schönen Opus reticulatum ummauert ist. Die Phantasie, um das Bild zu vollenden, mahlet sich leicht das ehedem davon herabstürzende Wasser hinzu, welches jetzt durch die Verstopfung des Kanals mangelt,

* Fig. I. lit. b. u. Fig. II. lit. k.

und wovon die Wiederherstellung noch lange ein frommer Wunsch bleiben wird.

Anhang über den Ablaß des Sees Velinus im Sabinerlande.

Es möchte nicht am unrechten Orte seyn, hier einige Nachrichten über den wenig bekannten Ablaß des Sees Velinus beyzufügen. Es ist eine Arbeit, welche unter die frühern Unternehmungen der Römer in dieser Art gehört. Nach Cicero war es M. Curius, der den Ablauf dieses Sees in den Fluß Nar veranstaltete. * Wer dieser M. Curius gewesen sey, läßt uns zum Theil Servius ** errathen, indem er nach Varro berichtet: „daß der See Velinus durch einen gewissen Consul in den Nar wäre geleitet worden." Die wahrscheinlichste Vermuthung fällt also auf den M. Curius, welcher den Beynamen Dentatus führte, und sein Consulat im Jahre der Stadt 464 verwaltete. Er triumphirte über die Samniten, und bezwang die rebellischen Sabiner, deren Gebiet er für die Republik eroberte. *** Wahrscheinlich bediente er sich zur Ableitung des Sees Velinus der Arme der Ueberwundenen selbst, welche jetzt für ihre Herrn ein Land als Knechte verbessern und cultivieren mußten, das sie vorher als Eigenthum besessen hatten.

* Cicero lib. 4. Epist. 14. ad Atticum.

** Servius. ad Vers. 712. lib. 7. Aen.

*** Tit. Liv. in Epit. lib. XI. Flor. lib. I. Cap. 15. Plin. lib. 16. cap. 4.

Ehedem schon hatten die Römer ähnliche und selbst grössere Werke ausgeführt, als den Ablauf des Sees Albanus während dem Kriege gegen die Vejenter. Der Kanal ist ganz unterirdisch durch den lebendigen Felsen gebohrt. Die Arbeit am See Velinus bestund hingegen bloß in Durchhauung eines offenen Kanals, uud in der grössern Vertiefung des Bettes für den Fluß gleiches Namens. Der See, welcher jetzt Lago di Pie di Lucv genannt wird, liegt zwischen Rieti, dem alten Reate in Sabina, und Terni, dem ehemaligen Interamnium in Umbria. Die Gegend um Rieti hat mehrere kleine Seen, wovon der Velinus der ansehnlichste ist. Der Fluß Velino, vermehrt durch die beyden Flüsse Salto und Turano, durchkreuzet das Gebiet, und nachdem er das überfliessende Wasser genannten Sees in das durch Kunst gemachte Bette aufgenommen, stürzet er sich eine kurze Strecke darauf in die Nera, ehedem Nar genannt. Dieser Sturz bildet den berühmten Wasserfall, welcher unter dem Namen La Cascata delle marmore, oder di terni bekannt ist; und kein Reisender, der in diese Gegend kommt, wird den kleinen Umweg bereuen, ein so prachtvolles Schauspiel der Natur zu sehen. Die Nera durchziehet dann weiter das Gebiet von Terni und Narni, und ergießt sich unweit Orte, etwa 50 Meilen von Rom, in den Tiber.

Der See, ehe der Kanal gezogen war, hatte einen grössern Umfang, und verursachte durch Bergströme bey grossen Regen, und Abgang des Schnees häufige und schädliche Ueberschwemmungen, welche das Gebiet der

Reatiner zu einem förmlichen Sumpf machten. Der Endzweck des Curius dentatus war also, durch eine künstliche Leitung die Gegend vor fernern Ueberschwemmungen zu sichern, und so viele vortrefliche Felder für einen ergiebigen Anbau zu gewinnen.

Ich gebe hier die Stelle, worin Cicero dieses Ablasses gegen seinen Freund Atticus gedenket, in der Uebersetzung: „die Reatiner führten mich zu ihrem Tempe, damit ich ihren Rechtshandel gegen die Interamnaten vor einem Consul und zehn Abgeordneten übernehmen möchte: weil der See Velinus, nachdem er von M. Curius vermittelst eines zwischen Felsen durchgehauenen Kanals ist abgeleitet worden, in den Nar fließt; daher jene Rosea jetzt troken, und nur von einem leichten Thaue feucht ist." *

Cicero nennet diese Gegend ein Tempe nach dem berühmten Thale dieses Namens in Thessalien, und will dadurch die natürliche Annehmlichkeit derselben bezeichnen. Ihr eigener Namen war aber Rosea, weil die Felder um den See her immer, wie mit einem leichten Nebelschleyer bedeckt, und vom Thaue feucht sind. ** Nach Plinius erscheinen daher fast täglich Regenbogen über dem See Velinus *** und von den Sabinern sagt er, daß sie die Velinische Seen auf bethauten Hügeln bewohnen. † Auch bey Varro kommen diese Felder unter dem Namen Rosea

* Cicero loco citato.

** Festus in verbo roseae.

*** Plin. lib. II. cap. 62.

† Plin. lib. 3. cap. 17.

vor.* Virgil nennet sie Rosea rura Velini, ** und sein Ausleger Servius bey dem nämlichen Verse Rosalanus ager. Der fette und schnelle Graswuchs dieser Rosea war daher vor allen übrigen in Italien berühmt. ***

Von welcher Natur war aber die in der Stelle des Cicero angezogene Streitigkeit zwischen den Interamnaten und Reatinern?

Hierauf läßt sich mit Bestimmtheit antworten, daß sie eben den durch M. Curius für den Ablauf des Sees Velinus geführten Kanal betraf. Das Gebiet der Reatiner war nemlich durch diesen Ablauf aus einem Sumpf in ein wahres Tempe, wie es Cicero nennet, verwandelt worden. Allein dieß konnte, wie die Folgen zeigten, nicht ohne Nachtheil der Interamnaten geschehen, weil durch diese Vermehrung des Wassers, welche der Fluß Nar erhielt, ihr Gebiet jetzt mehr in Gefahr war, schädlichen Uiberschwemmungen ausgesetzt zu seyn. Die Klage also welche zwar in Cicero's Zeiten schon alt seyn mochte, scheinet von Seiten der Interamnaten geführt worden zu seyn: damit der Kanal, der zuviel Wasser auf ihr Gebiet leitete, entweder möchte verstopft, oder aber doch Mittel ausgefunden werden, den Ablauf unschädlicher für ihr Gebiet zu machen. Der Senat in Rom scheinet auch damals eine ernstliche Untersuchung hierüber angestellt zu haben, indem er einem Ausschusse von zehn unter dem Vorsitz eines

* Varro de re rust. lib. 1. cap. 7. & lib. 3. cap. 2.

** Ad vers. 712. Lib. VII. Aen.

*** Varro et Servius in locis citatis.

der Consuln auftrug, hierüber auszusprechen. In Varro * lernen wir den Appius Claudius, damals Augur, als einen der Abgeordneten kennen, welcher wegen dieses Streits beyder benachbarten Städte die Gegend um den See Velinus in Augenschein nehmen mußte. Nach einer andern Stelle des Varro ** ist dieser berühmte Handel auch vor das Tribunal der Censoren gekommen, wobey Cäsar Vopiscus als einer der Sachwalter für die Reatiner aufgetreten zu seyn scheinet.

Eine Stelle des Tacitus mag über die Natur dieses Rechtshandels noch mehr Licht verbreiten, da späterhin wirklich die Rede war, den Kanal des Sees zu verstopfen. Dieser Chroniker meldet uns, daß in dem zweyten Jahre der Regierung des Tiberius der Fluß Tiber durch lang anhaltendes Regnen austrat, und in der Stadt den Umsturz vieler Gebäude, und den Tod einer großen Menge Menschen verursachte. Daher Arruntius und Atejus den Auftrag bekamen, Mittel zu treffen, wie der Fluß zu beschränken sey. Diese beyden referirten also im Senat: „ob man nicht, um die Ueberschwemmungen des Tibers unschädlicher zu machen, die Flüsse und Seen, wodurch er anschwillt, ableiten sollte." Die Abgeordneten der Municipal- und Colonialstädte wurden darauf vorgerufen: wobey die Florentiner baten, daß man doch die Clanis nicht aus ihrem alten Bette in den Arno leiten möchte, weil sie allzugroßen Schaden dadurch leiden würden. Auf

* De re rustica. Lib. III. Cap. II.

** Ebendaselbst Lib. I. Cap. VII.

gleiche Weise sprachen die Interamnaten, daß nemlich die fruchtbarsten Felder Italiens dem Verderben würden Preis gegeben seyn, wenn der Fluß Nar, wie der Vorschlag war, in kleine Kanäle und Teiche vertheilt würde, wodurch nothwendig Sümpfe entstehen müßten. Auch die Reatiner redeten, und wollten nicht, daß der Ablauf des Sees Velinus, da wo er sich in den Nar ergießt, verstopft werde, indem er sich dann über die umliegenden Gegenden ergiessen würde. Ueberhaupt habe die Natur am besten für die menschlichen Anliegen gesorgt, indem sie den Flüssen ihre Ufer, wie ihren Lauf, ihren Ursprung, wie ihren Ausfluß bezeichnete. Auch wäre Rücksicht auf die Religion selbst zu nehmen, indem die Verbündeten den einheimischen Flüssen, Tempel, Altäre und Wälder geheiligt hätten: ja der Tiber selbst würde von der Größe seines Namens verliehren, wenn die benachbarten Flüsse von ihm abgeschnitten würden. Endlich blieb es bey dem Ausspruche des Piso, welcher vorschlug, keine Veränderung vorzunehmen, sey es daß das Bitten der Kolonien, oder die Schwierigkeit der Ausführung, oder der religiöse Aberglaube soviel vermochte. *

Aus dieser Stelle, besonders aus dem, was der Autor von dem Velinus beybringet, erhellet deutlich, daß man den Ablauf desselben nicht bloß als gefährlich für das Gebiet der Interamnaten, sondern für die Hauptstadt selbst ansah. Auch sollte man nach ihm vermuthen, daß in Tiberius Zeiten weiter keine Vorkehrungen, die Ueber-

* Tacit. annal. Lib. I. Cap. 76. & Cap. 79.

schwemmungen des Tibers zu beschränken, getroffen worden wären. Indessen findet sich eine Stelle in Dion, welche, wenn sie nicht geradezu das Gegentheil beweiset, doch eine starke Modification zuläßt. Nachdem er von den nämlichen Ueberschwemmungen, deren Tacitus gedenket, gesprochen hat, füget er bey: „Tiberius gab Befehl, daß zu jeder Zeit fünf Senatoren, welche das Loos zu einem solchen Amte bestimmen würde, Sorge tragen sollten, daß das Wasser in dem Tiber des Sommers nicht zu seicht seyn, und im Winter nicht zu sehr anschwellen, sondern so viel möglich immer gleich fließen möchte." * Diese Vorschrift des Kaisers zielet auf bestimmte Vorkehrungen, zwar so viel möglich ohne Nachtheil der Colonialstädte. Unter diese möchte ich gerne eine Anstalt zählen, welche heut zu Tage noch im Gange ist: obwohl es anderseits nicht auszumachen ist, ob dieselbe nicht schon seit Curius selbst, oder in Cicero's Zeiten zum Theil existirt habe.

Diese Vorsorge bestand darin. Man baute eine Brücke über den Hauptkanal des Velinus, nicht bloß zum Uebergange, sondern hauptsächlich um bey großem Anlaufe den Strom anzuhalten, und nur soviel Wasser durchzulassen, als der Bogen der Brücke geöffnet ist. ** Sie ist bey 70 Palm breit: der Bogen ist tief über den Kanal gesprengt, und so fest gebaut, daß sie jeder Gewalt des Wassers widerstehen kann. Ihr jeziger Name Ponte regolatore bezeichnet noch ihre ursprüngliche Bestimmung. Da

* Dion. Tom. 2. Cap. 14.

** Siehe die Karte und Brücke.

also hiedurch die Masse Wasser, welches abfließen konnte, regulirt war, so erhielt die Nera keine nachtheilige Vermehrung weiter. Damit aber auch das überfließende Wasser des Velinus nicht anderwärts ausbreche, und Verheerungen verursache, so ward eine zweyte Anstalt getroffen. Diese war, daß man das Ufer des Hauptkanals von der Seite durchschnitt, und vermittelst eines NebenCanals das überfliessende Wasser in mehrere große und kleinere Teiche leitete, welche zu diesem Zweck zur Seite des Flußbettes gegraben worden waren. Diese Teiche existiren zum Theil noch, und der größte davon führet noch heute den Namen Fossa Tiberiana: eine Tradition, welche den Text des Tacitus modificirt, und denjenigen des Dion rechtfertiget. Alle diese Teiche wurden durch Zwischenkanäle miteinander verbunden, und dann durch einen gemeinschaftlichen größern Kanal wieder ausgeleeret.* Allein da alle diese Vorkehrungen getroffen wurden, damit das Wasser nicht so bald wieder daraus abflöße, so ward eine zweyte Brüke, Ponte regolatore, über diesen zweyten Kanal gebaut. Die Spuren davon existiren noch: sie hatte zwey Bogen, an welchen vermuthlich Schleußen angebracht waren, um das Wasser in den Teichen so lange aufzuhalten, als man wollte, und eben so allmählig wieder daraus abfliessen zu lassen.**

Um nun den Nutzen und Endzweck dieser Anstalt ganz zu begreifen, ist noch nöthig zu wissen, daß der hohe An-

* Siehe die Karte.

** Siehe die Karte.

lauf des Wassers periodisch ist, im Spätjahre nemlich bey anhaltendem Regen, und im Frühling, wenn der Schnee von den Gebirgen schmilzt. Das Anschwellen der Flüsse sowohl, als des Sees ist nie von langer Dauer, und hält höchstens einige Tage an. Fieng nun das Wasser an, in dem großen Kanal des Hauptbettes merklich abzunehmen, so konnte man die Schleußen des zweyten Kanals ohne Gefahr öfnen, um die Teiche allmählig wieder auszuleeren. Die ganze Masse Wasser also, welche der Fluß und der See zum Beispiel in Zeit von vier Tagen herbeyführten, und ohne diese Brüken, Teiche und Schleußen in eben dieser Zeit in die Nera und folglich auch in den Tiber ausgeleert hätten, lief vermittelst dieser Anstalt anstatt in vier, nun in sieben oder acht Tagen ab. Folglich ward der Endzweck, das Gebiet an dem Nera, so wie dasjenige an dem Tiber vor schädlichen Ueberschwemmungen, von dieser Seite wenigstens, zu schützen, erreicht. Auch litt das Erdreich, worin die großen Teiche, um das überfließende Wasser aufzunehmen, gegraben wurden, keinen Schaden; weil das Wasser wieder ganz daraus abfloß, und keinen Sumpf zurückließ. Vielmehr ward der Boden durch die schleimigten Theile, welche das Wasser absetzte, fetter gemacht. Der Anpflanzung schadete es auch nicht, weil entweder das hohe Wasser gegen den späten Herbst eintritt, wo die Aerndte schon lange vorüber ist, oder aber im Frühjahr, das heißt in den Monaten Merz und April, wo dann noch volle Zeit vorhanden ist, eine nützliche Anpflanzung vorzunehmen.

In neuern Zeiten ließ man es sich zu verschiedenen Malen angelegen seyn, diese vortrefliche Anstalt der Alten wiederherzustellen.

Braccio Fortebracci ließ im Jahre 1417 den ganzen Kanal, Reatino genannt, ziehen, und die durch Jahrhunderte verschlammten Teiche zum Theil wieder aufgraben. Paul III stellte im Jahre 1546 den Kanal der Alten wieder her, der auch jetzt noch im Gange ist: dadurch ward aber der Reatino unnütz, und ist jezt wieder troken. Auch Gregorius XIII machte Verbesserungen, und Clemens VIII ließ die Brücke über den HauptKanal des Curius wiederherstellen. Vor wenigen Jahren ist eine neue große Arbeit an der Stelle selbst, wo sich der Velino in die Nera stürzet, ausgeführt worden. Durch die Länge der Zeit hatte die Gewalt des fallenden Wassers die Felsen so abgeschliffen, und die Natur des Falles so geändert, daß der Velino sich nicht mehr schief, sondern ganz senkrecht in die Nera stürzte. Dieß hielt bey einem etwas starken Anlauf der Gewässer den Strom der Nera auf, wodurch dann abwärts sehr nachtheilige Ueberschwemmungen veranlaßt wurden. Die neuerlich vorgenommenen Arbeiten bestunden also darin, daß durch Abgraben und Sprengen großer Felsenparthien dem Falle des Velino wieder eine schiefe Richtung — nach dem natürlichen Laufe der Nera — gegeben wurde.

Die dieser Beschreibung beygegebene Karte ist von einer größern kopirt, welche der für jeden Zweig der Gelehrsamkeit so wachsame Kardinal Borgia im Jahre 1779, als er noch Sekretair der Propaganda war, aufnehmen und stechen ließ.

Erklärung der Risse
von dem Emissär des Fuciniſchen See's.

Fig. I. Grundriß des ganzen Kanals. a) Einfluß des Sees. b) Ausfluß in den Liris.

Fig. II. Durchschnitt des Kanals mit Ein- und Ausfluß, Pozzi und Cuniculi.

Fig. III. Grundriß von einem Theil des Kanals. a) Kanal. b) Pozzi. c) Cuniculi.

Fig. IV. Doppelter Durchſchnitt von O bis P der Pozzi und Cuniculi von P bis Q des Kanals. a) Groſſer Cuniculus. b) Kleinere. c) Pozzi. d) Niſchen in den Cuniculi. e) Theilung des groſſen Cuniculus in zwey kleinere. f) Kanal. g) Eingang der Pozzi. h) Eingang der Cuniculi in den Kanal. l) Stück im Kanal um die Weiſe des Grabens anzuzeigen. m) Umgang des Cuniculus um den Pozzo.

Fig. V. Durchſchnitt der Cuniculi und des Canals; genommen von der punktirten Linie z. a) Cuniculi. b) Eingang in den Kanal. c) Tiefer Graben deſſelben.

Fig. VI. Durchſchnitt eines Pozzo. a) Pozzo und Eingang in den Kanal. b) Durchſchneidung des Pozzo durch die Cuniculi.

Fig. VII. Weiſe, wie in dem Kanal gearbeitet ward.

Fig. VIII. Plan des Einfluſſes in den Kanal. a) Mauer in den See hineingebaut. b) Zwey Schleuſſen. c) Waſſerbehälter. d) drey Bogen in den Kanal.

Fig. IX. Durchſchnitt des vorigen. a) EinfaſſungsMauer. b) Schleuſſe. c) Tiefe des Behälters. d) Einfluß in den Kanal.

II.

Der Pilger.

Ein König von Neapolis,
Den man, vor allen Potentaten,
So jung er war, den Weisen hieß,
Und die von ihm regierten Staaten
Die glücklichsten der Erde pries,
Alfons, als er mit den Magnaten
Der Jagd einmal sich überließ,
Die ihm, wenn nicht zu grossen Thaten,
Das Mittel zur Gesundheit wies,
War selbst an einen Hirsch gerathen,
Der, wie das Horn zum Angriff blies,
Von Hunden, die ihm bellend nahten,
Den mutigsten zu Tode stieß.
Dem Sechszehnender nachgeschwommen,
Da dieser durch den Strom gesezt,
War, schier ermattet, er zulezt
Von allen Jägern abgekommen.
Auf seinem Renner, ganz allein,
Irrt' er im pfadelosen Hain,
Sah keines Wildes Fährte weiter

Und freute sich, als durch die Kräuter,
Mit festem, unbefangnen Tritt
Und edler Mien', ein Pilger schritt,
Der höflich, doch nicht unterthänig,
Als nähert' er sich keinem König,
Ihn fragend antrat: „Kamerad!
Wo führt der nächste Weg zur Stadt?" —
König. Du hast, von ferne wohl gekommen,
Des Staubes Fülle mitgenommen.
Pilger. Der halbe nicht, den er erregt,
Hat sich auf meinen Fuß gelegt.
K. Wenn du, wie weit er sich bewegt',
Und von der Heimat dich entfernte,
Aus allem, was du hörtest, sahst,
Erfahrungen gezogen hast:
Reich, wahrlich, reift dir dann die Erndte.
P. Um Kleinigkeiten groß Gewühl,
Zu leeren Freuden leere Klagen,
Wo Wörter prunkten kein Gefühl,
Die Misgunst am Verdienste nagen
Fand ich, wohin der Blick mir fiel;
So weit die Füsse mich getragen,
Schien mir die Welt der Laune Spiel;
Was Liebende sich schwören, sagen,
Galt allenthalben nicht sehr viel;
Sich ausser Athem alles jagen
Sah ich nach einem eiteln Ziel,
Und lernte, ward mir abgeschlagen
Die Bitte, die dem Mund' entfiel,

Verschämt auch eine zweite wagen.
Darum noch einmal: Kamerad!
Wo führt der nächste Weg zur Stadt?
Die Sonne will ins Meer sich tauchen;
Ich merk's, daß Ruh die Füsse brauchen.

K. Bist aber in Neapolis
Du guter Aufnahm' auch gewiß?

P. Was man dem Wandrer dort versage,
Der, jeder Hülf' entbehrend, naht:
Wer nichts mit Recht zu fodern hat,
Erlaubt gewiß sich keine Klage.
Doch wie dem werde: Kamerad,
Sag' an den nächsten Weg zur Stadt!

K. Verloren selbst in diesen Haiden
Such' ich den Pfad', der immer weicht;
Was mir mislang, gelingt vielleicht,
Wenn wir vereint uns umschaun, beiden.

P. Vortreflich! wär' auch mir ein Pferd
Von raschem Gang, wie deins, beschert;
So aber weilt' ich nur den Reiter,
Ermattetest du den Begleiter.

K. Recht, sprach der König, mein Genoß!
Und sprang herunter von dem Roß:
Wir haben gleiches Ziel, und müssen
Auch suchen es auf gleichen Füssen.
Wie du auf manches dich verstehst,
Erräthst du wohl, mit wem du gehst?

P. Mit einem Menschen, nach dem Gange.

K. War dir vor Räubern niemals bange?

P. Das Beste trau' ich Menschen zu;
Kein Räuber störet meine Ruh.
K. Wenn, wohlgemut und guter Dinge,
Nun Napels König mit dir ginge?
P. Von Königen, was man auch spricht,
Scheu' ich den Anblick eben nicht;
Sie sind es selten, die uns Leuten
Das Elend, das uns drückt, bereiten.
Doch froh sei, wenn du König bist,
Daß dir ein Mensch begegnet ist,
Der erste, der in Herzensfülle
Vielleicht dir naht, und sonder Hülle.
K. Der hier uns an einander warf,
Der Zufall, guter Pilger, darf
Doch glücklich mich allein nicht machen;
Durch mich muß auch das Glück dir lachen.
P. Das hat mir lange schon gelacht!
Ich hab' in dieser Pilgertracht
Was mich erfreuet, mich ernähret,
Und, was ich wünsche, mir gewähret.
Giebt dir ein ähnliches dein Thron,
So nenne dich des Glückes Sohn!
K. Der glücklichsten bist du wohl einer?
P. Hab' ich kein Glück, so hat es keiner!
In dem Gefühl that ich den Schwur,
Zu henken mich am nächsten Baume,
Fänd' auf der Erde weitem Raume
Ich glücklicher auch Einen nur.
K. Wähl' ihn denn aus, den Baum zum Henken!

Wie meines, blüht doch nicht dein Glück.
P. Daß eines Königs Hand den Strick
Mir reiche, den Gedanken denken
Kan ich noch nicht. Spinnt irgendwo
Sein Glück auch wer an eigner Spindel;
Lebt einer seines Daseins so,
Als ich es bin, und mehr noch froh:
Nur in dem lustigen Gesindel,
Das, unabhängig, jeden Zwang
Vermeidend, dem die Hand nicht strecket,
Was zu entbehren ihm gelang,
Und, ungeschmeichelt, ungeschrecket,
Ist ihm gestillt der Notdurft Drang,
Mit einem fröhlichen Gesang
Den Schlaf der Wiederhalle wecket,
Wird dieser seltne Mann entdecket.
Vor einem Fürstenthron zurück
Bebt stets das sorgenscheue Glück.
Laß aber nur vor allen Dingen;
Da, was du wähnest, in der That
Mir Folgen von Bedeutung hat,
Uns unser Glück in Anschlag bringen.
K. Bald ist der meinige gemacht:
Gesundheit, Jugend, Reichthum, Pracht,
Der Wünsche Ziel, den Zweck des Strebens,
Jedwede Seligkeit des Lebens
Besitz' ich, und im Ueberfluß.
Ich wandre nicht, gleich dir, zu Fuß.
Und kan aus meinen Ställen hundert,

Willst du, ein zweites Hundert noch,
Dir Pferde stellen, diesem doch
Gleich wenigstens, und manches hoch
Von scharfen Kennern selbst bewundert.
Wird kaum, daß ich zurück bin, kund,
So triumfiret jeder Mund,
Und, wie ein Engel von den Frommen
Des Klosters, werd' ich aufgenommen.
P. Nur Fragen noch erlaube mir:
Bleibt auch beim wiederhohlten Kusse
Der Wonne Reiz noch lockend dir?
Folgt Eckel niemals dem Genusse?
Drückt nie dich der Geschäfte Schwall?
Bist du zum Denken immer tüchtig?
Ehrgeizig nicht? nicht eifersüchtig?
Von Sorg' und Unruh nicht der Ball?
K. Du fragst zu viel, versetzt der König.
P. Vergieb! Was du behaupten willst,
Hat doch Bezug auf mich ein wenig:
Da darf, wie sehr von Glück du schwillst,
Auch der etwanigen Beschwerden
Ganz übergangen keine werden.
Nun meinen Anschlag: Seit der Tag
Ergrauet bin ich in Bewegung.
So karg, alltäglich die Verpflegung
Mir in der Stadt auch fallen mag;
Als dein Fasan, wird sie mir schmecken!
Auf hartem Lager mich zu strecken
Hab' ich gelernt, und selbst auf Stroh

Erwach' ich meines Lebens froh.
Wohin mich Andacht, Neugier, Laune
Nur locken, geh' ich. Lacht die Braune
Mir nicht, so reizt der Blonden Kuß.
Was ich erspähe, wird Genuß;
Macht aber etwas mir Verdruß,
Entsagt Neapel meinem Hoffen,
So steht die ganze Welt mir offen,
Und weiter sez' ich meinen Fuß
Wird nun mein Glück auch übertroffen
Von dem, was dir, dem König, fiel;
Nicht schlecht, gesteh's, stand auch mein Spiel!

K. Noch müde scheinst du nicht des Lebens
Und ohne Wolken lacht's dir auch.
Mit dir mißt sich ein Fürst vergebens,
Vergleicht sich nicht der frohste Gauch;
Doch, wenn ich mich besiegt erkenne,
Den Glücklichern dich neidlos nenne,
Und du für mich die Achtung hast,
Die ich dir einzuflössen trachte,
So lern', als mein willkomner Gast,
Nun, wie ein König lieb' und achte!

P. Des Königs Gast ein Pilger? Nein!
Nicht, daß der angebotnen Ehre
Unwürdig ich mich fühlt'; allein
Was wohl ein Possenspiel mir wäre,
Das würde bald Verdruß dir sein.
Dir Beifall klatschend, würden alle,
Mit der Bewundrung leerem Schalle,

Den an den Hof ihr Herrscher rief,
Den Sonderling lobpreisen, tief
Bis in den Staub vor ihm sich bücken;
Doch wendetest du kaum den Rücken,
Gleich kröchen deiner Dienerschaft
Geblähte Sklaven aus der Ecke,
Und zischelten: an welcher Hecke
Hat Er den Mann von Drang und Kraft,
Den Lumpenkerl, wohl aufgerafft?
Man würde dich des Leichtsinns, andrer
Vergehen, Laster gar dich zeihn —
K. Vertraut wie kan ein armer Wandrer
In diesem Grad mit Höfen sein?
P. Ich bin, mein König, hochgeboren.
Von einem Fürsten auserkohren
Zum Günstling, wurde mir Gewalt,
Geist, Schönheit, Wiz und Reichthum bald.
Mein Prinz, zu menschlich nur und gütig,
Ward laut gepriesen, wie es Pflicht
Und Wahrheit heischten; übermütig
Gab Lob allein der Hof ihm nicht.
Betrogen oft und misgehandelt
Sah ich den besten Herrn der Welt,
Und mich, vom Hofton' unverwandelt,
Der Argliſt Ränken bloß gestellt.
Mislaunig längst, an allen Seiten
Umringt von Larven mich zu sehn,
Und Grössen und Erhabenheiten
Im äussern Pomp' allein zu spähn,

Nahm ich den Pilgerstab zu Händen,
Um Freiheit, Wahrheit und Natur,
Wo sie sich noch auf Erden fänden,
Im engen Thal', auf stiller Flur
Zu suchen, und, sollt' ich sie schauen,
Bei Menschen, denen sanft, im Schooß
Der Einfalt, ihre Zeit verfloß,
Auch mir ein Hüttchen zu erbauen.
Seitdem, gestüzt auf diesem Stab,
Irr' ich durch Wälschland auf und ab.

K. Sind alle Höfe denn sich ähnlich?

P. Derselbe Geist regieret sie.

K. Schlecht von dem Troß, der uns gewöhnlich
Umringt, denkst du; doch irrst du nie?

P. Fürst, wenn du nicht der Maske trautest,
Und, wie er ist, den Höfling schautest,
Im Augenblick gäbst du mir recht!
Dies eigensüchtige Geschlecht,
Wie würd' es zittern, wenn es dächte,
Daß jeder, ganz von dir durchschaut,
Dir seine Huldigungen brächte!
Ich wüßt' ein Mittel, dich vertraut
Mit deinem Hofe selbst zu machen.
Laut wirst du seiner, dir nun laut
Gewordenen, Gesinnung lachen.
Für ein paar Thälerchen bereit
Steht es, ist in der Stadt zu finden;
Allein du mußt dich mir verbinden
Zu völliger Verschwiegenheit.

Kaum ist der schöne Plan enthüllet,
Als durch den immer lichtern Wald
Erst schwach das Horn, dann lauter schallt,
Und Hundsgebell die Luft erfüllet.
Daß man ihn nicht bemerke, schleicht
Der Pilger ins Gebüsch. Zu Pferde
Sezt sich der König, und erreicht,
Der ausgestandenen Beschwerde
Mehr froh, als müd', und sehr belehrt,
Den Jagdzug, der zur Stadt nun kehrt.

So wie des Schlosses Flügelpforten
Am Morgen offen gehen, zwängt
Durch den Tumult, der sie umdrängt,
Der Pilger sich mit glatten Worten.
Die Bittschrift, die am Gurt ihm hängt,
Reicht er dem König. Der empfängt
Sie gnädigst, lieset, blickt erstaunet
Den Unbekannten an, und raunet
Dem nächsten Kämmerling' ins Ohr.
Rasch aus dem Haufen ihn hervor
Zieht dieser, lächelt und begleitet
Ihn bis ans Kabinett, wo ihn
Der König, der vom Throne schreitet,
Noch eine Weile heißt verziehn.

Zwei volle Stunden wohl, und länger,
Hört man sie auf und ab hier gehn,
Und, spricht der fremde Grillenfänger,

So kan man doch kein Wort verstehn.
Der allerschärfste Blick, und dräng' er
Ins Herz, kan durch die Wand nicht sehn;
Das macht des Hofes Müssiggänger
Vor Neubegierd' und Neid vergehn.

Wie den des Hofes Marschall feiert,
Den obenan sein Adel sezt;
Mit einem Ausdruck, der erneuert,
Was man von jenen Zeiten leiert,
Wo Menschenwerth, der nun verlezt,
Zur Ehrfurcht Fürsten selbst entfeuert;
Mit einem Blick, der, daß er jezt
Den Mann gefunden, den er schäzt,
Verschleiern soll, und nicht verschleiert,
Entläßt ihn der Monarch zulezt.

Das Auskericht der Vorgemächer,
Der Band- und Schlüsselträger Schwarm,
Der Küch' Aufseher und der Becher,
Die Junker ohne Kopf und Harm,
Das Schreibervolk mit leerem Darm,
In Liverei die kleinen Schächer,
Steht alles mit verschränktem Arm,
Erlauernd den Erfolg. Wer näher
Sich der Person des Fürsten wagt,
Der Liebling, der ihm jezt behagt,
Die Freundin seiner lezten Nacht,

Der Staatsmaschin' erfahrner Dreher,
Schließt einen Kreis um ihn, und fragt.

„Der Fremdling," spricht er zum Minister,
Der mit der Frag' am ersten kommt,
„Hat mir gesagt, was lehrt und frommet.
Der Kabbala geweihter Priester,
Hat, aus der Piramiden Düster,
Durch der beschwornen Geister Macht,
Den Kundigen längst ein Gelüster,
Geheimniß' er hervorgebracht,
Die, mir entdeckt, im Busen lodern,
Jedoch Verschwiegenheit erfodern.
Nur diesen Spiegel hier erlaubt
Er mir auch andern vorzulegen.
Wer obenhin ihn ansieht, glaubt
Hineinschaun ungestraft zu mögen;
Auch wirft er auf den ersten Blick
Nichts als das wahre Bild zurück.
Doch kaum entschlüpft sind durch die Pforte
Der Lippen drei Chaldäerworte,
So stellt, der eben erst erwacht,
Noch nicht gesprochen, kaum gedacht,
Der Brust geheimster Wunsch — man schauert!
Wie er im tiefsten Winkel lauert,
Verkörpert sich und offenbar
Den Augen des Betrachters dar.
Ich sah hinein, und auf dem Throne
Konstantinopels sah ich mich.

Die Feind' und Neider meiner Krone,
Die Nebenbuler, männiglich
Mir unterworfen, stürzten sich,
Mit Hohn den Truz mir abzubüssen,
Und krochen schmeichelnd mir zu Füssen.
Wie lebhaft aber man erzählt,
Wie nah der Wahrheit tritt, so fehlt
Doch viel, daß man sie ganz erreichet;
Schau selbst, ob mein Bericht ihr gleichet,
Und dich der Spiegel dir verhehlt!" —
„Das wolle Gott nicht und sein Priester!
Fällt ein, mit kaltem, ernstem Ton,
Der wie beleidigte Minister.
Geb', ist er nicht der Kirche Sohn,
Geb' ihm die Hölle seinen Lohn
Dem Zauberer, der, sonder Zweifel,
Belehrt und angestellt vom Teufel,
Gekräftiget durch dessen Macht,
In unglücksschwangrer Mitternacht
Dies Werk der Finsterniß vollbracht!
Die Worte, die er dich gelehret,
Und welche nachzusprechen mich
Allein die Furcht des Herrn verwehret,
Sind gottlos, gotteslästerlich!
Wie deiner Majestät, die sich
Mit Recht erwarb des Frommen Namen,
Die schrecklichen Gedanken kamen,
Wie sie gab der Verführung Raum,
Ihr unterlag, begreif' ich kaum." —

Nicht weiter in den Mann zu dringen
Versucht der König, aber eilt
Den Spiegel seinem Freund zu bringen
Und ihr, die jetzt sein Lager theilt.
In Ohnmacht fällt, als er ihr schimmert,
Mit Anstand sie und grosser Kunst;
„Bleibt mir," spricht er, „Alfonsos Gunst,
Erhalten nur sein Herz; zertrümmert
Mag mir die halbe Welt vergehn!
Ich will kein Glück, als dieses sehn!" —

Mit seinem Spiegel, durch die Hallen
Des Schlosses, Kammern und Gemach,
Bis zu den Zofen unterm Dach,
Und selbst ins Erdgeschoß, zu wallen,
Entschloß, auf einen nur zu fallen,
Der ihm sein Inneres nicht barg,
Umsonst bemüht sich der Monarch.
Vermieden sieht er sich von allen,
Geflohn wird selbst des Spiegels Schein,
Und keiner wagt den Blick hinein.

Ein Angst weissagend Ungewitter
Hüllt der genahten Wolke Schooß.
Lackei, Handwerker, Junker, Ritter,
Geschmückt, halb angekleidet, bloß,
Soldaten, Damen, Herrn vom Rathe,
Jud', Advokat, des Pöbels Troß,
Wild, wie er hier aus seiner Kathe

Mit dem des Hofs zusammenfloß,
Der Erzbischof im Festornate,
Für diese Rolle nicht zu groß,
Die Klerisei im vollen Staate,
Die ihre Wut ins Volk ergoß,
Drängt, drohet, flucht und stürmt ins Schloß.
Man hört sie schreien, sieht sie rennen
Durch WeiberGruppen, hin und her,
Und alles will den Zauberer
Mit seinem Spiegel gleich verbrennen.

Zur öffentlichen Audienz
Ruft nun der König unsern Pilger:
„Du bist, mit aller Reverenz
Für deine heiligen Vertilger
Gesagt, kein Zauberer; allein
Du kennst die Menschen, groß und klein!
Daß mir an meinem ganzen Hofe
Kein maskenfreier Kopf erscheint,
War unsre Wette; bis zur Zofe
Fand ich verlarvt sie alle, Freund!
Da ist dein Spiegel! Wenn der Krämer,
Der von Venedig ihn gebracht,
Zurück ihn nehmen will, so nehm' er!
Spaß hat er uns genung gemacht."

III.

Agnes von Lilien.

Fortsetzung.

Es war ein heitrer Morgen. Ich genoß mit Elisen auf einem der öffentlichen Spatziergänge die lang entbehrten freundlichen Sonnenstrahlen. Unter mehreren bekannten und unbekannten Gestalten, die an unsrer Seite vorüber-giengen, erblickte ich den Mahler, dem ich auf meiner Reise begegnete. Er gieng ein paar Mal an uns vorbei, ohne zu grüßen, blieb aber an der Barriere der Allee stehen, wo wir nothwendig vorbei mußten. Ich war im Begriff, ihn als einen Bekannten anzureden, und ihm für sein Gemälde zu danken; aber er fiel mir ins Wort, und überreichte mir ein kleines zierliches Portefeuille, mit diesen Worten: Ich bin ein reisender Künstler, liebes Fräulein. Sehen Sie diese Blätter durch, sie haben die Güte, mir sie Morgen um dieselbe Stunde auf diesen Platz wiederzuschicken, meine Adresse ist Johannes Charles. Er war uns aus den Augen, eh' ich ihm antworten konnte, und das Portefeuille blieb in meinen Händen. Wir sahen es auf einer Bank in der Promenade durch; es enthielt

einige fein ausgeführte Landschaften und viele Skizzen, meistens Schweizeraussichten. Unter diesen fand ich einen Brief an Agnes Lilien überschrieben, mit Bitte, ihn allein zu eröfnen. Elise scherzte über diesen Vorfall und verlangte den Brief zu sehen. Ich will keines Menschen Vertrauen beleidigen, sagte ich halb ernsthaft und steckte ihn ein in der Vermuthung, daß er vielleicht ein aufrichtiges Geständnis seiner Bedürfnisse enthielte, welches er mir lieber abzulegen wage, als einer ganz Unbekannten. Ich eilte in mein Zimmer, das Blatt zu eröfnen. Es enthielt folgende Zeilen von einer kleinen, weiblich zarten Handschrift.

„Meine theure Agnes, deine Mutter schreibt diese Worte; ach schwere Verhältnisse hielten mich bis jetzt gebunden! — Ich konnte mich dieses Namens nicht werth machen — noch immer liegen sie auf mir, und nur unter der Decke des tiefsten Geheimnißes kann ich das Glück genießen, das was mir auf der Welt am theuersten ist, zu sehen. Johannes Charles wird dich Morgen Abend gegen sechs Uhr zu mir bringen. Niemand darf um diese Zeilen und deinen Besuch wissen, suche einen Vorwand, um dich zu entfernen. Ist es dir für Morgen unmöglich einen zu finden, so komme einen andern Abend. Aber eile, ich bin krank, schmachte nach deinem Anschaun und darf mich auch nur kurze Zeit an dem Ort, wo ich dich sehen kann, aufhalten. Auf Johannes Charles kannst du dich ganz verlassen, er ist mein Freund."

Meine Mutter — meine Mutter! rief ich aus, und

die Gewalt des neuen süssen Gefühls machte sich durch einen Thränenstrom Luft. Mit glühender Ungeduld erwartete ich den andern Morgen, um Charles zu sprechen. Die Winterlustbarkeiten waren ihrem Ende nahe, und wurden darum noch eifriger besucht. Den nächsten Abend war Ball en masque und dieser erleichterte den Plan zu meinem Verschwinden im Hause. Ich legte in Charles Portefeuille aus Vorsicht, im Fall ich ihn nicht unbeobachtet sprechen könnte, ein Billet mit den Worten: „Ich komme zur bestimmten Stunde, holen Sie mich um neun Uhr an der Gartenthüre ab; ich bin bereit Ihnen überal zu folgen." Zum ersten Mal mußte ich Umwege brauchen, um mir den einsamen Morgenspatziergang zu verschaffen. Meine Lage, und das Vertrauen meines Vaters hatten mich vor allen kleinen Unwahrheiten, zu denen die Tyrannei des Scheins zwingt, bewahrt; mit widerstrebenden Herzen nahm ich meine Zuflucht zur List. Eine widrige Empfindung zieht meistens Reflexionen nach sich. Wie wär' es, raunte mir ein böser Dämon ins Ohr, als ich statt zu Elisen zu gehen, wie ich gesagt hatte, die Straße nach der Promenade einschlug, wie wär es; wenn man sich deiner Unerfahrenheit bediente, um dir Fallstricke zu legen? Ist es nicht eine Unbesonnenheit zu kommen? Aber der theure, theure Mann — und sie ist krank! „Eh' ich mich bey meinem Vater in Hohenfels Raths erhohlen kann, müßte ich sie in der Ungewißheit lassen, könnte sie vielleicht verliehren — sie niemals sehen.

Charles stand vor mir. Ich komme, ja ich komme

sagte ich bei mir selbst, mein Herz fodert es, mag mich die Welt auch verkennen. Charles gerades, edles Gesicht gab mir meine Ruhe wieder. So erscheint oft im Moment der Noth ein Genius, wie mir Treue und Wahrheit jetzt in seinen Zügen aufgieng und allen Schatten von Betrug verbannte. Er war sauber gekleidet, seine braunen sonst wild fliegenden Haare lagen natürlich, doch wohl geordnet, um Stirn und Wangen, und in seinem Benehmen war etwas feierlich stilles. „Sie finden meine Antwort in dem Portefeuille. Wie geht es meiner theuren Mutter?" flüsterte ich ihm ins Ohr, indem ich ihm das Portefeuille übergab, denn mehrere meiner Bekannten näherten sich mir. „Ihre Mutter ist glücklich in der Hofnung, ihr geliebtes Kind zu sehen, erwiederte er; Ich hoffe ihre Unpäßlichkeit entstand nur durch die weite und schnelle Reise. Sie kommen heut, ich lese es in Ihren Mienen." Ich winkte Ja, und entfernte mich schnell.

Die Gräfin fuhr um fünf Uhr in eine Assemblee, von der sie dann gleich auf den Ball gehen wollte. Unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit erhielt ich, wie wohl ungern, die Erlaubniß zu Hause zu bleiben. Um allen Nachforschungen und allem Geschwätz der Bedienten auszuweichen, kleidete ich mich an, als wollte ich heimlich auf den Ball gehen, um die Gräfin und meine Bekannten zu überraschen. Die Gräfin liebte solche Auftritte, höchstens konnte sie diesen Schritt nur jugendlich unbesonnen und bei meinem Mangel an Weltkenntnis natürlich und verzeihlich finden. In einer weisen griechischen Kleidung, umhüllt

mit einem langen Schleier, eilte ich um sechs Uhr in den Garten, und verbat alle Bekleitung, weil Niemand außer meinem Kammermädchen wissen sollte, wie ich angekleidet sey. Charles erwartete mich schon, und führte mich schweigend durch die am wenigsten besuchten Straßen der Stadt, bis zu einem Thore, wo ein Wagen unser wartete. Er half mir einsteigen, und setzte sich neben mich. Die Nacht war sehr finster, und ich konnte weder Weg noch Gegend erkennen. Ich mußte ihm sagen, welche Masregeln ich im Hause der Gräfin über meine Entfernung genommen hatte. Er lobte meine Vorsicht, und sagte: Nun so mögen die Schellen der Thorheit auch einmal den ächten Gefühlen der Natur dienen, die sie sonst mit ihrem Geklingel so oft übertäuben helfen! Er war sonst still und in sich gekehrt, seine Stimme war sanfter, als suchte er meine bewegte Seele in Gleichmuth zu wiegen. Wir waren, so dünkte es mir, schon eine Stunde weit gefahren, und ein ängstigender Zweifel flog durch meine Brust. Charles schien ihn im Augenblick zu ahnen. Liebes, liebes Mädchen, haben Sie keine Angst, wir sind bald an dem Ort unsrer Bestimmung. Ach könnte ich jeden Zweifel ... er stockte, seine Stimme bebte, er nahm meine Hand zwischen seine beiden Hände, drückte sie an seine Lippen, ich fühlte daß er weinte. Sein Schmerz lag mit solcher Gewalt auf meinem Herzen, als wäre ich die Ursache desselben. Die Zukunft erklärte mir diese sonderbare Ahnung nur allzu gut.

Ein großes erleuchtetes Haus glänzte mir aus der

finstern Nacht entgegen, es lag einsam und war nur von einigen Nebengebäuden umgeben. Hier werden Sie Ihre Mutter sehen, sagte mir Charles. Wir fuhren an einer langen Gartenmauer hin, und der Wagen hielt an einer kleinen Thüre. Ein Schauer faßte mich beim Aussteigen. Die Nähe eines unaussprechlichen Glücks — die Furcht vor einem unbekannten Uebel, preßten meine Brust bis zum ersticken. Meine Unschuld und Unerfahrenheit über die Sitten in D... verbargen mir was ich hätte fürchten können. Jetzt erhielt mich die Nothwendigkeit, weiter zu gehen, bei klaren Sinnen, und mein Herz sammelte seine Kräfte, um jeder Begebenheit zu begegnen. Die kleine Thüre führte zu einem langen schmalen Gang, den eine Lampe nur sparsam erleuchtete. Charles öfnete eine Seitenthüre und hieß mich hineingehen. Ich trat in ein dunkles Zimmer, Charles schloß die Thüre hinter mir ab, und befahl mir auf dieser Stelle zu warten. Nach wenigen Augenblicken öfnete sich eine Thüre mir gegenüber, aus welcher ein mattes Licht drang, und eine sanfte Stimme rief — „Komme herein, meine Agnes, deine Mutter erwartet dich mit Ungeduld." Ich folgte dem Ton dieser Stimme, und bei dem trüben Schimmer einer einzigen Wachskerze, die im Hintergrunde des Zimmers brannte, erblickte ich eine Gestalt in einem weisen Gewand, die auf einem Sofa lag, und ihre Arme nach mir ausstreckte. O mein Kind! mein Kind! rief sie aus, endlich mein nach so langer Sehnsucht! sie drückte mich fest an ihre Brust, und die sanftesten Wallungen der Natur und Liebe beweg-

ten mein Wesen. Meine Mutter weinte heftig — Ach daß ich dich so lang entbehren mußte, daß alle meine Liebe für dich, sich nur in fruchtlosen Seufzern der Sehnsucht aushauchen konnte! — Aber Gott sey Dank! jetzt habe ich dich! — Sie sank ermattet auf den Sofa zurück, ihre Augen schlossen sich, und wenn sie zuweilen sich gegen mich öfneten, brannte das feinste Feuer eines liebenden Geistes in ihnen, der gleichsam seine ganze Kraft durch sie auszudrücken strebte, da seine übrigen Organe durch die Gewalt der Krankheit gebunden waren. Ich suchte auf einem Nachttisch, der vor uns stand, krampfstillende Esenzen, und wollte das Licht aus dem Hintergrunde des Zimmers herbei holen. — Um Gotteswillen rühre das Licht nicht an, rief meine Mutter mit Heftigkeit, wir sehen uns nie wieder! Diese sonderbaren Worte füllten mich mit Schrecken, ob sie gleich nur einen unverständlichen Sinn für mich enthielten. Ich reichte ihr die Arzneigläser, um sie nach dem Gefühl wählen zu lassen. Ich mußte ihr einige Tropfen eingeben. Nun setzte ich mich zu ihren Füssen und versuchte durch ein stilleres Gespräch ihr Gemüth zu beruhigen.

Wie vielen Dank bin ich Ihnen schuldig, meine theure Mutter, für die Erziehung, die Sie mir durch den ehrwürdigen Pfarrer von Hohenfels geben ließen! Mit der väterlichsten Zärtlichkeit pflegte er meiner Kindheit. Ich weiß es, meine Agnes, unterbrach sie mich. Wie freut es mich, diesen Gleichmuth in deinem Wesen wahrzunehmen, diese Mäßigkeit in deinem Empfinden, die dei-

ner Mutter zu ihrem Unglück fehlten. Mein theures Kind, mein Leben war ein Gewebe von Leiden, meine Gesundheit ist zerrüttet und ich bin erst in meinem vierzigsten Jahre, könnte mich noch lang mit dir des irdischen Daseins erfreuen. Mein tiefstes Leiden ist, daß ich den Zeitpunkt noch nicht bestimmen kann, in dem ich offen und frei vor den Augen der Welt dich als Tochter anerkennen werde. Bist du recht vorsichtig und verschwiegen, so können wir öfters in geheim zusammen kommen, aber die geringste Unvorsichtigkeit — und dieses Glück wäre für immer verlohren. Deine Geburt ist rechtmäßig, du bist von einem vornehmen Geschlecht. Wenn es dir nöthig ist, will ich dich in Stand setzen, es zu beweisen, nach meinem Tode wirst du die Papiere, die dazu dienen, erhalten. Du wirst einmal meine Geschichte erfahren, und wirst mit mir die unglückliche Stellung der Umstände beweinen, die mich des süssesten Glückes beraubten, die Sorge für deine Erziehung selbst zu übernehmen. In diesem Portefeuille sind zwanzigtausend Thaler in Banknoten enthalten, die dir eine unabhängige Existenz versichern, wenn du mit einer mäßigen Einrichtung zufrieden seyn kannst. Ich hoffe dieses von deiner Erziehung. Da ich nicht wußte, ob ich dir so viel Vermögen hinterlassen könnte, so ließ ich diese so einfach und sparsam als möglich einrichten, dein Vater in Hohenfels selbst soll erst jezt erfahren, daß du ein anständiges Einkommen besitzest. Auf die Frage, ob ich letzterem das Glück schreiben dürfte, sie gefunden zu haben? sagte sie: Nein, er soll es nächstens durch eine sichere Gelegenheit erfahren.

Sie sprach noch manches über meine Bildung: und schien sehr zufrieden mit dem Gang der Erziehung, welchen mein Vater eingeschlagen hatte. Beinahe sagte sie, mit einem muntern Ton, möchte ich der Vorsicht danken, daß sie mich zwang, dich von dem Kreise entfernt zu halten, in welchem ich unglücklich wurde. Eine ernste, feste Bildung des Geistes ist selten im Zirkel der großen Welt möglich. Du wärest vielleicht ein Püppchen geworden, das am Seile der Meinung hin = und her getanzt hätte — und so bist du ein selbstständiges Wesen, das in der Fluth des Lebens sein besseres Selbst bewahren kann. Wie freue ich mich der Zeit, wenn du als Freundinn mit mir leben kannst. Tausendmal muß ich mir es sagen, daß ich um deines eigenen besten willen dieses Glück noch entbehren muß. — Meine theure Mutter! rief ich aus, mein größtes Glück wäre mit Ihnen zu leben, ach und zumal jezt, da ich hoffen könnte, Ihnen durch meine Pflege einige Erleichterung zu verschaffen. Welches Auge kann treuer wachen, aufmerksamer Ihren Bedürfnissen zuvorkommen, als das Ihrer Agnes! Und glauben Sie, daß ich ruhig seyn kann, wenn ich entfernt von Ihnen in Ungewißheit über Ihre Gesundheit bleiben muß? Was nennen Sie mein Beßtes, wenn es nicht die Befreiung aus diesem angstvollen Zustand ist? — Stille! verführerisches Mädchen, sagte sie, und legte ihren Finger auf meinen Mund, stille! Du mußt dich den Maßregeln, die ich jezt für uns beide nehmen muß, unterwerfen. Ja wenn es für Sie ist, rief ich schmerzlich aus! — Du

wirst täglich Nachricht von mir erhalten, mein bestes Kind! sagte meine Mutter sanft, sie hatte eine der reinen sonoren Stimmen, die immer zum Herzen sprechen, und sie wußte ihr die mannigfaltigsten Beugungen zu geben; für jeden Affekt der Seele hatte sie einen Ton. Ueberhaupt schien sie mir eines der zärtesten, feinsinnigsten Geschöpfe, bei denen jedes Wort, jede leise Bewegung bedeutungsvoll ist, als Theil eines harmoniereichen Ganzen. Ihre Füsse ruhten unter einer Decke, ihr Nachtgewand war dicht und voller Falten, aber da es von einem weißen Zeuge war, erblickte ich bei dem Schimmer des trüben Lichtes doch die schöne Umrisse und das richtige Verhältniß ihrer Gestalt. Die Hände waren zart, und hatten die feinsten Formen. Eine tiefe Haube bedeckte ihr Gesicht. Stirn, Wangen und Kinn waren ganz verstekt, und von den übrigen Zügen konnte ich in dem düsternen Zimmer nur einen höchst schwankenden Umriß wahrnehmen. Nur an der lieben sanften Stimme dünkte mir, würde ich meine Mutter unter tausend fremden Gestalten erkennen können. Sobald ich bemerkte, daß sie vermied, von mir gesehen zu werden, mußte ich meiner Neugier Gewalt anthun und wagte nur flüchtige Blicke auf sie. Unter tausend zärtlichen Aeußerungen, unter den gefälligsten Hofnungen für die Zukunft, sagte meine Mutter kein Wort über ihre äusere Verhältnisse, erst da ich wieder von ihr entfernt war, dachte ich darüber nach. Sie empfahl mir mehrmalen dringend die größte Vorsichtigkeit. Verbirg auch, sagte sie, dein Vermögen. Charles wird dir die Einnahme

der Zinsen besorgen, und bald werde ich eine Zusammenkunft mit deinem Vater von Hohenfels veranstalten, in welcher du dich mit ihm verabreden kannst, wie dein Kapital auf eine vortheilhafte Art anzulegen ist. Dein Aufenthalt bei der Gräfin ist für jezt unsern Zusammenkünften dienlich. Eine Wanduhr schlug Neune. Meine Agnes, ach da schlägt die Glocke des Abschieds! Diese Stunde des Genusses war die Frucht thränenvoller Jahre, aber ich habe sie nun auch rein genossen, rein wie den Sterblichen ein Genuß vergönnt ist! So ein liebes Geschöpf in der Blüthe seiner Schönheit und Unschuld vor sich zu erblicken, und der Natur danken zu können, daß ich das innigste zärteste Verhältniß zu ihm habe. — Ich hoffe, meine Agnes soll ein glückliches Geschöpf werden, ein ruhiges weises Gemüth, das das Leben mit freyer Kraft ergreift, statt sich von dem schnellen Strom fortreissen zu lassen; möge es dein Loos seyn! Möge dich eine glückliche Natur in früher Jugend schon lehren, was wir in dieser Welt sind und können. Mir lehrten es schmerzliche Erfahrungen! Sage mir Liebe, hat dein Herz schon eine heftige Neigung . . . Charles erschien unter der Thüre, wo ich hereingekommen war. Ach es ist Zeit! rief meine Mutter und die Wallungen, die bei ihrer Frage mein Herz bewegten, vereinigten sich mit den Thränen des Abschieds. Ihre Arme hielten mich fest umschlossen und mit lautem Weinen und Stöhnen ließ sie mich los. Charles riß mich mit Gewalt von ihrem Bette, und als ich laut über Grausamkeit klagte, meine Mutter in diesem Zustand

zu verlaſſen, rief ſie mir ſelbſt noch zu: gehe, gehe mein Kind! Eile! Charles zog die Schelle, ehe wir das Zimmer verlieſſen und ſprach mir zu, ruhig zu ſeyn, meine Mutter ſey jezt in den Händen ihrer Kammerfrauen, die ihr innigſt ergeben ſeyen, und von welchen ſie mit der zärtlichſten Sorgfalt behandelt werde.

Wir verabredeten während unſrer Rückfahrt noch die Art, wie wir uns künftig ſehen wollten und wie ich alle Tage Nachricht von meiner Mutter empfangen könnte. Charles ſollte als Zeichenmeiſter im Hauſe erſcheinen, und ſo auf die natürlichſte Art, die Gelegenheit gewinnen, jeden Tag eine Stunde um mich zu ſeyn. Mein Herz war voll überwallender Freude, mich in ſo glücklichen Verhältniſſen zu befinden. Vermögen, Stand, eine liebende Mutter, Unabhängigkeit und die Hofnung meinem Vater in Hohenfels ein ſorgenfreies Alter zu verſchaffen! Wie viel reines Glück ſchenkſt du mir ewige Vorſicht! rief ich aus, und faßte Charles Hand, um dem nächſten vernünftigen Geſchöpf mein frohes Daſeyn mitzutheilen. Charles drückte meine Hand und ſagte, welcher Genuß iſt es, eine freudenwallende Seele zu ſehen, die in der Fülle ihres Herzens ſich zu den ewigen Lebendigen über den Wolken kehrt! Dank war gewiß das erſte Opfer, welches ein edles Gemüth dem Unſterblichen brachte. Die Bitte iſt ein Zeichen der Schwachheit, das gepreßte Herz ſeufzet nach Hülfe. Ich ehre den, der im Unglück ſich auf ſeine eigne Kraft zurückſtemmt und keinen Laut des Schmerzens zum Himmel ſchickt; aber ein Gemüth, dem

die irrdiſchen Bande der Sorge gelößt ſind, in dem das Leben rein und frey auf und ab fluthet, muß ſich in Dank und Liebe der Gottheit verwandt fühlen.

Die Wolken hatten ſich zerſtreut und die Sterne glänzten hell. Charles fuhr fort: Sieh wie der Himmel ſeine tauſend Augen öfnet, um in dein freudiges Herz zu blicken und ihm eine ewig fröhliche Zukunft zuzulächeln! Das Glück der Menſchen iſt wie eine hochgetriebne Woge, die nothwendig wieder zur Tiefe muß; aber die Erinnerung der Herzensfülle bleibt dem, der es als eine Erſcheinung einer beſſern Welt aufnahm und ſich durch keinen Genuß zum Uebermuth verſuchen ließ!

Am Komödienhauſe mußten wir uns trennen, ſo gern ich auch Charles länger angehört hätte. Seine ſinnvollen Reden brachten Licht in meine Seele; gleichwie eine ſchöne Dichtung, der Muſik dunkle Empfindungen entwickelt. Mein Innres wurde klärer und mir ſelbſt ein Gegenſtand der Beobachtung, Entſchlüſſe und Regeln für mein künftiges Leben reihten ſich in dieſer Stimmung aneinander.

Ich ſuchte die Thüre des Ballſaals, um mich unter dem Gewühl der Masken unbemerkt mit einzudrängen, aber aus Verſehen gerieth ich in ein Nebenzimmer, welches noch durch einige andere Zimmer vom Saale getrennt war. Neben der Seitenthüre durch welche ich eintrat, befand ſich ein Alkove mit einem Vorhang drappiert; dieſer war halb heruntergezogen. Ich hörte ein paar leiſe flüſternde Stimmen hinter dem Vorhange. Ich glaubte den Ton der Gräfin zu vernehmen, und wollte deutlicher hö-

ren, ob ich nicht irre und sie dann, nach meinem Plan, durch meine Erscheinung überraschen. Ich hafte, so jede Spur meiner Entfernung aus dem Hause zu vertilgen. Ich blieb einige Momente in der Ecke des Zimmers stehen, die Stimmen sprachen immer leiser. Schon näherte ich mich der Thüre, welche ins Nebenzimmer führte, als meine Augen auf einen Spiegel fielen, in dem ich die verborgenen Gestalten des Alkovens erblickte. Ich erkannte die Gräfin von den Armen eines Mannes umschlungen. Das Gesicht des Mannes war abgewendet, aber die große edle Gestalt erinnerte mich sogleich an das geliebte Bild, welches so klar in meiner Seele lag. Von bangen Zweifel ergriffen blieb ich wie an den Boden gekettet stehen. Jezt richtete er sich auf, und ich erkannte wirklich die Gesichtszüge meines Geliebten. Laß mich Beßte, sprach er, und wickelte sich aus ihren Armen los — Sehen wir uns Morgen? sagte sie, und zog seine Hand an ihre Lippen — ich konnte seine Antwort nicht verstehen. Er umarmte sie noch einmal, und beide näherten sich der Thüre. Betäubt floh ich in das nächste Zimmer, und sank auf einen Stuhl. Mein Herz arbeitete in gewaltigen Schlägen gegen meine Brust, und meine Sinne drohten zu erlöschen. Die Gräfin gieng, auf den Arm meines Freundes gestüzt, dicht an mir vorbey. Ich hatte weder Bewegung noch Stimme, und zitterte vor Furcht, daß sie mich erkennen möchte. In diesem Zustande war ich unfähig, das Anschaun des geliebten Mannes zu ertragen, auch wollte ich vor ihm nicht jugendlich unbesonnen erscheinen.

Diese ängstigenden Vorstellungen vermehrten mein Uebelseyn. Ich war nahe an der Ohnmacht, und da ich keine bekannte Gestalt in meiner Nähe erblickte, blieb ich starr und fühllos auf meinem Stuhl gelehnt, in der Furcht, jeden Moment herabzusinken. Julius erschien mir als ein guter Genius. Er hatte mich erkannt, und kam auf mich zu, ich bat ihn, mich sogleich in ein andres Zimmer zu führen, wo ich freie Luft schöpfen könnte. Die Entfernung von der betäubenden Musik und einige Erfrischungen brachten mich wieder zu mir selbst, doch fühlte ich mich unfähig länger in dem Getümmel zu bleiben, und am unfähigsten, Nordheim mit der Fassung und Würde zu begegnen, wie ich wünschte. Ich bat Julius mir einen Wagen, in dem ich nach Hause fahren könnte, zu verschaffen. Er drang in mich noch wenige Momente auszuruhen! Seine zarte Sorge, in der der Antheil des Herzens so unverkennbar war, rührte mich innig, dankbar drückte ich seine Hand. Meine theure Agnes, ich bin neu beseelt! rief er aus. Mir dieses Glück! Es war das erste sinnliche Zeichen einer zarten Neigung, welches er von mir empfieng, ich hatte es ihm mit dem unbefangensten Herzen gegeben, nur als ich fühlte, wie hoch er es empfand, bereuete ich, es gethan zu haben. Er eilte auf meine wiederholte Bitte, nach einem Wagen. Mit der Unbedachtsamkeit, die einem reinen Herzen und ländlich einfachen Sitten so natürlich ist, verschloß ich die Thüren des Zimmers, um nicht weiter gesehen zu werden. Ein Fenster gieng auf den Vorplatz, und hinter diesem wartete ich

Julius Zurückkunft ab. Man machte verschiedne Versuche die Thüren, welche in die Nebenzimmer führten zu öffnen, und eine Gesellschaft entfernte sich nach ihrer fehlgeschlagnen Mühe mit einem unbescheidenen Gelächter. Julius kam bald zurück und führte mich zum Wagen, er war etwas verlegen, als er die verschloßne Thüre wahrnahm und meine Erzählung über die Versuche, sie zu öffnen hörte. Ich bat ihn, der Gräfin zu sagen, daß ich auf dem Ball gewesen sey, aber daß mich ein schneller Anfall von Uebelseyn gezwungen hätte, sogleich wieder nach Hause zu gehen. Kaum waren wir zur Thüre hinaus, und auf einer engen Gallerie, als uns Nordheim entgegen kam. Es war unmöglich, ihm auszuweichen, ich hatte unterlassen meine Maske wieder vorzunehmen, weil mir Julius gesagt, daß er mich eine Seitentreppe hinunter führen würde, wo uns Niemand begegnen werde. Ich hielt mich mit Mühe an Julius Arm aufrecht, so gewaltig wirkte jene geliebte Erscheinung auf mich. Wir standen unter einem Wandleuchter, und Nordheims Gesicht war in vollem Licht. Wie finde ich Sie hier wieder? sagte er mit sanfter Stimme, indem sein scharfer Blick Julius maß. Meine Stimme zitterte, ich stammelte einige verwirrte Laute: Ich wollte die Gräfin überraschen ... Ich wurde nicht wohl ... Herr von Alban will die Güte haben, mich nach Hause zu begleiten. Ein Blick auf Julius machte meinen Zustand noch schmerzlicher. Eine glühende Röthe flammte über seine Wangen, er wagte nicht, die Augen aufzuschlagen, und ich fühlte, daß er

meine Verwirrung theilte. Ich will Sie hier nicht länger aufhalten, sagte Nordheim und verließ uns nach einer steifen Verbeugung.

Ich Unbedachtsamer, was habe ich gethan! rief Julius, als wir wieder allein waren. Erst nach mehreren Wochen erfuhr ich durch Elisen bey einer andern Veranlassung den Grund dieses sonderbaren Ausrufes, über den mir Julius keine Erklärung geben wollte.

Julius hatte mich in der dringenden Verlegenheit über meine Krankheit, unachtsamer Weise in ein Zimmer geführt, welches die jungen Herren einer gewissen Klasse nicht in den beßten Ruf gesetzt hatten. In Nordheims schwankendem Betragen und forschenden Blick nahm er zuerst seinen ganzen Irrthum wahr, und meine kindische Unbedachtsamkeit die Thüren zu verschließen, machten den Vorfall noch zweideutiger. Er wollte mir diese unangenehme Entdeckung ersparen und behielt sich vor, Nordheim, dessen nähere Bekanntschaft er zu suchen gedachte, die nöthige Aufklärung über diesen Zufall zu geben. Wie viel mußte ich durch diese in Julius Lage so natürliche Delikatesse leiden!

Julius verließ mich auf mein dringendes Bitten am Wagen. Mein Gemüth war verwirrt durch die Gewalt der süssen und schmerzlichen Eindrücke, die ich in dieser Nacht empfangen hatte. Mein Schlaf war nur eine fieberhafte Ermattung und meine Träume wiederholten die empfundnen Scenen in den sonderbarsten Zusammenstel-

lungen. Mit den Morgenstralen gieng mir die Wirklichkeit in ihrem lieblichen Schimmer auf, der Gedanke an meine Mutter, der Blick auf meine so glücklich verwandelte Lage, die Ahnung einer schönern Zukunft beruhigten mein Herz über den Verlust des Geliebten. Aber was soll ich hier, hier in diesem Hause, wenn mich seine Liebe nicht hieher rief? Warum traute ich auch Rosinens Geschwäz, und nahm das bedeutungsvolle Schweigen meines Vaters nicht einzig zum Leitstern meiner Gefühle. Er liebt ja diese Amalie . . . warum hörte ich nicht auf den Namen, der mir in der ersten Viertelstunde warnend von seinem Ringe entgegen rief? der sich als ein unglückweißagender Dämon zwischen die ersten Wallungen meines Herzens für ihn drängte?

Die Gräfin kam in einer ungewöhnlich zierlichen Morgenkleidung mich zu besuchen. Ein freundlicher Schimmer ergoß sich um ihre ganze Gestalt, ihre Bewegungen waren leichter und der Ton ihrer Stimme sanfter. Seine Küsse schienen mir von ihren Lippen entgegen zu schweben. Nach zärtlichen Fragen über mein Uebelbefinden, von welchem sie durch Julius unterrichtet war, fragte sie, ob sie das Frühstück in mein Zimmer dürfe bringen lassen? Aber Sie müssen sich etwas ankleiden! rief sie mir zu, als sie schon halb zur Thüre hinaus war, denn ich bringe noch einen Fremden mit. Ich darf doch? — Sie eilte hinweg ohne meine Antwort abzuwarten. Ihr Betragen schien mir Spott in meinen Verhältnissen; ich war schmerzlich bewegt, aber seit ich aus meines Vaters Hause war, hat-

te ich die so nöthige Kunst, Meister meiner äusern Bewegungen zu werden, genugsam erlernt.

Ich will mich nicht ankleiden, beschloß ich in einem Ausbruch kranker Empfindlichkeit, ich will Amalien zeigen daß ich nicht mit ihr über die Vorzüge der Gestalt und des Schmuckes wetteifere! Ein blau seidnes Tuch war nachläßig um meine Haare geknüpft, und über mein alltägliches weißes Morgengewand warf ich nur ein Schaal um; wahr ists, ich legte es so, daß es den Leib eng umschloß, und die Brust und Arme nur leicht und in malerischen Falten drappierte. Du willst kalt und zurückhaltend seyn, nahm ich mir vor, aber kaum war der geliebte Mann zum Zimmer hereingetreten, und hatte mich sanft und freundschaftlich gegrüßt, so sagte ich mir: nein, du willst wahr und einfach seyn! Eine herzliche Frage nach dem Befinden meines Vaters verbannte bald allen Zwang. Bei diesem theuren Namen verschwand alle Verwirrung und ich fühlte mich in der fröhlichen Unbefangenheit meiner ersten Jugend.

Sonderbar dünkte es mir, daß er es ganz vergessen zu haben schien, wie wir uns gestern gesehen hatten. Ich mußte viel sprechen und die Gräfin spielte ganz die Rolle einer gefälligen Freundin; sie gab mir Anlaß meine Ideen auf die beste Art zu entwickeln und wußte den Faden der Unterhaltung so kunstreich fortzuspinnen, daß sich meine geringe Kenntnisse auf die natürlichste Art einflechten mußten.

Wissen Sie wohl, Nordheim, sagte sie bei einem

Stillstand des Gesprächs, daß die liebe Kleine, und ich, uns noch sehr wenig kennen? Wir waren vielleicht nicht zwei ruhige Stunden ununterbrochen beisammen. Auch sehne ich mich aus dem Kreis der Karten und Würfel so herzlich hinaus, wie ein Kind aus der engen dumpfigen Schule sich nach der freien Himmelsluft sehnen mag. Wäre es nicht für Sie gewesen, so hätte ich es schwerlich so lang aushalten können. „Ich danke Ihnen herzlich für Ihre freundschaftliche Aufopferung, meine beste Freundinn, erwiederte Nordheim. Durch Ihre Bemerkungen bin ich kein Fremdling mehr auf dem Boden den ich anbauen soll. Mein Hauptzweck dem künftigen Fürsten seine Residenz angenehmer zu machen, wird sicher durch Ihr Bemühen erreicht. Der durch Sie umgestimmte Ton giebt der Masse der Gesellschaft einen modernen Anstrich, und der Prinz wird sie der B..schen, die ihn bisher so sehr anzog, weniger unähnlich finden. Ich wünschte gefällige Eindrücke fesselten seine Neigung an sein Land. Ich habe das Vertrauen des Prinzen nicht gesucht, aber da ich es gewonnen habe, so will ich es ehren, und keine Aufopferung scheuen, um ein edles Gemüth, durch erfüllte Pflicht im Frieden mit sich selbst zu erhalten."

„Ihre Bemerkungen über die Menschen in D.. sind so fein, so treffend, so im einfachen Sinn der Wahrheit dargestellt, daß ich sie unsrer Agnes einmal als ein Muster in dieser Art vorlesen werde. Entfernt von der Sucht zu spotten, die lieber das Böse wahrnimmt, weil Witz und Laune besser damit spielen können, und gleichweit

entfernt von der schwachsinnigen Gutmüthigkeit, die nicht durch den äusern Firniß eines Karakters hindurchzuschauen vermag, erscheint Ihrem reinen, festen Blick immer die Linie der Wahrheit. In Ihrem gesellschaftlichen Benehmen, in Ihren Erholungsstunden entschleiern die Menschen ihre Individualität am leichtesten, und am allerwichtigsten ist es den Grundton eines Jeden zu kennen, ob Liebe, ob Egoismus das Uebergewicht in seinem Handeln hat! Es freut mich, daß Sie einige Menschen von Gehalt unter den Geschäftsleuten fanden, auf die ich bei meiner Prüfung doppelt aufmerksam seyn werde."

„Die beiden Albans nennen Sie mir? — Es scheinen mir Menschen von vorzüglichem Werth zu seyn, erwiederte die Gräfinn. Unsre Agnes ist zu meinem Vergnügen sehr genau mit ihnen bekannt geworden, ich freute mich schweigend dieser verständigen Wahl. Was denken Sie von ihnen, beste Agnes, und da Sie sich noch genauer als ich kennen, welchem geben Sie den Vorzug unter den beyden Brüdern?" Ich erwiederte: dem Karakter nach wären sie beyde gleich achtungswürdig. Beyde hätten den reinsten Willen. Ueber ihre Talente wage ich nicht zu entscheiden. Mir schien der älteste einen sicherern Blick, der jüngste hingegen einen schnelleren zu haben. Er übersähe immer ein weiteres Feld als sein Bruder. Der älteste kombinire in seinem engern Zirkel meist immer richtig, der zweyte in seinen weiteren freilich manchmal falsch, aber er ehre die Wahrheit über alles und sey immer geneigt jede fremde Meinung gegen die seine zu prüfen. Ue-

brigens könne ich nicht ganz richtig urtheilen, weil ich mit Julius näher bekannt sey, als mit seinem Bruder. Ich hatte dieses mit der grösten Unbefangenhit gesagt, aber ein schlauer Blick der Gräfinn brachte mich bei Julius Lobe ausser Fassung, und beinahe gerieth ich in's Stocken, weil mir die Folgerungen durch den Sinn flogen, die Nordheim über ein zärtliches Verhältniß unter uns daraus ziehen könnte. Ich schämte mich dieser egoistischen Ansicht, und nahm mir vor, da wo es den Vortheil eines Freundes gälte, alle Launen der Liebe außer Spiel zu setzen. Mit glühenden Wangen und bebender Stimme fuhr ich fort: Julius schiene mir ganz gemacht durch die rastlose Thätigkeit seines Geistes, und edle Wärme seines Herzens, einen großen Kreis der Wirksamkeit würdig zu durchlaufen. Nordheim saß mit niedergeschlagenen Augen und nur dann und wann traf mich ein Blick von ihm. Er antwortete nicht auf meine Aeuserungen, sprach wieder von mir, sah meine Malereien durch, und wunderte sich, daß ich die Portraitmalerei nur allein übe, und die Landschaft ganz vernachläßige. Ich sagte ihm offenherzig meine Gedanken dabei, daß ich diesen Zweig der Kunst nur in Rücksicht auf meine, und meines Vaters in Hohenfels, ökonomische Lage erwählt hätte. O liebe Seele! ... sagte er, und legte seine Hand sanft auf meinen Arm. Ich fühlte daß er ein großmüthiges Anerbieten aus Feinheit zurückhielt. Ich war bewegt, und faßte den Augenblick, um auch der Gräfinn in seinen Augen über ihr Benehmen gegen mich, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Ich

fühle es, sagte ich, an der großmüthigen Sorgfalt, mit welcher man in diesem Hause allen meinen Wünschen zuvorkommt, daß ich auch der Sorge für die Zukunft überhoben seyn könnte, aber ich läugne nicht, es schien mir Pflicht, und meinem innigsten Empfinden angemessener, mich durch eignen Fleiß zu erhalten, und die Wohlthaten gutmüthiger Menschen, Unbemittleten zu überlassen, die sich durch kein Talent forthelfen können. Liebes Kind, o schweig mir davon! rief die Gräfinn, und schloß mich in ihre Arme. Es war der erste Ausdruck einer lebhafteren Empfindung, den ich an ihr wahrnahm; sie erschien mir in erhöhter Liebenswürdigkeit. Thränen glänzten in ihren Augen, als sich ihr Haupt aus meiner Umarmung wieder erhob, und mit einer ganz eignen Grazie lächelte sie unter den Thränen hervor. Die Kleine ist fürwahr recht eigensinnig, Nordheim, sagte sie, meinen Sie, daß Sie mir erlaubte mich nur im geringsten in ihre Garderobe zu mischen! Ich spreche von den ersten Kleinigkeiten. Schmälen Sie mit ihr! Lieber verdirbt sie ihre schöne kostbare Zeit damit, einer alten Haube eine neue Form zu geben, einen verwaschnen Zeug aufzufärben, ehe sie mir erlaubte ihr für ein paar Dukaten solchen Plunder zu kaufen. Wir haben schon manchen Streit darüber gehabt. Nordheim sah uns mit stillem Wohlgefallen zu, gieng in meinem Zimmer auf und ab, und verweilte vorzüglich bei meinem Bücherschrank. Er nahm meinen griechischen Homer, in welchem einige Blätter von meinen Uebersetzungen lagen. — Darf ich, liebe Agnes? fragte er, indem er eines

derselben herauszog — ich antwortete etwas verwirrt, es sey eine Arbeit, die ich noch bei meinem Vater in Hohenfels, und mit seiner Hülfe unternommen hätte. Es freut mich, liebes Mädchen, erwiederte Nordheim, daß Sie die griechische Sprache treiben, ich hoffe nicht, daß Sie mich für einen der Männer ansehen, die die Krücken der weiblichen Unwissenheit, gern zu ihrem eignen Fortkommen brauchen. Schon längst hielt ich es für ein schädliches Vorurtheil, daß man den Weibern in unsern höhern Ständen nicht durch eine sorgfältigere Erziehung die Bekanntschaft mit der alten Litteratur erleichtert, die die Blüte ächter Kultur für Geist und Herz so glücklich entfaltet. Die Gräfinn bat mich, Nordheimen ihr, von mir angefangenes, Portrait zu zeigen, ich holte es aus dem Nebenzimmer, und als ich an der Thüre war, hörte ich Nordheimen folgende Worte aussprechen: — Nein es ist unmöglich bei solcher Wahrheit und solchem Geist! sie waren mir räthselhaft, und nur durch Elisens Entdeckung über das unglückliche Zimmer im Komödienhauße wurden sie mir in der Folge verständlich.

Elise kam, sich nach meiner Gesundheit zu erkundigen, und sprach mit der natürlichsten Unbefangenheit von meinem Uebelbefinden auf dem Ball. Nordheims ganze Aufmerksamkeit war bei unserm Gespräch, ob er gleich nur mit meinem Gemälde beschäftigt zu seyn schien.

Aber nicht wahr Fr. N. sagte die Gräfinn scherzhaft, die Kleine soll uns nicht mehr aus den Augen! Scheues Vögelchen, wo in aller Welt hast du nur das Herz herge-

nommen, dich unter solch ein Gewühl von Menschen allein zu verlieren?

Schon schwebte mir eine feine Antwort auf den Lippen, die mich durch einen Scherz aus der Schlinge gezogen hätte, als Nordheims Blick fest und fragend auf mich fiel. Meine Kraft versagte mir; diesem gegenüber etwas unwahres zu sagen, dünkte mir unmöglich. Mein Athem war gepreßt, meine Stimme erlosch, und die glühende Verlegenheit preßte Thränen aus meinen Augen.

Elise welche glaubte, ich fände eine Art Vorwurf in den Worten der Gräfinn, suchte mich aus der Verlegenheit zu reißen.

Machen Sie mich zur Hofmeisterinn unsrer Agnes, gnädige Frau, sagte sie zur Gräfinn, über alles was die Etiquette betrifft. Ich werde stolz seyn, sie auch nur von dieser armseligen Seite zu übertreffen, da es mir auf jeder andern doch mißglücken müßte.

Ich konnte die Augen wieder aufschlagen. Nordheim stand mir sehr ernsthaft gegenüber.

Ich fürchte, meine Freundinn, sagte ich Elisen, Sie würden eine zu ungelehrige Schülerinn an mir finden. Ich fühle zu sehr, daß ich nicht fürs höhere Leben gemacht bin, und die süsse Freiheit meiner Kindheit in Hohenfels wird es mir immer schwer machen, mich mit Leichtigkeit in die künstlichen Schranken der Gesellschaft zu fügen.

Sie sind zu ernsthaft liebste Agnes, sagte die Gräfinn. Wollen Sie nicht eine Spatzierfahrt machen? sagte Nordheim. Freie Luft und Bewegung ist die beste Arznei für

unsre Freundinn. Elise war zugesagt zum Mittagsessen, und konnte nicht mit von der Gesellschaft seyn. Die Gräfinn und ich nahmen den Vorschlag mit Vergnügen an.

Wir fuhren in der Mittagsstunde weg, Nordheim war uns zu Pferde vorausgeeilt. Die ganze Gegend glänzte im Sonnenlicht, und mein Auge spähte sehnsuchtsvoll in der weiten Fläche umher, um nur eine Spur des Hauses wieder zu finden, in dem ich gestern das reinste Glück genossen. Mein Bemühen blieb fruchtlos, die Gegend war mit Dörfern und Landhäusern so reichlich übersäet, und von so vielen Straßen durchschnitten, daß es mir unmöglich war, den Weg welchen ich gemacht hatte, wieder zu erkennen. In einem alten, majestätischen Tannenwald, durch welchen die Straße führte, fanden wir Nordheim wieder. Er ritt ein wildes, muthiges Pferd, mit großer Geschicklichkeit, oft warf er einen freundlichen Blick in den Wagen. Sahen Sie je einen schönern Mann, liebe Agnes? sagte mir die Gräfinn, je einen, dessen ganzes Wesen solchen Adel, solche Grazie zeigt. Und welch eine himmlische Einheit ist in seinem ganzen Wirken und Leben! Schweigend stimmte mein Herz in ihre Gefühle ein, sie verstand es, und schaute Gedankenvoll vor sich hin.

Jetzt öfnete sich der dicht verwachsene Wald, und die reizendste Landschaft lag vor uns. Gegen Osten ergoß sich ein breiter Fluß durch eine unabsehbare Fläche, und gegen Westen drängten sich seine Ufer durch zwei Gebirgketten, die die sonderbarsten Formen bildeten. Drohende Felsen neigten sich über den Spiegel des Flusses, wechselnd mit

freundlichen Wiesenflächen, an denen einfache doch reinliche Häuser regellos hingestreut waren. Auf einem dieser Felsen lag ein Schloß, dessen graue Mauern im ernsten Charakter der Festigkeit emporragten.

Wo führen Sie uns hin, Nordheim? rief die Gräfinn, ist das nicht Ihr Landgut? Ja, erwiederte er, und ich hoffe Sie nehmen mit der geringen Bewirthung vorlieb, die Ihnen für heute anbieten kann. Der Wald war durch ein liebliches Wiesenthal, mit den Felsen, auf welchen das Schloß lag, verbunden; wir wünschten dieses ganz zu genießen, und beschlossen, es zu Fuße zu durchwandern.

Der junge Rasen unter unsern Füssen, war von klaren Bächen durchschnitten, die sich aus den Felsen ergoßen und mit frischem Grün umkränzt, in sanften Linien durch das Thal rieselten. Die Pappeln und anderes Gesträuche, trugen schon zarte Blätter, und der Hagedorn stand in voller Blüthe. Nur an den reinlich gehaltenen Wegen, bemerkte man die Hand der Kultur in diesem Thal, in dem sonst die liebliche Freiheit der Natur herrschte.

Unser Weg führte uns an einigen zierlichen Häusern vorbei, wo Obst und Gemüsepflanzungen angelegt waren. Ein alter Mann von ehrwürdigem Ansehen, war in dem einen Garten beschäftigt, die Rebengeländer zu ordnen. Sorgfältigere Kultur rief hier die Erscheinungen eines mildern Himmelsstriches hervor. Die Weinranken wanden sich von Baum zu Baum, und bildeten zierliche Bogen. Der alte grüßte uns schweigend, und fuhr in seiner Arbeit fort. Aus dem zweiten Haus kam ein Mädchen

und ein Knabe herausgesprungen, der Größe nach schienen sie beide zwischen vierzehn und sechzehn Jahren. Beide waren von schöner Bildung. Ihre lebhaften schwarzen Augen und dunklen Haare, das warme Colorit ihrer Gesichtsfarbe, und ihre sprechenden Geberden, gaben ihnen einen unter unserm Himmel fremden Anstrich. Warten Sie ein wenig! rief der Knabe Nordheimen auf italiänisch zu, meine Schwester bringt Ihnen Veilchen. Das Mädchen nahte sich bescheiden, und die zurückgehaltene Lebhaftigkeit gab ihrem ganzen Wesen ein reizendes Spiel. Mit einer angenehmen Verbeugung gab sie Nordheimen einen Veilchenstrauß, und sprang schnell wieder fort. Während dem Laufen rief sie uns zu, sie eile, um den Damen auch Blumen zu hohlen. Nein, das will ich thun! rief der Bube, und sprang ihr nach. Auf halbem Weg wendete er wieder um, und fragte Nordheimen: ob er seine Flöte mitbringen dürfe und seiner Schwester Guittare, um den Damen eine Musik zu machen? Das bitten wir uns einmal in meinem Hause aus, Battista, die Damen sind jetzt ermüdet, erwiederte Nordheim, ohnerachtet die Gräfin bat, den Kindern die Freude nicht zu verderben. Als sich der Kleine entfernt hatte, sagte uns Nordheim, er habe Battistas Gesuch aus Schonung für die Mutter abgewiesen, die durch sonderbare Schicksale verstimmt, das Anschaun jedes Fremden fliehe, oder nur zuweilen aus Gefälligkeit, mit schmerzlichen innrem Kampf aushalte. Die Schwester eilte mit ihren Veilchen herbei, Battista nahm ihr den einen Strauß ab, und überreichte ihn mir

mit einer natürlichen Feinheit, während seine Schwester den ihren der Gräfin gab. Nordheim reichte ihr seine Hand zum Abschied, die sie mit Heftigkeit an ihre Lippen drückte. Die Mutter sahen wir nur auf einen Blick durchs Fenster, ein edler ausdruckvoller Kopf einer hinwelkenden Schönheit. Sie bevölkern ihren englischen Garten mit lebendigen Bewohnern, sagte die Gräfin, und das ist freilich interessanter, als die ausgestopften Einsiedler, welche man jetzt überall findet, und die leeren Bauernhäuser, die ein wohlwollendes Herz, nur mit den Gedanken ansehen kann, hier sollten glückliche Menschen wohnen!

Es ist vielleicht mehr Zufall als Plan in diesen Anlagen, erwiederte Nordheim lächlend. Wenn es unser Genius gut mit uns meint, so hält er uns eine Pflicht vor, indem wir eben eine Thorheit begehen wollten. Sie haben es errathen, der Plan war schon gemacht, dieses Thal zum Park umzuschaffen, das eine Haus sollte eine Gothische Kapelle, und das andere ein Griechischer Tempel werden. Ein Freund mit dem ich seit vielen Jahren in inniger Vertraulichkeit lebte, empfahl mir auf seinem Sterbebette eine Sängerin, die er unterhalten hatte, und die bei der Geburth seines zweiten Kindes, durch eine heftige Krankheit ihre sehr schöne Stimme verlohren hatte. Sie und ihre Kinder wurden hülflos durch den Tod meines Freundes, und ich ließ meine Gothische Kapelle zum einfachen Wohnhauß für sie einrichten. Die Kinder wuchsen heran, verriethen Talent, und ich war eben um ihre Erziehung verlegen, da ich sie ungern von der Mutter tren-

nen wollte, als eines Morgens ein alter Hofmeister von mir ankam, der mir in meiner Jugend einen wichtigen Dienst geleistet hatte, und sich jetzt nach vielen vergeblichen Kämpfen mit dem Schicksal nach einem Zufluchtsort umsah. Er besizt mannichfaltige und gründliche Kenntnisse und eine gute Art sie mitzutheilen. Er soll deinen griechischen Tempel bewohnen, dachte ich, bot ihm einen kleinen Jahrgehalt an, den er mit Vergnügen annahm, und von dem er bei seiner ächt philosophischen Simplicität, und in der grösten Unabhängigkeit, sehr glücklich lebt. Die Kinder sind ihm lieb geworden, und er verwendet sich mit Treue und Fleiß auf ihre Bildung. Mir ist wohl, auf dem kleinen Plätzchen einen Zirkel ruhig lebender Menschen vereint zu sehen; und wenn ich hier bin, verlebe ich manchen vergnügten Abend unter ihnen.

Ein bequemer Weg mit Bäumen besetzt, führte von der einen Seite über den Felsenrücken bis an eine Zugbrücke. Mannichfache anmuthige Anlagen schmückten den Fels, und nur von einer Seite war er ganz unangebaut, und neigte seine formlosen Massen, zwischen denen wildes Gesträuch hervorwuchs, drohend über den Fluß. Wir giengen über die Zugbrücke in den geräumigen Hof, um das Innere des Gebäudes zu sehen. Die Thore waren mit zwei Wappen geschmückt, und alle Verzierungen waren im alten Geschmack in Stein, rein gezeichnet und gearbeitet, und auf das beste unterhalten.

Ich habe mich sehr gehütet, sagte Nordheim, den alten Charakter dieses Gebäudes durch modernes Flickwerk

zu verfälschen. Mir dünket oft, die Sprache der alten Zeit in diesen fest gewölbten Hallen zu vernehmen. Aus der glatten, neuern Welt, flüchte ich mich gern in diese rauhen Mauern, wo lauter feste und starke, wenn gleich etwas grelle Formen, mich umgeben. Wir giengen durch einen großen Saal, dessen Hauptverzierung aus Familienportraits in Lebensgröße bestand, von denen die meisten durch gute Künstler gemahlt waren. Es war eine Reihe fester biderer Gesichter, in denen die Stärke der hervorstechendste Ausdruck war. Wappen und Titel standen zu ihren Füssen, und die mehresten hatten in den ersten Fürstenhäusern Deutschlands, ansehnliche Aemter begleitet, bis auf Nordheims Vater und Grosvater, die gar keine Titel hatten.

Die Gräfin bemerkte es, und Nordheim sagte lächelnd: die Talente zum HofGlück verlöschten hier in unserer Familie, oder die Verfassungen änderten sich, und foderten andere Talente, als die wir von unsern redlichen Vorfahren ererben konnten. Was sollten die stolzen ehrlichen Ritter bei den französischen Kabinetsfürsten? Und die braven und geistvollen verachteten den müßigen Hofdienst. Mein Grosvater merkte, wo der Wind der Zeit herwehte, und zog sich auf seine Güter zurück, nachdem er die Welt durch Reisen hatte kennen lernen. Er kaufte diese zwei Dörfer, die Sie hier längst des Flusses sehen, wieder an sich. Seit langen Jahren hatten sie der Familie zugehört und nur unter den letzten Besitzern giengen sie verlohren, weil diese lieber den großen Diener in der Stadt

ſpielten als den Herrn in ihrem Hauſe. Mein Grosvater war ein verſtändiger Landwirth und ein ſorgſamer Vater ſeiner Unterthanen.

Ununterbrochen arbeitete er daran, ſeinen Nachkommen ein unabhängiges Vermögen zu verſchaffen, und da ſeine Vorfahren oft wenig an die Nachkommen gedacht hatten, ſo mußte er oft zu ſeiner Unbequemlichkeit an ſie denken. Er hatte große Neigung zur Pracht, ſein Geſchmack hatte ſich in den Hauptſtädten Europens ausgebildet, aber er ordnete alle Liebhabereien den Grundſätzen einer weiſen Sparſamkeit unter. Er lebte bequem, aber ſehr einfach und verbannte allen Luxus, der nur der Meinung fröhnt, ohne einen reellen Lebensgenuß zu verſchaffen. Seine Freunde waren ihm alle Tage an ſeiner Tafel willkommen, aber nie wurde dieſe mit Ueberfluß beſetzt. Jeden Fremden war wohl in ſeinem Hauſe; weil er allen Zwang des eitlen Scheins abgeworfen hatte, ſtöhrte ſelten etwas ſeine gute Laune, und ich entſinne mich noch, daß ich mich als Kind immer in des Grosvaters Hauſe frey fühlte, wie ein Vogel, den man des Käfigs entlaſſen hat.

Mein Vater lebte auch in demſelben Sinne wie mein Grosvater und hielt ſich nur oft in S* auf, weil er mit dem Fürſten in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtand. Und ſollte ein ſo biederes blühendes Geſchlecht verlöſchen, liebſter Freund! ſagte die Gräfin indem ſie ihre Hand auf Nordheims Arm legte. Möchte ein edler Sohn, fuhr ſie fort — aber ihre Stimme bebte und verlöſchte, eine ſon-

derbare Bewegung war in ihrem ganzen Wesen sichtbar, ihre Wangen glühten und in ihren Augen zitterten Thränen. Nordheims Blicke fielen auf mich, wie in jenem Moment in Hohenfels, als er meinem Vater sagte: mir fehlt auch nur eines und sie könnten mir's vielleicht geben! Er nahm die Hand der Gräfin und die meine zusammen und sagte: überlassen wir das der Zukunft, meine Besten! Die Bewegung der Gräfin stieg immer höher, und Nordheim führte mich gegen die andere Seite des Saals, als wollte er ihr Zeit lassen sich zu sammeln. Unsere Agnes muß auch meine Eltermutter kennen lernen, sagte er. Scheinen Sie nicht sanfte stillthätige Seelen gewesen zu seyn, deren Blick gewohnt sich in einen engen Zirkel zu beschränken, tief und scharf auf das ihnen zu nächst liegende sieht?

Das Blumensträus'chen in ihrer Hand, oder der goldene Trauring an ihrem Finger, scheint ihre Gedanken zu beschäftigen, und eine süsse Erinnerung ihres Brauttages vor ihrer reinen Fantasie zu schweben. Die Grosmutter blickt schon freier um sich her, aber ein edles Selbstgefühl thronet auf der offnen Stirn. Auch war sie ein braves, kluges Weib, das während der Minderjährigkeit meines Vaters die Güter beinahe ohne männliche Beihülfe einige Jahre hindurch ganz nach dem Sinn ihres Mannes verwaltete. Alles hatte Gedeihen und glücklichen Fortgang unter ihrer Aufsicht.

Meine Mutter fehlt hier, Sie werden sie in meinem Zimmer sehen, ich bin gerne unter ihren Augen. Auch sie

hatte, wie wir es unbilligerweise ausdrücken, einen männlichen Geist. Die schöne Fähigkeit des weiblichen Gemüths, in einer neuen fremden Lage, gleichsam in seinem Innern ein neues Ressort aufzufinden, sollte von uns mehr als eine dem Geschlecht innwohnende Kraft angesehen werden, anstatt daß wir sie nur für eine Ausnahme anerkennen wollen. Wir sind um so unbilliger in diesem Urtheil, da wir positive Vortheile gegen die Frauen haben und mit manchern Federn geschmückt sind, die wir am Ende doch nur unsern stärkern Klauen verdanken. Die Vortheile einer frühern wissenschaftlichen Bildung und mannichfacher Lebensverhältnisse mußten für Kraft des Characters, für Besonnenheit in schweren Lagen auf unserer Seite entscheidend seyn, wenn nicht wirklich zuweilen ein innrer Reichthum der Natur die Weiber entschädigte. Aber nicht alle hat die Natur so begünstigt; wenige nur widerstehen durch eine glückliche Anlage der Gewalt, welche eine falsche Erziehung schon von der frühesten Jugend an ihnen ausübt. Die Unwissenheit und Characterlosigkeit, zu denen sie meistens ihre Verhältnisse verdammen, tragen die bittersten Früchte für ihr ganzes Leben, und wer hat diese zu genießen als wir selbst? Der Ruin vieler Familien entsteht größtentheils aus Schwachheit und Kurzsichtigkeit der Weiber. Störriger Eigensinn ist die Folge eines beschränkten Geistes, und existirt meist neben kindischer Furchtsamkeit. Die unterdrückte Natur rächt sich; wir sind die Betrogenen, weil wir es seyn wollen. Weil die meisten unter uns Stärke an den Weibern nicht zu tra-

gen und nicht zu lieben vermögen, so suchen sie nur die über alles gepriesene Sanftheit, und nehmen sie ohne Untersuchung hin. O wie ist die ächte Sanftmuth, die das Leben jedes dauernden Verhältnisses ist, so unverkennbar in der Grazie ihrer Aeuserungen! Glücklich wer sie besitzt und wer sie genießt. Nur von solchen Gemüthern haben wir Schonung zu erwarten, wenn sich die Erbsünde des Uebermuths in uns regt; ungebildete Seelen brauchen die rohen Naturwaffen gegen uns, Verschlagenheit und List.

Die Gräfin näherte sich uns, sie wünschte noch einen Gang durch die übrigen Zimmer zu machen. An beiden Seiten des Saals waren zwey runde Thürme durch wenige Verzierungen in sehr freundliche Zimmer verwandelt. Das eine diente zum Gesellschafts-Saal, das andere zur Bibliothek. Aus der Bibliothek gieng man in eine Reihe zierlich eingerichteter Zimmer, deren einige trefliche Kupferstich-Sammlungen und wenige, aber vorzügliche Gemählde enthielten. Zuletzt sah man sich in einer kleinen Rotunde, die das Licht von oben empfieng, und worinn Abgüße der vorzüglichsten Antiken aufgestellt waren. Zum erstenmal sah ich in solcher Vollkommenheit diese unsterblichen Werke, in denen der reinste Geist der Kunst ewig fortlebt.

Fräulein R* mit ihrer alten Tante und die beiden Albans kamen gegen Abend. Nordheim hatte sie eingeladen. Julius begrüßte mich mit seiner gewohnten Unbefangenheit, aber ein Blick Nordheims, der auf uns fiel, ließ mich in seinem Benehmen gegen mich etwas zu freies

finden. Aus Dankbarkeit für die zarte Sorgfalt mit der er mich gestern gepflegt hatte, zwang ich mich alle Zurückhaltung gegen ihn aus meinem Betragen zu verbannen. Mit Schmerz bemerkte ich, daß Nordheim mich und Julius bei allen Gelegenheiten zusammen zu bringen suchte, wie zwei Liebende deren zärtliches Verhältniß allgemein anerkannt ist. Er sprach viel mit Julius, bezeugte Gefallen an seinen Kenntnissen und an dem geistvollen Ausdruck, den er seinen sehr eigenthümlichen Vorstellungsarten zu geben wußte.

Welch schönes Leben erwartet uns, beste Agnes! sagte Elise, als wir uns auf unserm Zimmer allein befanden. Mehr als jemals hoffe ich mit meiner Agnes, eine Familie, ein Haus auszumachen. Julius ist hofnungsvoller seit gestern; seine Liebe ist treu und zart. Sie werden glücklich mit ihm seyn, so wie er und wir alle es unaussprechlich durch Sie seyn werden. Wenn ich könnte, Elise, wenn ich Julius lieben könnte, wie er es verdient! erwiederte ich — Wir sprachen oft darüber, sagte Elise nach einigem Nachdenken. Ihre Kälte bei allem was auf Liebe deutet, schien uns ein Phänomen in einem so weichen liebenden Herzen. Julius behauptet, Sie wären von zu reicher hoher Natur, um eine Leidenschaft zu haben, und diese Stille des Gemüths, die nicht aus Mangel an Kraft, sondern aus hoher Richtung derselben entstünde, würde sein Glück eher vermehren als vermindern. Ich glaube dennoch, fuhr sie lächlend fort, der Drache der Eifersucht würde diese goldene Früchte der Weisheit mit

immer offenen Augen bewachen. Ich verstehe Sie nicht Elise, versetzte ich etwas empfindlich.

Ich kenne das heilige Herz meiner Agnes, sagte Elise, und weiß, daß es unfähig ist, Vertrauen und Liebe zu beleidigen. Ich wäre der Glückseligkeit unsers Julius an Ihrer Seite gewiß. Es war ein Scherz unter uns, der zu dem gesagten Anlaß gab. Julius war diesen ganzen Abend hindurch sehr gespannt auf die Aufmerksamkeit und Achtung, die Nordheim für Sie bezeugte. Als Alban und ich es ihm im Scherz vorwarfen, sagte er: dieser wäre ein gefährlicher Nebenbuhler, oder vielmehr gegen einen Mann von solchen Vorzügen, finde gar keine Rivalität statt. Alban tröstete Julius mit dem allgemein bekannten Verhältniß Nordheims mit der Gräfin.

Und welches? fragte ich mit erzwungener Kälte.

Die Welt sagt, sie seyen heimlich verheurathet. Die Welt sagt freilich viel falsches, aber da die Gräfin schon seit zehen Jahren Wittwe ist, und während dieser Zeit mit Nordheim in der größten Vertraulichkeit lebte, auch seit dem Tod ihres Gemahls keinen andern Liebhaber hatte, so ist freilich hinlänglicher Grund zu dergleichen Vermuthungen vorhanden. Sie sind nicht wohl, liebes Mädchen, rief Elise lebhaft aus; Ihre Gesichtsfarbe wechselt so schnell! Oder hätte ich Sie durch meine Aeuserungen über die Gräfin beleidigt? Verzeihen Sie, aber Ihre Kälte gegen diese Dame, die mir oft auffiel, da sie wirklich sehr liebenswürdig ist, diese verleitete mich jetzt so treuherzig alles über sie herauszusagen.

Meine wechselnde Farbe hatte einen tiefern Grund, als meine gute Elise wähnte. Ich beruhigte sie, und sie überließ mich bald der Einsamkeit und meinen Betrachtungen.

Alle jene freundlichen Zauberfarben, mit denen die Liebe uns die Zukunft erhellt, verlöschten durch den Zweifel an Nordheims Neigung. Ich sah nur eine licht- und formlose Dämmerung vor mir, und die Mühe mich hindurch zu arbeiten, war das einzige was ich bestimmt erkannte. Das nöthigste für den Moment war mir, Julius aus seiner Täuschung zu reissen. Ich will ihm meine Liebe, und meinen Schmerz gestehen, und eine beinahe gleiche Lage wird uns in fester Freundschaft verbinden. Julius selbst, vielleicht durch seinen Zweifel über Nordheim angetrieben, bot mir den nächsten Morgen die Gelegenheit dazu.

Nach eingenommenem Frühstück zerstreute sich die Gesellschaft. Die Gräfin gieng auf ihr Zimmer, Nordheim in sein Kabinet, Elise gieng mit ihrem Freunde in dem großen Saal auf und ab, und ich blieb allein beim Clavier mit Julius. Er spielte mit großer Fertigkeit einige meiner Lieblings Sonaten, und sprach dann von seiner Liebe und seinen Wünschen, für immer mit mir vereinigt zu seyn.

Sein Gesicht war so rein, so gut, so bescheiden hoffend, daß ich ihm meine Hand, die er zwischen den seinigen hielt, nicht entziehen konnte — Ach, wenn Sie in meine Wünsche einstimmen könnten, beste Agnes, rief er aus, welche glückliche Familie würden wir ausmachen!

Mein Bruder und Elise, unsere besten nächsten Freunde, die so harmonisch mit uns denken und empfinden, würden vereint mit uns leben. Auch ihr Vater würde mit uns leben, nicht wahr? Alles Leere und Unbedeutende würden Sie aus meinem Leben verbannen. Ihr großer Sinn würde mich in allem meinem Wirken zum Schönsten und Edelsten leiten. Sie selbst sollten so frey, so sorgenlos leben, ganz nach der Wahrheit Ihrer schönen Natur. Könnten Sie nicht auch glücklich seyn, wenn wir alle es durch Sie sind? Ach Sie müßten es seyn! Sprechen Sie bestes Mädchen.

Das redliche Bemühen der gutmüthigen feinen Seele rührte mich innig, aber je zärter ich diese Seele empfand, je mehr fühlte ich, daß ich ihr nicht alles geben könnte, und nichts halbes geben dürfe.

O beste Agnes Sie sind bewegt, rief Julius. Reden Sie! — Aber Sie schweigen; o ich verstand Sie unrecht, ich habe Sie beleidigt! rief er schmerzlich aus, und verbarg sein Gesicht in seinen Händen. — Nein, beste Seele, sagte ich, nein, wie wäre es möglich! — Julius — wenn ich könnte — Ach wenn ich Sie so über alles lieben könnte, wie Sie es verdienen.

Ueber alles? meine Agnes, wie könnte ich das verlangen! Täuschen wir uns nicht, meine Beste, ein Herz wie das Ihrige, in dem sich so mannichfache Kräfte früh entwickelten, dieses kann keinen Mann über alles lieben.

Seyn Sie mir nur gut; lassen Sie mich Sie so glücklich machen, als ich kann. Ihr Gutseyn ist tausendmal

mehr, ist inniger, zärter, als das was andere Frauen Liebe nennen.

Es war ein entscheidender Augenblick; das schwankende, vielleicht einzig in meiner Einbildung gewebte Verhältniß mit Nordheim, schwebte mir vor, Julius reine zarte Liebe drang zu meinem Herzen, ich drückte seine Hand fester, und mein thränenschweres Auge verbarg sich an seinen Arm. Ein Geräusch unterbrach uns, ich erhob meine Augen. Nordheim stand unter der Thüre, aber zog sich augenblicklich zurück. Werde ich nicht das Bild dieses einzig Liebenswürdigen immer mit verlangender Sehnsucht umfassen, selbst an Julius treuem Herzen? Diese Frage bewegte meine ganze Seele. Meine Lippen zitterten, und ich hatte keine Worte, so wie keine klare Empfindung.

Julius saß mit dem Rücken gegen die Thüre, und hatte Nordheim nicht gesehen, er wähnte Liebe für ihn, bewege mein Herz so heftig. O beste Agnes fuhr er fort, nur ein holdes Wort von Ihren Lippen, welches die süßen Ahnungen, die ich aus diesem Schweigen nehme, zur Hofnung erhebt! Nie sah ich Sie so bewegt — ists für mich? — Ja es ist ein sanftes Neigen Ihrer Seele gegen die meine.

Der Wahn, in dem Julius meine verwirrte Empfindungen zu seinem Vortheil auslegte, war mir innig schmerzlich. Ich fühlte, daß ich ihm ganz wahr seyn, ihm mit Aufopferung aller Weiblichkeit den Zustand meines Gemüths rein darlegen müsse. Er hielt noch immer meine Hand, und sagte sanft: Warum wenden Sie Ihr liebes

Auge von mir? O Agnes können Sie mich lieben? — Liebte ich nicht schon, so könnte ichs, erwiederte ich mit weggewendetem Gesicht, während meine Hand die seine drückte. Ach Gott, rief er mit einem Ton des innigen Schmerzens. Nicht für mich! Nach einigen Momenten der lebhaftesten Bewegung, wo seine Brust einen tiefen Kummer zu verarbeiten schien, und sein Auge mit hervorstürzenden Thränen kämpfte, wendete er sich wieder gegen mich, indem er ausrief: Und doch für mich! Wer kann mir die zarte Neigung rauben, die mich belebt? Wer die innige treue Sorge, die mit meinem ganzen Daseyn verwebt ist? Fühlte ich nicht erst die ganze Tiefe meines Wesens, seit die Gewalt dieser Liebe deiner allbesiegenden Schönheit, alle Kräfte in mir aufregte! Ja für dich will ich leben, du sollst meine zärteste Sorge seyn, wie du meine süßeste Freude hättest werden können.

Sie sollen alles wissen, mein werther Freund, sagte ich ihm, meine Liebe, meinen Schmerz. Ach Julius! Warum mußte ein früherer Eindruck mein Herz für Ihre Neigung verschließen! — ein Eindruck, der mich schwerlich zur Glückseligkeit leiten wird.

Als mich Julius entschlossen sah, ihn zum Vertrauten zu machen, half er mir mit jener schonenden Feinheit ihm mein Geständniß abzulegen, welches die Gedanken erräth, bevor sie sich noch Worte gebildet haben. Da ich endlich Nordheims Nahmen aussprechen mußte, erschrak er, als hätte er etwas ganz unerwartetes vernommen.

Ihre Liebe, meine Agnes, wird mit Leiden verbun-

den seyn, sagte er. Die Hülfe der Freundschaft kann vielleicht den Kummer ihres Herzens erleichtern. Heilig gelobe ich, ihr Freund, und nur Ihr Freund zu seyn. Ich verspreche nicht wenig, aber ich will und werde es halten.

Wie werth war mir Julius in diesem Moment! Ich golobte mir selbst im Stillen sein Glück an meinem Herzen zu tragen, und ihm immer mit unverbrüchlicher Treue und Wahrheit zu begegnen.

Wir müssen jetzt zur Gesellschaft, sagte Julius, ich sehe, man versammelt sich im Garten. Wenn Sie nicht Mein werden können, beste Agnes, so muß ich künftig vorsichtiger in meinem Betragen seyn, um die Welt in keiner Täuschung über unser Verhältniß zu lassen. Verzeihen Sie, daß ich meine Empfindungen bis jetzt zu laut sprechen ließ, es soll nicht mehr geschehen. Nur wenn wir allein sind, werden Sie immer mein offenes, ganz von Ihnen erfülltes Herz auf meinen Lippen finden.

Die Gesellschaft war in einem kleinen Pavillon versammelt. Nordheim sah mich nur flüchtig an, als ich mich ihm näherte, gleich als wollte er meiner Verlegenheit schonen. Er begegnete mir mit derselben feinen Achtung als zuvor, aber doch hatte sich eine gewisse kalte Höflichkeit als eine fremde Farbe in sein Betragen gemischt, und die sanfte Vertraulichkeit war verschwunden. Mein Herz war gepreßt. Er schien mir unaussprechlich liebenswürdig. Selbst die Entfernung, welche er gegen mich beobachtete, deutete auf einen zärteren Antheil sei-

nes Herzens an mir, der durch die Situation, in welcher er mich mit Julius gefunden, nothwendig beleidigt werden mußte. Wie gern hätte ich meine ganze Seele offen vor ihm dargelegt! Battista und seine Schwester waren eingeladen, uns mit ihrer versprochenen Musik zu ergötzen. Beide waren zierlich gekleidet und die blühenden Gestalten voll jugendlichen Lebens, die unter einem Blüthenbaume saßen, und den Zauber ihrer einfachen herzlichen Melodien um sich her verbreiteten, theilten uns allen eine beinahe idealische Stimmung mit. Die Kinder spielten ein welsches Lied'chen, und das Mädchen legte den ganzen Sinn hinschmelzender Zärtlichkeit in die süsse Melodie. Unter dem Schatten der breiten Augenlieder und der langen Wimpern blizte zuweilen ein feuriger Blick hervor, immer traf er auf denselben Gegenstand, auf Nordheim.

Bravo Bettina! sagte Nordheim, indem er die Kleine bei der Hand faßte und die schwarzen Locken zurückschlug, die in der Gluth des Gesangs über ihre Stirne herabgefallen waren. Seit wann lehrte dich deine Mutter dieses Lied'chen?

Auf meine Bitte, erwiederte Bettina, lehrte sie michs vor einigen Tagen, da wir hörten, daß Sie zurückkommen würden.

Ich danke dir mein Kind! sagte Nordheim freundlich. Bettina drückte seine Hand an ihre Lippen und eilte hinweg.

Arme Bettina! rief die Gräfin aus, indem sie ihr mit einem traurigen Blick nachsah.

Warum beklagen Sie Bettina, liebe Gräfin? fragte Nordheim. Ich rechne selbst auf Ihre Güte, um dem anmuthsvollen kleinen Geschöpf ein glückliches Schicksal zu bereiten.

Ich dachte nicht an Bettina's äusere Lage, als ich sie beklagte, sagte die Gräfin. Aber wohl schmerzte es mich, das junge Gemüth schon in der vollen Gluth der Leidenschaft auflodern zu sehen, die sie mit so rührender Wahrheit in ihrem Gesang aushauchte. Nordheim erwiederte: Sollen wir den grossen Anlagen der Natur mistrauen, meine Freundin? An der Gluth der Leidenschaften reift das Edelste in uns. Gewiß mein Freund; sagte die Gräfin. Aber wenn ein hoher stolzer Baum vom Bliz zerschmettert vor unsern Augen hinstürzt, oder ein holdes Gemüth der Gewalt einer Leidenschaft unterliegend, in seinen besten Lebenskräften dahin stirbt, fühlt sich unser Herz nicht von allen Schmerzen der Zerstöhrung ergriffen? Zumal, setzte sie hinzu, wenn ein eigenes schmerzliches Schicksal uns das innere Daseyn des Wesens in seiner geheimsten Tiefe erkennen lehrt?

Die Damen giengen nach ihrem Zimmer, um sich anzukleiden, ich nahm Bettina mit mir. Das holde Geschöpf, voll Jugend und Leben, zog mich an sich, und die innigen wahren Laute der Natur in ihrer Neigung zu Nordheim trugen vielleicht nicht wenig bei, den Reiz zu vermehren, welchen ihr ganzes Wesen für mich hatte.

Anfänglich war sie still und verlegen, aber als sie fühlte, daß ich es wohl und treu mit ihr meynte, schwazte

sie lieblich und unbefangen über ihr häußliches Leben, ihre Beschäftigungen und Verhältnisse. Meine Mutter, sagte sie unter anderm, spricht davon, mich in der Stadt in einem guten Hause unterzubringen, wo ich dann vielleicht mit der Zeit einen braven Mann fände und so unserm Wohlthäter die Sorge für uns erleichtert würde. Es sey unbescheiden, sagt sie, ihn mit unsrer ganzen Existenz zu belästigen.

Ich fühle, daß sie Recht hat, aber .... Die arme Kleine brach in einen Strom von Thränen aus. Ich sprach ihr zu, ruhig zu seyn, Nordheim sey zu gütig, um sie zu irgend einen Schritt zu nöthigen, welcher nicht mit ihrer Neigung geschähe, er selbst würde es nicht zugeben, daß ihre Mutter sich der Freude, sie zu sehen, beraubte. Ach welchen Trost Sie mir geben! rief sie lebhaft aus, ihr schönes schwarzes Auge kehrte sich gen Himmel, sie legte ihre Arme übers Kreuz und drückte sie fest an ihre Brust. Mein ganzes Leben soll im Gebet für das Glück des edelsten liebenswürdigsten Mannes hinfliessen, fuhr sie fort, o ihm verdanke ich ja alles! Was kann ich sonst für ihn thun! Wär' ich wie mein Bruder, hätte ich Stärke in meinen Armen, um ein Roß zu bändigen, könnte ich schiessen und mit Waffen umgehen, dann wiche ich nie von seiner Seite, ich folgte ihm auf Reisen als Knappe, in allen Gefahren blieb ich bei ihm, und kein Unfall sollte ihm nahen, würd' er verwundet oder krank, dann wollte ich nicht von seinem Bett gehen, meine Mutter lehrte mich Wunden verbinden und Kranke

pflegen. Ach und wie vorsichtig wollte ich seyn! Niemand als ich sollte ihn anrühren und niemand sonst an seinem Bette wachen, damit der Schlaf durch keine unvorsichtige Bewegung von den lieben Augenliedern verscheucht würde.

Eine glühende Röthe überzog ihr Gesicht, sie fühlte erst jetzt, daß sie mir ihr innerstes Daseyn enthüllt hatte.

Die schönen Anlagen eines starker tiefer Eindrücken fähigen Gemüths, die sich so lieblich in ihre Rede entfalteten, flößten mir herzliche Zuneigung ein. Ich versprach ihr Liebe und Sorge für ihr künftiges Leben, und sie freute sich der Hofnung, mir oft schreiben zu dürfen.

Durch einen Boten aus der Stadt empfieng ich folgenden Brief: Eine Ihnen sehr werthe Person wünscht einige Zeilen von Ihrer Hand, vorzüglich wünscht sie eine Antwort auf die lezte Frage, die sie an Sie gethan, ehe die Glocke des Abschieds schlug. In der Stunde der Mitternacht werden Sie einen treuen Boten bereit finden. Gerade der kleinen Pforte, die in den Garten führt, gegenüber, wird er Sie an der Gartenhecke, so lang Sie noch in diesem Aufenthalt sind, alle Nächte hindurch erwarten. Warten Sie Zeit und Umstände wohl ab, bis sich der günstigste Augenblick zeigt.

Johannes Ch.

Ich eilte sogleich meiner Mutter zu schreiben, und benuzte jeden Moment des Tages dazu, wo ich mich unbemerkt von der Gesellschaft hinweg stehlen konnte. Auf die Frage: ob ich schon eine lebhaftere Neigung für ir-

gend einen Mann empfunden? sagte ich ihr: An eine geliebte Gestalt ist die Freude und die Hofnung meines Lebens in der Liebe geheftet, und trennt mich das Schicksal von dieser, so wünsche ich unverheurathet einzig für meine theure Mutter und meinen Vater in Hohenfels zu leben.

Nordheim erhielt einen unerwarteten Besuch des Prinzen, welcher sich wegen einer Zusammenkunft mit seiner Schwester, für einige Tage auf einem Lustschloß in der Gegend aufhielt.

Der Prinz verband eine schöne Gestalt mit einem einnehmenden Betragen. Durch seinen langen Aufenthalt in fremden Ländern hatten sich die scharfen Ecken abgeschliffen, welche Gewalt und Schmeicheley nothwendig in einem Charakter erzeugen. Sein Betragen war einfach und fein, doch zeigte es sich bey manchen kleinen Veranlassungen nur als erworbene Manier. Man näherte sich ihm ohne jenes Vertrauen zu empfinden, welches nur eine schöne Natur, nur eine wohlwollende Seele einzuflößen im Stand ist. Die Neigung des Prinzen für Nordheim äußerte sich lebhaft; man fühlte wie er nach seiner Achtung rang, und Beyfall oder Tadel in seinen Augen zu lesen strebte.

Während die Herren sich in den entfernteren Garten Anlagen umsahen, gieng die Gräfin auf ihr Zimmer, um hat mich sie zu begleiten. Sobald wir allein waren, sag sie: liebes Mädchen, unter Menschen, die sich nic fremdartig, vielmehr durch gleiche Liebe zum Schönen u Guten mit einander verschwistert sind, kommt früh od

spät ein Moment der innigeren Annäherung, wenn sich nicht feindselige Verhältnisse dazwischen legen. Ich wollte jenen Moment unter uns erwarten, denn es ist mit der Neigung wie mit gewissen Früchten, die, wenn sie auf den rechten Punkt der Reife gekommen sind, uns von selbst am schönsten zufallen. Das Gewebe sonderbarer Misverständnisse, welches zwischen uns zu entstehen droht, änderte meinen Entschluß. Ich fühle es, bestes Kind, meine geübtere Hand muß diese verworrne Fäden trennen, und unsern Gemüthern die schöne Lauterkeit und Klarheit erhalten, für die wir beyde gebohren sind. O Agnes, das Leben ist kurz, und wir verlieren den grösten Theil desselben, durch Misverständnisse. Nicht nur wünschte ich mir, jeden Vorwurf über dein Schicksal zu ersparen, holdes Kind, sondern vielmehr die süsse Beruhigung in der Seele zu tragen, daß ich ein liebenswürdiges Gemüth vor dem Unfrieden mit sich selbst bewahrte. Ich forsche nicht nach den Geheimnissen des Herzens, aber von mir nimm die Versicherung, daß ich Nordheim nie besitzen kann.

In ungünstigen Verhältnissen verblühte die Jugend meines Lebens — meines Herzens, ich rettete nur Trümmer, und diese können das volle Glück eines Mannes nicht machen, der selbst die schöne Grazie eines jugendlichen Empfindens bewahrte. Ich läugne es nicht, ich halte es für ein beneidenswerthes Loos, in der innigsten ruhigsten Verbindung mit dem liebenswürdigsten Manne zu leben — aber die Offenherzigkeit dieses Geständnisses kann

dir auch, wenn du und ich anders deſſen bedürfen ſollten, die Wahrheit meiner Zuſicherung verbürgen. Liebe Seele, ſagte ſie ſanft und zog mich an ihre Bruſt, bleibe dir ſelbſt klar, du haſt ihn geliebt, und wenn man ihn einmal geliebt hat — kann man ſein Herz von ihm wieder losreiſſen? Meine Lage war unglücklich und ſonderbar, und meine Gemüthsſtimmung wurde es auch. Der freie ſchöne Blick ins Leben gieng früh für mich verloren, ich habe meinem eigenen Herzen Schulden abzubüſſen, und nur in ſtrenger Wachſamkeit auf mich ſelbſt bewahre ich meinen innren Frieden. Mein Daſeyn iſt Kampf und Arbeit. Jezt genug, Liebe, verlaß mich, und glaube ſicher, daß ich deinem Glücke nicht im Wege ſtehe.

Ich ſank ſtumm in Amaliens Arme, ihre Worte hatten mein Innres ergriffen, und Achtung und Mitleid füllten meine Bruſt.

Mehr noch als ihre Worte, hatte ein unausſprechlicher Ausdruck des tiefen Leidens, der mir in ihren Zügen zum erſtenmal erſchien, meine Seele in inniger Neigung gegen ſie eröfnet. Unter der Herrſchaft der Weltſitte hatte ſie ſich gewöhnt, einen Schleier des leichten Muthes um ihren Gram zu ziehen, der in dieſem Augenblick der herzlichen Vertraulichkeit entfiel.

Arme Amalia! ſagte ich in dem tiefſten Herzen, aus welcher ſchmerzlichen Verwirrung ſich unſer Schickſal löſen ſoll, faſſe ich noch nicht!

Die Herrn kamen bald von ihrem Spaziergang zurück, und die Geſellſchaft verſammelte ſich zum Thee.

Der Prinz sprach mit Offenheit über seine gegenwärtigen und künftigen Verhältnisse. Ich hoffe, sagte er, in solch einem geistvollen Cirkel ein guter Mensch zu bleiben, und Erhohlung und Lebensgenuß nach erfülltem Beruf unter Ihnen zu finden. Ich hoffe, fuhr er fort, auch meine Schwester wird von Ihnen werth gefunden werden, das Vergnügen Ihrer Gesellschaft zu theilen. Sie ist ein gutes liebenswürdiges Geschöpf, und mein Hof wird, durch die Grazien ihres Umgangs belebt, eine lieblichere Gestalt gewinnen. Er zeigte der Gräfin ein Portrait der Prinzessin und hernach auch Elisen und mir. Mit welcher Gewalt ergriffen mich diese Züge! Eine dunkle Rückerinnerung an die Gestalt meiner Mutter erwachte in meiner Seele — ich bebte, erröthete, und verbarg meine Bewegung nur mit der größten Anstrengung vor den Augen der Gesellschaft. Der Prinz, welcher mir am nächsten stand, suchte mich mit seinem forschenden Blick zu durchschauen. Solche sanfte liebliche Formen, wie auf diesem Bildniß der Prinzessin, dichtete sich meine Fantasie zu dem zarten feurigen Blick meiner Mutter, der mir immer vor der Seele schwebte, so wie die reinen Verhältnisse ihrer Gestalt.

Nordheim gab bey seiner jedesmaligen Ankunft den Landleuten ein kleines Fest. Dieser Abend war dazu bestimmt, und der Prinz wünschte ein Zuschauer zu seyn. In der Mitte des Dorfes war ein Rasenplaz für die Tänzer, hohe Linden überschatteten ihn, an beyden Seiten waren Tische mit Speisen und Getränken bereitet, und

ringsherum Bänke für die Zuschauer. Die frohlichen selbstgenugsamen Gesichter der Eltern und die starke markige Jugend, die sich gleichsam der Fülle ihrer Kräfte im raschen Tanz entlastete; alles zeugte von einem sichern ruhigen Wohlstand. Das bescheidne Betragen des grösern Theils und seine Mäßigkeit in der Freude, bewieß, daß diese Göttin hier keine seltene Erscheinung seye. Wir mischten uns in den kunstlosen Tanz. Nordheim bot mir die Hand, in welchen süßen einzigen Klang der Liebe löste sich gleichsam mein ganzes Wesen auf, als ich von seinen Armen umschlossen, unter dem klaren weiten Himmel dahin flog! Als der Schwindel des Tanzes meine Sinnen ergrif, und Bäume und Menschen um mich her anfiengen sich zu drehen und zu schwanken, dann war mirs nicht anders als trügen uns die lauen lieblichen Frühlingslüfte empor ins gränzenlose Blau des Himmels, wo irgend eine schöne Insel sich niedersenken und uns aufnehmen werde. Ich bebte als wir aufhörten zu drehen, er sezte sich neben mich, Himmel, Luft und Menschen, alles war so heilig und liebevoll um mich her, und sein Blick so voll göttlicher Reinheit auf mich gerichtet. Keine Spur des Bedürfnisses oder Verlangens war in der lieblichen Klarheit dieses Auges, aber ein Strahl des reinen Wohlwollens, der tragenden und schüzenden Liebe durchdrang mein Wesen mit seiner heiligen Gewalt.

Julius näherte sich uns, und er stieg auf, um ihm Plaz zu machen. Ein Schatten der Trauer schien über das himmlische Bild zu schweben, während sein Blick mit ei-

nem Ausdruck süsser Neigung sich von mir losriß, als wollte er mir sagen: „und du willst nicht die Freude dei„nes Lebens an meinem Herzen suchen?" Mir dünkte, ich könne dem Drang meines Herzens nicht mehr widerstehen, müßte dem Geliebten nacheilen, und ihm sagen: „du bist „meine süsseste heiligste Liebe!" Als ich mich durch Schaam und Anstand gebunden fühlte, zuckte ein verwundender Schmerz gleich einem schneidenden Stahl durch meinen Busen.

Ich mußte mit dem Prinzen walzen, und es war mir erwünscht, meine Gefühle im Tanz zu zerstreuen, wenigstens zu verbergen. Ich gerieth in eine andere Verlegenheit. Als wir einigemal rasch um die Linden herum geflogen waren, und in dem Zirkel der Tänzer nun langsam mit fortgiengen, faßte der Prinz meine Hand, die in der seinen lag, fester, und sagte: darf ich eine Frage an Sie thun, liebes Mädchen? Woher entstand die sonderbare Bewegung, mit welcher Sie heute das Portrait meiner Schwester betrachteten?

Ich war in quälender Verlegenheit, und suchte vergebens nach einer passenden Antwort.

Der Prinz fühlte es, und fuhr fort: Ich schweige, meine Beste, ich habe Ihr Vertrauen noch nicht verdient, und war unbescheiden mit meiner Zudränglichkeit. Verzeihen Sie, ich hoffe wir lernen uns besser kennen.

In Wahrheit, Gnädigster Herr, sagte ich etwas gefaßt, es gibt so manche Dinge, die wichtig für ein Mädchen wie mich sind, und die nur Kleinigkeiten für Sie seyn

könnten, daß ich mich schämen würde Sie damit zu belästigen.

Alles, was in so einem holden guten Herzen vorgeht, wird nie unbedeutend für mich seyn, sagte der Prinz lebhaft. Glücklich wäre der Bruder, wenn der zarte Antheil, welchen Sie der Schwester schenkten, auch auf eine günstige Stimmung für ihn deutete!

Wir wurden aufs neue in den Wirbel des Tanzes mit fortgerissen, und ich konnte nichts antworten. Ich fühlte, daß er meine Bewegung beym Anblick des Bildes für sich auslegte. Durch meine einfache Erziehung, und durch frühe ernste Geistes-Beschäftigungen war ich beynahe ganz unbekannt mit dem System der weiblichen Eroberungssucht geblieben, und der Ausdruck des Wohlwollens für Männer und Weiber hatte bey mir dieselbe Farbe, um so mehr seit meine zärtliche Neigung ausschließend für einen Einzigen sprach.

Ich dachte mir also keinen andern Sinn in den Worten des Prinzen, als daß er mir wohl wolle, und meine Freundschaft wünsche.

Während des Tanzes fiel mir die große Aehnlichkeit seiner eignen Züge mit dem Bildnis seiner Schwester erst recht auf, und das Andenken meiner geliebten Mutter, welches sich auf eine sonderbare geheimnisvolle Art mit jenem Bildnis verwebt hatte, gab meinem ganzen Wesen eine Stimmung zur Zärtlichkeit, welche den Prinzen in seinem Irrthum unterhielt. Er schloß mich während des Tanzes fest an seine Brust, seine Augen, und sein ganz

zes Betragen verriethen eine Gluth der aufgeregten Sinne, die mich scheu und verschlossen machte, und mein Gemüth endlich in Widerwillen von ihm abwendete.

Das Nachtessen wurde in einer Laube von frischen Tannenzweigen aufgetragen, welche zierlich erleuchtet war. Die Tafel war mit den schönsten Blumen des Frühjahrs geschmückt. Der Abend war lieblich. In dem ganzen Ton des kleinen Festes herrschte eine schöne Einfalt. Die ländliche Musik, oft von den frohen Jubeltönen kunstloser Freude begleitet, stimmte das Herz zu reiner Fröhlichkeit, weil es rings um sich her mitgenießende Wesen wahrnahm.

In allen Anordnungen fand ich das wohlwollende Herz meines Geliebten. Er selbst war nicht heiter. Der Prinz gieng den ganzen Abend hindurch nicht von meiner Seite, und mir dünkte Nordheim vermied, sich uns zu nähern, aber er beobachtete mich von fern, und selten wenn meine Augen ihn suchten, fehlte mir sein lieber Blick.

Auch Julius war still und traurig. Ich konnte in dieser Situation nicht ruhig bleiben. Die leiseste schmerzliche Empfindung, die meine Freunde durch mein Betragen erfahren konnten, fiel auf mein eignes Herz zurück.

Mit Vergnügen sah ich die Pferde des Prinzen vorführen. Die Gräfin und die ganze Gesellschaft mußten dem Prinzen versprechen, in den nächsten Tagen in D. gegenwärtig zu seyn, um ihm die Langeweile des Hofes erträglich zu machen. Beym Abschied führte er mich, so sehr es der Anstand litt, bey Seite, und flüsterte mir ins Ohr: Wenden Sie sich nicht von mir, süsses Mädchen,

und verzeihen Sie es meiner angebohrnen Raschheit, wenn ich die schöne Blüthe im Sturm zu erobern wähnte, die, ich fühl es, nur durch süße Sorge und Treue zu gewinnen ist.

Es war eine schöne Mondhelle Nacht, die Herrn begleiteten den Prinzen. Nach einem kleinen Spaziergang mit Elisen und Bettinen, den ich dazu anwendete um die von Charles bestimmte Gartenhecke genau zu bemerken, eilten wir in unsere Zimmer. Als ich Bettina gute Nacht gab, sagte sie mit einem sanft schwärmenden Ton: zum erstenmal sieht mich der Mond und die Sterne als deine Freundin und sie sollen mich immer so sehen, so lang ich unter ihrem glänzenden Angesicht wandle! Die Neigung des guten Geschöpfes hatte ganz das Mädchenhaftscheue und Geheimnisvolle der ersten Liebe. Ein heftiges, lang verhaltenes Gefühl ihres Wesens fand auf einmal in der Freundschaft für mich einen Ausdruck, in welchem es die ganze Kraft seines ahnungsvollen Verlangens auszuhauchen vermochte.

Unter dem Vorwand, daß ich sehr ermüdet wäre, und mich schlafen zu legen wünsche, hatte ich Elisen aus meinem Zimmer entfernt, um mich zu meiner nächtlichen Wanderschaft vorzubereiten. Die Herrn waren gegen eilf Uhr zurückgekommen, im ganzen Schloß herrschte tiefe Stille, und ich erwartete die Stunde der Mitternacht, um in den Garten zu eilen.

Unter allen Szenen des vergangenen Tages hatte die Erklärung der Gräfin am tiefsten auf mich gewirkt. Die

erste Jugendliebe will ein Ganzes besitzen, wie sie ein Ganzes giebt; sie versteht es nicht, sich mit Verhältnissen abzufinden, die nur einen einseitigen Genuß gewähren. Die Liebe der Gräfin für Nordheim, das Mitleid für sie, und die Unfähigkeit meines Gemüths, durch den Verlust eines andern zu genießen, dieses alles brachte mich in eine verwirrtere Stimmung, als ich noch je gekannt hatte. Das ununterbrochene Zusammenseyn mit Nordheim nährte auf der andern Seite die Lebhaftigkeit meiner Neigung. Die Liebenswürdigkeit seines Wesens zeigte sich in jeder veränderten Stellung der äussern Lage, in immer neuer Grazie, und mein ganzes Daseyn war Liebe für ihn.

Als die Glocke zwölf schlug, nahm ich eine kleine Handlaterne und eilte zu der bestimmten Gartenhecke. Ich hatte meine Gestalt so sehr als möglich verhüllt, und hoffte unerkannt zu bleiben, im Fall mir jemand begegnen sollte. Mit Mühe fand ich durch die verworrene Gänge des alten Gebäudes den Weg zur Gartenthüre. Charles erwartete mich schon, nahm meinen Brief in Empfang, und verließ mich schnell, weil er befürchtete überrascht zu werden. Dringend empfahl er mir noch beym Abschied die grösste Vorsichtigkeit im Namen meiner Mutter. Der leiseste Verdacht auf unser Verhältniß, sagte er, könnte uns aller Freuden der Zukunft berauben, und meine Mutter selbst lege sich die schmerzliche Trennung von mir auf, um unserer künftigen Zufriedenheit willen. Beym Rückwege durch den Garten verlöschte der Wind mein Licht. Mühsam schlich ich mich durch die unerleuchteten Gänge, und

suchte die Treppe, welche zu meinem Zimmer führte. Ich half mir mit den Händen an einer Wand fort, und glaubte am Ende der Gallerie die Treppe zu finden. Ich fühlte daß ich an mehreren Thüren vorbey kam, und die Furcht mich durch irgend ein Geräusch zu verrathen, brachte mich zu die peinlichste Lage. Innerhalb der Zimmer vernahm ich jedoch keine Bewegungen, und tröstete mich mit dem Gedanken sie seyen unbewohnt, oder ihre Bewohner liegen im tiefen Schlafe. Eben schlich ich an einer Thüre vorbey, als sie sich heftig gegen mich öfnete und mich zu Boden schlug. Der Schrecken des Falles und der gefürchteten Entdeckung nahmen mir die Besinnungskraft. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich auf einem Lehnsessel, und Julius mit einem Licht in der Hand, neben mir stehend.

Wie ist Ihnen meine Agnes? fragte er besorgt — O, daß ich die Thüre so ungestüm öfnen mußte! Aber wer konnte auch denken, Sie hier zu finden! Die Furcht in Julius Zimmer angetroffen zu werden, gab mir schnell meine Kräfte wieder. Ich verirrte mich . . . es war ein Irrthum . . . stammelte ich, verlegen und ungeschickt, zündete meine Laterne an, und eilte mich zu entfernen. Lassen Sie mich Sie nur die Treppe hinauf begleiten, ich fürchte Sie haben durch den Fall gelitten, sagte Julius. Zum erstenmal sah ich in seinem so reinen liebenden Blick eine Spur des Mistrauens, und fürchtete meine Weigerungen möchten eine noch schlimmere Wirkung auf ihn haben. Ich duldete also schweigend seine Begleitung, weil die Furcht einen Freund zu beleidigen, alle andern Rück-

sichten verdrängte. Eilen Sie Julius, ich beschwöre Sie, bat ich, daß wir nicht gesehen werden.

Mein geheimnisvolles Wesen schien ihm unbegreiflich, doch erfüllte er meine Bitte, ließ sein Licht zurück und faßte mich unter dem Arm, mich zu unterstützen. Kaum waren wir einige Schritte von Julius Zimmer entfernt, als Nordheim dicht vor uns stand. Er war die Treppe heraufgekommen, und es war unmöglich ihm auszuweichen, er hielt ein Licht, trat ein paar Schritte zurück als er mich erblickte, und nie erschütterte ein Blick so meine Seele als der seine in diesem Moment. Gern wäre ich zu seinen Füssen gesunken, aber weibliche Verlegenheit hielt mich starr und bewegungslos am Boden gekettet.

Die Furcht verkannt zu werden, und Stolz der es seiner unwerth fand, sich zu entschuldigen, fesselten alle meine Gedanken und Bewegungen. Ich hatte in diesem Moment eine Ahnung des Zustandes jener Wesen aus der Fabelwelt, die ihre Lebenskraft in einer Felsenmasse erstarren fühlen.

Nordheim hatte schnell seine Besonnenheit wieder, gieng an mir vorbey, als bemerkte er mich gar nicht, und sagte zu Julius: Erlauben Sie mir einen Augenblick in Ihrem Zimmer zu verweilen. Es geschieht um Ihnen die Freiheit zu lassen mit dieser Dame durch mein Kabinet zu gehen, aus welchem Sie sogleich auf den grossen Saal kommen, und schneller und unbemerkter zu ihrem Zimmer gelangen können. Verweilen Sie nur wenige Minuten in

meinem Kabinet, um meinem Kammerdiener nicht auf der Gallerie zu begegnen.

Ich war auf das schmerzlichste bewegt, und konnte Nordheim nichts sagen; er war eilends in Julius Zimmer gegangen und hatte die Thüre hinter sich zugemacht. Lassen Sie mich allein gehen! rief ich schmerzlich. Ach Julius lassen Sie mich, wie kann ich solche Kränkungen ertragen! — Julius selbst schien verwirrt und nachdenklich, aber seine zarte Liebe verläugnete sich keinen Augenblick.

Ich verlasse Sie, sagte er sanft, weil Sie es wollen. Beruhigen Sie sich, beste Agnes, Nordheim soll in keinem Zweifel über Sie bleiben. Seyn Sie ruhig und geniessen des Schlafes. Er drückte meinem Arm sanft an seine Brust, und küßte meine Locken, die über das Gewand zerstreut lagen. Ich eilte davon, so sehr es mir der Schmerz an meinem Fuß erlaubte, der durch den Fall gelitten hatte. Ich war in Nordheims Kabinet, Liebe durchdrang mein ganzes Wesen, goldne Bilder webten sich vor meinen Sinn. Hier wird er ruhen, sagte ich mir. Eine Lampe braunte, mir dünkte die Harmonien unsichtbarer Genien um seine Lagerstatt zu vernehmen — O möchte ihm ein Traum das reine unentweihte Bild der armen Agnes zeigen! Mit Gewalt mußte ich mich dieser Zauberluft entreissen, sie hatte mit einer freundlichen Magie alle Verwirrung in meinem Busen aufgelöst, die in der Einsamkeit meines Zimmers aufs neue erwachte, und den Schlaf von meinen Sinnen verscheuchte.

Ich habe die Achtung des edelsten, geliebten Mannes verlohren, er muß mich für ein leichtsinniges Geschöpf halten, das sich selbst vergessend, die zarten Verhältnisse überschreitet ... das von Leidenschaft hingerissen ... ich wagte es nicht auszudenken, nicht mich selbst anzuschauen mit diesen quälenden Vorstellungen.

Wird nicht jede Ausrede, die ich nehmen könnte, Nordheimen auch nur eine Ausrede dünken? und muß ich nicht die Wahrheit verschweigen, muß ein Opfer der unglücklichen Stellung der Umstände werden, die die Reinheit meines Charakters in seinen Augen beflecken!

Es wird eine Zeit kommen, sagte mir ein milder tröstender Genius, wo du dein Innres entschleyern darfst, wo du von jedem Schatten des Verdachtes gereinigt, vor Nordheim erscheinen wirst.

Die glückliche Spannkraft des Gemüths in der Jugend, wo das volle rege Leben der Einbildungskraft die Bilder der Zukunft mit der Gegenwart leicht und vielfach vermischt, half mir jenen bittern Schmerz, von meinem Geliebten verkannt zu seyn, nicht besiegen, aber wohl ertragen. Gleichwohl fühlte ich, es seye etwas in meiner innern Existenz zerrissen, da ich die erste Ungerechtigkeit des Schicksals erfuhr, indem ich unschuldig litt. Ich scheute mich, mich selbst anzusehen, als der Tag anbrach, mein unbefangenes frohes Daseyn fand ich nicht wieder, aber eine Kraft zu leiden durchdrang meinen Busen, die ich noch nicht geahnet hatte. Ich schien mir um zehn Jahre älter an Erfahrung und ein concentrirte-

res Daseyn schien mein Wesen auf der einen Seite zu umschränken, auf der andern es in seinem Innern fester und sicherer zu gründen.

Elise kam zu mir zum Frühstück, aber ihre Augen, sonst so lieb und traulich, schienen mir von meinem eigenen Mistrauen gefärbt, nur forschend, sogar beleidigend.

Ach so gewiß entflieht die Liebe mit der Unschuld, da sie schon vor einem täuschenden Schatten der Schuld entweicht! Ich schüzte Geschäfte vor, um allein zu bleiben, und las in einem meiner Lieblingsschriftsteller. Es war mir beruhigend, mich in die Gedankenwelt zu flüchten, da die Welt der Empfindungen mein Herz so tief verwundete! Die ruhige Geschäftigkeit unsrer Denkkraft ist dem leidenden Gemüthe, was ein stärkendes Bad dem ermüdeten Körper ist. Ein labender Quell spühlet alles Beängstigende aus unsern Vorstellungen hinweg, und wir empfangen uns selbst unbewußt, mit dieser Stärkung des geistigen Vermögens, auch eine freyere Ansicht unserer äusern Lebensverhältnisse.

Elise kam nach einigen Stunden mit verweinten Augen in mein Zimmer. Sie schloß mich mit ungewohnter Heftigkeit in ihre Arme, und rief mit einem süssen Ausdruck der Liebe und Unschuld aus: Nein, das wird mir Niemand auf der Welt überreden, daß meine Agnes so fehlen kann! Guter lieber Engel, sagte sie, indem sie ihre Hand sanft an meine Wangen legte, du dich verstellen können, du unwahr und falsch seyn! Aber welche fatalen Umstände zwangen dich — Was redest du, liebes

Mädchen, fragte ich bewegt, wer beschuldigt mich der Falschheit? — Ich sollte dir schweigen, mußte selbst meinem Alban versprechen, daß ich es wollte, fuhr sie fort, aber ich vermag es nicht, und ich will es nicht vermögen! Als ich von dir gieng, wollte ich auf den Balkon im grossen Saal der Morgenluft geniessen, und fand die beyden Albans im heftigen Wortwechsel auf und abgehen. Beyde grüßten mich mit so verstörten Gesichtern, daß ich meinen Alban fragte, was geschehen sey.

Wir streiten über Agnes, sagte er mir, und ihre sonderbare geheimnisvolle Aufführung — Die wir, eben weil sie geheimnisvoll ist, nicht tadlen können, erwiederte Julius — Aber die wir auch nicht ehren sollen, bis wir sie kennen, sagte mein Alban mit grosser Heftigkeit, nicht mit einem unauflöslichen Band in unsere eignen Verhältnisse verflechten und zu unserer eignen Schande machen müssen — Bruder, nur du darfst mir dieses ungestraft sagen, rief Julius, und verbiß seinen glühenden Unmuth. Ich bat um Erläuterung über den Anlaß zu diesem Streit, und Julius erzählte mir den Vorfall der gestrigen Nacht. Und bemerken Sie, Elise, sagte mein Alban, daß ich um dieselbige Stunde aus meinen Fenstern, die auf den Garten gehen, eine vermummte weibliche Gestalt durch denselben hereinkommen sah, die ihr Licht auslöschte, als sie sich dem Schloß näherte. Wenige Minuten nach ihr kam aus einem kleinen Pavillon am Ende des Gartens Herr von Nordheim, den ich ganz deutlich erkennen konnte, weil er ein Licht trug.

Erzähle nun weiter, Nordheims Anmuthung — Das ist alles nichts beweisend, fiel Julius ein, gegen Personen, für die man langverdiente Achtung hegte — Das ist der Fall bey Agnes, aber Nordheim kennen wir persönlich seit wenigen Tagen, und können über seine Sitten nicht urtheilen, fiel Alban ein. Männer von so entschiedenen Verdiensten haben eine Toleranz vom Publikum zu erwarten, die sie selten vergessen in Anschlag zu nehmen. Ueber das Betragen gegen die Weiber herrschen sehr schwankende Maximen in der Welt, und daß Nordheim nicht unter diejenigen gehört, die sich streng an die einmal eingeführte Regel binden, das zeigt er durch sein Verhältniß mit der Gräfin. Er ist zartfühlend, und das Mitleid für ein liebenswürdiges Mädchen wie Agnes, könnte ihn leicht bewegen, sie auf deine Unkosten aus einer Verlegenheit zu ziehen, da er deine Liebe für sie kennt. Undenkbar ist es wenigstens nicht. Menschen, die viel Verkehr mit der politischen Welt haben, gewöhnen sich leicht, alles was sie umgiebt für Schachsteine anzusehen, die sie nach ihren Bedürfnissen hin und wieder schieben können. Nun bat er Julius, mir den Vorgang mit Nordheim zu erzählen, um mich selbst urtheilen zu lassen.

Als ich in mein Zimmer zurückkam, begann Julius, kam mir Nordheim mit ernster Miene entgegen und sagte: Herr von Alban, ohne meine Erinnerung werden Sie wissen, was ein Mann von Ehre zu thun hat, wenn er ein liebenswürdiges Mädchen in den Fall sezte, Schwachheiten für ihn zu zeigen. Ich traue Ihnen zu viel Cha-

rakter zu, um zu befürchten, daß Sie sich durch eine Laune des Herzens berechtigt hielten, Opfer anzunehmen, die ein weibliches Herz nur der treuen festen Neigung ohne Schaden bringen kann. Wenn Sie wahrhaft lieben, bedürfen Sie keiner Erinnerung, aber sollten Sie derselben bedürfen, so bin ich nicht der Mann, in dessen Angesicht man die sanfte Hingebung eines weichen Herzens ungerügt misbraucht.

Julius sagte ihm, daß er sich irre, daß er aus eurem ganz unvermutheten Zusammentreffen falsche Folgerungen ziehe, daß du, meine Agnes, einer leichtsinnigen Schwachheit so unfähig seyst, als er selbst der Verführung. Die Unbesonnenheit, die er mit dem verrufenen Zimmer im Comödienhause begangen, und über die er seit einigen Tagen Gelegenheit gesucht, sich gegen ihn zu erklären, mit dem Zufall in dieser Nacht zusammen genommen, könnten natürlich Verdacht bey Nordheim erregen — aber daß er ungegründet sey, versichere er ihn bey seiner Ehre, und hoffe es zu beweisen.

Elise gab mir hier zuerst Nachricht von jenem Vorfall, welchen ich früher anführte, der mich in nicht geringe Verlegenheit brachte, aber auf der andern Seite doch auch über Nordheims ungleiches Betragen beruhigte.

Nordheim sey unüberzeugt geblieben, sagte mir Elise ferner. Mit Augen voll flammenden Unwillens, und mit verbissenen Lippen habe er lang geschwiegen, und dann zu Julius gesagt: Was soll ich von Ihnen denken? Ich hoffe nur aus jener, der wahren Liebe so natürlichen Fein-

heit wünschen Sie Ihr Glück profanen Augen zu verbergen. Aber Sie thun mir Unrecht. Ich habe kein gefühlloses Herz für die Verirrungen einer jugendlichen Neigung. Es hängt nur von Ihrem fernern Betragen ab, ob ich Sie tadeln, oder Ihnen aufrichtig Glück wünschen soll. Das Glück muß den Blüthen des Genusses folgen, sonst fällt mit diesen Blüthen die beste Kraft unsers Wesens ab. Was bleibt, bey den einmal festgestellten Verhältnissen, einem armen Mädchen, die mehr Zärtlichkeit als Klugheit besaß, anders, als bittre Reue? Und wenn wir nicht entartet sind, was kann uns bleiben, als der Unfrieden eines Räubers.

Julius wiederholte ihm von neuem, daß sein Verhältniß mit dir ganz und gar nicht von der Art seye, wie er es wähne.

Herr von Alban, Sie werden wissen, und fühlen, was Sie zu thun haben, erwiederte Nordheim mit Heftigkeit. Nur noch eins erlauben Sie mir zu sagen, da ich Ihre Familienverhältnisse ganz und gar nicht kenne und nicht weiß, wie sehr Sie darauf Rücksicht zu nehmen haben. Als ein vertrauter Freund des Pflegevaters Ihre Geliebten, verspreche ich Ihnen, daß Sie über Ihre Geburt, wenn es möglich ist, Aufklärung erhalten sollen. Sollte es unmöglich seyn, Ihre Wünsche über diesen Punkt zu befriedigen, so nehmen Sie von mir die Versicherung an, daß Agnes in einen Stand erhoben werden soll, der ihre Existenz in D. glänzend machen wird. Auch soll

ihrer Familie ein Vermögen hinterlassen, das ihren Enkeln den Verlust der Ahnen ersetzen kann.

Julius antwortete, wenn er dich glücklich machen könnte, so bedürfe er keines fremden Motivs, dich zu heirathen, als seiner Liebe. Aber er sey nie gewohnt, nach andern Gesetzen zu handeln, als nach denen, die ihm sein eigenes Herz vorschriebe. Für heute nichts mehr, sagte Nordheim mit unterdrücktem Unwillen. Ich hoffe, Sie sind morgen einig mit mir, dem lieben Mädchen alles Erröthen zu ersparen. Wo nicht — so kenne ich meine Pflicht, die Unschuld in meinem Hause vor jeder Beleidigung zu beschützen.

Ich vermuthe, es fielen noch mehrere Anzüglichkeiten unter ihnen vor. Julius hat nach der Stadt geschickt, um seine Pferde kommen zu lassen; sein Reitknecht hält am Schlosthor, auch höre ich, daß er ein Billet für Nordheim zurückzulassen gedenkt.

Julius ist voll Liebe für meine Agnes, voll Glauben an ihre reine Sitten, und wünschte nichts eifriger, als dir seine Hand zu geben, nachdem er Nordheim überzeugt haben würde, daß einzig der Wunsch seines Herzens eine Verbindung zwischen euch schliesse. Mein Alban ist heftig dagegen, bis du dich über die Geschichte der vergangenen Nacht gerechtfertiget hättest. Er fürchtet, Nordheim liebe dich selbst, wolle aber wegen seines Verhältnisses mit der Gräfin nicht heurathen, und wünsche dir durch eine Verbindung mit Julius ein bleibendes Etablissement in D. zu verschaffen. Auch die Neigung des Prinzen für

dich, die sich gestern Abend so lebhaft äuserte, erregte Verdacht bey ihm. O was für unselige Umstände mußten zusammentreffen, um dieses Mistrauen in dem edlen Herzen meines Albans zu erzeugen! Elise sank an meine Brust und weinte heftig. Beste Agnes! rief sie aus, ich beschwöre dich, löse diese schmerzliche Verwirrung durch ein offenherziges Geständniß. Du kannst keine Schuld haben! und ach! die halbe Freude meines Lebens ist dahin, wenn mich der Argwohn Albans von dir trennt.

Die treue Liebe des guten Mädchens stillte gleich einem labenden Thau die Gluth der Verwirrung in meinem Innern. Wie friedebringend und wie achtungswerth ist der stille Sinn, der die Gestalten seiner Liebe fest, und rein zu bewahren vermag, in jedem Gewirre ungünstiger Verhältnisse!

Du vertraust meiner Unschuld mit Recht, liebstes Kind, sagte ich Elisen. Ich verdiene deine Freundschaft, und du sollst ewig die meinige besitzen. Aber wir müssen jezt vor allen Dingen suchen, den Irrthum zwischen den zwey lieben Männern aufzuklären. Sage Julius, daß ich ihn vor seiner Abreise zu sprechen wünsche, und ich will Nordheim bitten lassen, auf einen Augenblick in mein Zimmer zu kommen.

In kurzem erschienen sie beyde zugleich und waren etwas verwundert einander anzutreffen. Ich suchte alle Verlegenheit zu überwinden, nahm Nordheims und Julius Hand, und sagte: Da ich die unglückliche Ursache

eines Misverständnisses zwischen zwey edlen Gemüthern bin, so wünsche ich, sie auch wieder zu vereinen.

Sie thun mir Unrecht, Herr von Nordheim, wenn Sie an meinen Sitten zweifeln — ich mus, und will es ohne Vertheidigung dulden, aber wenn Sie auch keinen Glauben an mich fassen konnten, hätten Sie nicht das Andenken an meinen Vater in Hohenfels zu Hülfe rufen können? Sollte die Kraft zum Rechten und Guten so schnell in einem Gemüthe verblühen, das durch seine Pflege gebildet wurde? Herr von Alban hat sich immer als ein edler grosmüthiger Freund gegen mich betragen, und eben darum könnte ich seine Hand nicht annehmen, da ich keinem Freunde eine Frau zu geben wünschte, deren Verhältnisse sie vielleicht zuweilen nöthigen könnten, den Anstand der Pflicht aufzuopfern. Auch ich, für mich, bin ganz und gar nicht in der Lage, für jetzt an eine solche Verbindung zu denken. —

Und nun, meine theuren Freunde, geben sie mir die Ruhe wieder durch die Gewißheit, daß kein Zweifel mehr zwischen ihnen Statt haben kann. Das Schicksal eines unbedeutenden Mädchens soll nicht edle Männer entzweyen, die bestimmt sind, sich zu schönen Thaten zu vereinigen.

Nordheim und Julius waren bewegt. O wer, rief Nordheim aus, wer würde nicht von dieser Sprache der Unschuld und Wahrheit, selbst gegen das Zeugniß seiner eigenen Sinne hingerissen! Herr von Alban, sagte er, indem er Julius die Hand zur Versöhnung bot, wenn ich

Sie durch Mistrauen beleidigte, so verzeihen Sie es der Sorge für dieses liebenswürdige Kind, und helfen Sie mir auch von ihr Verzeihung erbitten! Julius faßte Nordheims Hand, und ich drückte die beyden lieben vereinten Hände herzlich an meine Brust. Meine Thränen flossen unaufhaltsam, mein tiefstes Wesen war aufgeregt von süssen, von schmerzlichen Empfindungen, ich mußte mich entfernen.

(Die Fortsezung folgt.)

IV.

Ueber
Wilhelm Meisters Lehrjahre

(aus einem Brief an den Herausgeber der Horen.)

Ich verweile zuerst bey einzelnen Bestandtheilen, und freue mich in der Darstellung der Charaktere so gar nichts von den schwarzen Schatten zu finden, die nach einem gewöhnlichen Vorurtheile zum Effekt des Kunstwerks nothwendig seyn sollen. An einen privilegirten Teufel, durch den alles Unheil geschieht, ist hier nicht zu denken. Selbst Barbara ist im Grunde nicht bösartig, sondern nur eine gemeine Seele. Unter dem Druck der Bedürfnisse fehlt es ihr an Empfänglichkeit für jedes feinere Gefühl. Gleichwohl hat sie wahre Anhänglichkeit an Marianen und Felix. Das größte Leiden — Marianens Schicksal — wird durch einen schätzbaren Menschen aus einer edlen Triebfeder veranlaßt.

Eben so wenig erscheint ein übermenschliches Ideal. Ueberall findet man Spuren von Gebrechlichkeit und Beschränkung der menschlichen Natur, aber was dabey den Hauptfiguren das höhere Interesse giebt, ist das Streben

nach einem Unendlichen. Aus den verschiednen Richtungen dieses Strebens entsteht die Mannichfaltigkeit der Charaktere. In endlichen Naturen muß sich dadurch oft Einseitigkeit und Misverhältniß erzeugen, und dieß sind die Schatten des Gemähldes, die Dissonanzen der Harmonie. Daher bey Jarno die Kälte und Härte des Weltmanns. Er strebt nach Klarheit und Bestimmtheit in seinen Urtheilen über die Menschen und ihre Verhältnisse. Wahrheit und Zweckmäßigkeit weiß er zu schätzen, aber das Dunkle und Schwankende ist ihm verhaßt. Enthusiasmus kennt er nicht, selbst die Kunst verehrt er nur in der Entfernung, weil er sich von ihrem Verfahren nicht Rechenschaft geben kann. Doch wirkt das Vollendete auf ihn. Daher seine Achtung gegen das Streben nach Vollendung im Lothario. An Shakespear schätzt er nur den Stoff — die Wahrheit der Darstellung. Er heyrathet Lydien nicht aus Freundschaft für Lothario, sondern weil ihn die Wahrheit der Empfindung anzieht. So ist die Trockenheit und der Mangel an Humanität bey Nataliens Tante die Folge ihrer übersinnlichen Existenz. Dagegen muß die idealisirte Sinnlichkeit bey Phölinen in ihrer höchsten Freyheit zuweilen ausarten, da ihr durchaus keine moralische Zucht das Gegengewicht hält. Nur ein paar Figuren erscheinen gleichsam als höhere Wesen in einer Glorie — der Großonkel Nataliens und der Abbé — aber sie stehen im Hintergrunde und von den Umrissen ihrer Gestalt ist wenig zu sehen.

Besondre Kunst finde ich in der Verflechtung zwischen

den Schicksalen und den Charakteren. Beide wirken gegenseitig in einander. Der Charakter ist weder bloß das Resultat einer Reihe von Begebenheiten, wie die Summe eines Rechnungsexempels, noch das Schicksal bloß Wirkung des gegebenen Charakters. Das Persönliche entwickelt sich aus einem selbstständigen unerklärbaren Keime, und diese Entwicklung wird durch die äussere Umstände bloß begünstigt. Dieß ist die Wirkung des Puppentheaters bey Meister und die Brustkrankheit bey der Stiftsdame. So sind die merkwürdigsten Ereignisse in Meisters Leben — sein Aufenthalt auf dem Schlosse des Grafen — der Räuberanfall — der Besuch bey Lothario — zum Theil die Folgen einer freyen Wahl, die in seinem Charakter gegründet war. Das Ganze nähert sich dadurch der wirklichen Natur, wo der Mensch, dem es nicht an eigner Lebenskraft fehlt, nie bloß durch die, ihn umgebende, Welt bestimmt wird, aber auch nie alles aus sich selbst entwickelt. Ein reicher Garten zeigt sich dem Auge, wo die schönsten Pflanzen von selbst zu gedeihen scheinen, und jede Spur des Künstlers verschwindet. Aber die Macht des Schicksals zeigt sich auch an zwey Personen, Mignon und dem Alten. Hier unterliegt eine zarte Natur dem gewaltsamen Druck der äussern Verhältnisse. Dieser tragische Stoff stört vielleicht die Totalwirkung bey einem großen Theile des Publikums, der sich bey Betrachtung eines Kunstwerks bloß leidend verhält. Die rührende Erscheinung concentrirt die Aufmerksamkeit auf einen einzigen Punkt. Aber wer seine Besonnenheit gegen diesen Eindruck

wenigstens beym zweyten Lesen behauptet, erkennt, wie sehr das Ganze durch eine solche Beymischung an Würde gewinnt.

Die Einheit des Ganzen denke ich mir als die Darstellung einer schönen menschlichen Natur, die sich durch die Zusammenwirkung ihrer innern Anlagen und äussern Verhältnisse allmählich ausbildet. Das Ziel dieser Ausbildung ist ein vollendetes Gleichgewicht — Harmonie mit Freyheit. Je gröſser das Maas der einzelnen Kräfte, je mächtiger die einander entgegengesetzten Triebe, desto mehr wird dazu erfodert, um in diesem Chaos Einheit ohne Zerstörung zu erschaffen. Je mehr Bildsamkeit in der Person, und je mehr bildende Kraft in der Welt, die sie umgiebt, desto reichhaltiger die Nahrung des Geistes, die eine solche Erscheinung gewährt.

Was der Mensch nicht von aussen empfangen kann — Geist und Kraft — ist bey Meistern in einem Grade vorhanden, für den der Phantasie keine Gränzen gesetzt sind. Sein Verstand ist mehr als die Geschicklichkeit, ein gegebenes endliches Ziel zu erreichen. Seine Zwecke sind unendlich, und er gehört zu der Menschenklasse, die in ihrer Welt zu herrschen berufen ist. In der Ausführung dessen, was er mit Geist gedacht hat, zeigt er Ernst, Liebe und Beharrlichkeit. Der Erfolg seiner Thätigkeit, bleibt immer in einem gewissen Helldunkel, und dadurch wird der Einbildungskraft des Lesers freyer Spielraum gelassen. Wir erfahren nur seine gute Aufnahme auf dem Schlosse des Grafen, seine Gunst bey den Damen, den

Beyfall bey der Aufführung des Hamlet, aber keines seiner dichterischen Produkte wird uns gezeigt. Seine Seele ist rein und unschuldig. Ohne einen Gedanken an Pflicht, ist ihm durch eine Art von Instinkt das Gemeine, das Unedle verhaßt, und von dem Treflichen wird er angezogen. Liebe und Freundschaft sind ihm Bedürfniß, und er ist leicht zu täuschen, weil es ihm schwer wird, irgendwo etwas Arges zu ahnen. Er strebt zu gefallen, aber nie auf Kosten eines andern. Es ist ihm peinlich, irgend jemanden eine unangenehme Empfindung zu machen, und wenn Er sich freut, soll alles was ihn umgiebt, mit ihm geniessen. Seine Bildsamkeit ist ohne Schwäche. Muth und Selbstständigkeit beweißt er, wie er die Mignon von dem Italiener befreyt, wie er sich gegen die Räuber vertheidigt, wie er gegen Jarno und den Abbé seine Unabhängigkeit behauptet. Die persönliche Autorität des Abbé's, die doch in einem Zirkel vorzüglicher Menschen von so großem Gewicht ist, überwältigt ihn nicht. Philine ist da, wo sie liebenswürdig ist, sehr reizend für ihn, aber sie beherrscht ihn nicht. Jarno wird ihm verhaßt, da er die Aufopferung des Alten und der Mignon von ihm verlangt. Zu diesen Anlagen kommt noch einnehmende Gestalt, natürlicher Anstand, Wohlklang der Sprache.

Für ein solches Wesen mußte nun eine Welt gefunden werden, von der man die Bildung nicht eines Künstlers, eines Staatsmanns, eines Gelehrten, eines Mannes von gutem Ton — sondern eines Menschen erwarten konnte. Durch ein modernes Costum mußte die Darstellung

dieser Welt lebendiger werden. Das antike Costum erleichtert zwar das Idealisieren, und verwahrt vor manchen Armseligkeiten der Wirklichkeit, aber die Umrisse der Gestalten erscheinen in einer Art von Nebel, und die Wirkung des Gemähldes wird durch die unvollständige Bestimmtheit geschwächt. Ein Ideal, dessen einzelne Elemente wir in der gegenwärtigen Welt zerstreut finden, giebt der Phantasie ein weit anschaulicheres Bild. In einem mindern Grade findet sich dieser Unterschied auch zwischen dem einheimischen und ausländischen Costum, und schon dieß konnte den Dichter, der zunächst für das deutsche Publikum schrieb, bestimmen eine deutsche Welt zu wählen. Aber es fragt sich auch, ob man, sobald es auf die Bildung eines Menschen ankommt, durch eine französische, englische oder italiänische Welt viel gewonnen haben würde, und ob es nicht gerade für den Deutschen vortheilhaft sey, daß sich in seinem Vaterlande zu einer zwar glänzenden aber einseitigen Ausbildung weniger günstige Umstände vereinigen.

Es war eine lebendige Phantasie vorhanden, die vollständig entwickelt werden sollte. Hierzu gehörte ein gewisser Wohlstand, und Freyheit vom Druck der Bedürfnisse, aber keine zu günstigen Verhältnisse in der wirklichen Welt. Die Vortheile der höhern Stände gleichen dem Apfel der Proserpina; sie fesseln an die Unterwelt. Wer sich für seinen Stand begeistern kann, wird in diesem Stande vieles leisten, aber eben so wenig wie Werner sich je über seinen Stand erheben.

Eine schöne Gestalt zog ihn an; seine Einbildungskraft lieh ihr alle Vorzüge des Geistes. Marianens Seele glich einer unbeschriebenen Tafel, wo nichts seinem Ideale widersprach; er sah sich geliebt, und war glücklich. Sie war nichts, als ein liebendes Mädchen, zu wenig für seine Gattinn, zuviel um von ihm verlassen zu werden. Ihr Tod war nothwendig. Sie erscheint dabey in dem glänzendsten Lichte, aus Meisters Seele verschwindet alle Bitterkeit, die bey dem Gedanken, von ihr getäuscht worden zu seyn, sonst nie vertilgt werden konnte, und wir sehen mit Wohlgefallen, daß Meisters Instinkt richtiger urtheilte, als Werners Weltklugheit.

Das Theater ist die Brücke aus der wirklichen Welt in die ideale. Für einen jungen Mann, den sein nächster Wirkungskreis nicht verzog, und der keine bessere Sphäre kannte, mußte es unwiderstehliche Reize haben. Für ihn wurde es eine Schule der Kunst überhaupt; aber er war nicht zum Künstler berufen. Es war ihm bloß Bedürfniß seine bessern Ideen und Gefühle laut werden zu lassen. Das Coulissenspiel der theatralischen Darstellung mußte ihm bald widrig werden.

Er sollte auch die glänzende Seite der wirklichen Welt kennen lernen. Ein leichtfertiges Mädchen war seine erste Lehrerinn. In Philinen erschien ihm das höchste Leben, aber freylich nicht in einer dauernden Gestalt. Eine Reihe von mannichfaltigen Gestalten gieng vor ihm vorüber, und unter diesen waren einige so lieblich, daß sie ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlen konnten.

Diesem Uebermaas von Gesundheit stellten sich zwey kranke Wesen gegenüber: Mignon und der Harfenspieler. In ihnen erscheint gleichsam eine Poesie der Natur. Wo Meister durch die äussern Verhältnisse abgespannt wird, giebt ihm das Anschauen dieser Wesen einen neuen Schwung.

Die Gräfinn war ganz dazu geschaffen, das Bestreben zu gefallen bey Meistern zu erregen. Eine gewisse Würde, mehr des Standes als des Charakters vereinigte sich in ihr mit holder weiblicher Schwäche. Seine Phantasie hatte sie vergöttert. Er fühlte sich angezogen durch ihre Freundlichkeit, und entfernt durch die äussern Verhältnisse. Diese gemischte Empfindung spannte alle seine Kräfte. Sie erscheint auf einer niedrigen Stufe durch die Reue und Furcht, mit der sie ihre Leidenschaft verbüßt. Aber selbst in ihrer Buße ist Grazie, und beym letzten Abschiede wird sie uns wieder äusserst liebenswürdig.

Aurelie giebt ein warnendes Beyspiel, was Leidenschaft und Phantasie für Zerstörung in einem Wesen edler Art anrichtet, wo es an Harmonie der Seele fehlt.

In Nataliens Tante dagegen ist Ruhe, aber durch Zerschneidung des Knotens, durch Abgeschiedenheit von der sinnlichen Welt. Ihre Frömmigkeit hat als ein vollendetes Naturprodukt wirklich etwas Erhabenes; aber wie viel schöne Blüthen mußten ersterben, damit eine solche Frucht gedeihen konnte! Indessen sind ihre Härten durch Toleranz möglichst gemildert, und ihre Hochschätzung Nataliens ist ein schöner Zug, der sie der Menschheit wieder nähert.

Eine andre Art von innrer Ruhe, aber mit ununterbrochner äusserer Thätigkeit vereinigt zeigt sich in Theresen. Hier ist Leben mit Gestalt vereinigt, aber in diesem Leben fehlt eine gewisse Würze. Keine Kämpfe und keine Ueberspannung, aber auch keine Liebe und keine Phantasie. Gleichwohl hat ihr ganzes Wesen eine Klarheit und Vollendung, die für denjenigen äusserst anziehend sind, der den Mangel dieser Vorzüge in sich selbst oft schmerzlich gefühlt hat. Zugleich herrscht in ihrem Betragen immer eine gewisse Weiblichkeit, die gleichsam die Stelle eines tiefern Gefühls vertritt. Auch fehlt es ihr nicht an Empfänglichkeit für das Große und Schöne, nur sieht ihr heller Blick in der Wirklichkeit so viel Mängel dabey, daß es bey ihr nie zum Enthusiasmus kommt. Sie empfindet rein, aber gleichsam im Vorbeygehen; ihr alles verschlingender Trieb zur Thätigkeit läßt ihr nicht Zeit dazu. Sie wird nie von einem Gefühl überwältigt, aber sie überläßt sich ihm zuweilen aus freyer Wahl, wo es in Handlung übergehen kann, und dann zeigt sie sich von der edelsten Seite.

Bey Natalien ist dieselbe innere Ruhe, dieselbe Klarheit des Verstandes, dieselbe Thätigkeit, aber alles ist von Liebe beseelt. Diese Liebe verbreitet sich über ihren ganzen Wirkungskreis, ohne in irgend einem einzelnen Punkte an Innigkeit zu verlieren. Es erscheint in ihr die Heiligkeit einer höhern Natur, aber diese Erscheinung ist nicht drückend, sondern beruhigend und erhebend.

Von Lothario's früherer Geschichte wünschte man wohl

mehr zu erfahren; aber es ist begreiflich, warum hier gerade nicht mehr davon gesagt werden konnte. Er hatte in einer sehr glänzenden Sphäre gelebt, und seine Schicksale hätten gleichsam durch ihre LokalFarben der Haltung geschadet. Meister mußte immer die HauptFigur bleiben.

Nächst diesen Personen gab es noch besondre Verhältnisse die auf Meistern wirkten. Dahin gehört ausser der theatralischen Existenz der Aufenthalt auf dem Schlosse des Grafen und die geheime Gesellschaft. Bey der letzteren finde ich das Resultat der Lossprechung besonders glücklich ausgedacht, weil es durchgängig individuell ist und eben deswegen desto mehr Eindruck machen mußte. Aber alle diese Anstalten waren zu Meisters Bildung nicht *hinlänglich*. Was sie vollendete, war ein Kind — ein lieblicher und höchst wahrer Gedanke.

Das Verdienst eines solchen Plans sollte noch durch eine Ausführung erhöht werden, wobey man nirgends an Absicht erinnert wurde, und in der Spannung der Erwartung, in der Auflösung der Dissonanzen, und in der endlichen Befriedigung einen poetischen Genuß finden mußte, der von dem philosophischen Gehalte ganz unabhängig war. Die Entwicklung der Begebenheiten ist sinnreich und überraschend, aber nicht gekünstelt und paradox. Bey einer genauen Betrachtung findet man den Grund dazu entweder in den vorhergehenden Schicksalen, oder in irgend einem charakteristischen Zuge, oder in dem natürlichsten Gange des menschlichen Geistes und Herzens. Für einige Dissonanzen gab es keine Auflösung, die jeden Leser be-

friedigen konnte. Mignon und der Harfenspieler hatten den Keim der Zerstörung in sich. Für den Eindruck von Mignons Tode ist ein Gegengewicht in den Exequien. Der heilige Ernst, zu dem sie begeistern, hebt die Seele in das Gebiet des Unendlichen empor. Vielleicht wünscht man nicht mit Unrecht auch etwas linderndes nach dem Tode des Harfenspielers. Wenigstens hat der starke Contrast am Schluße zwischen dieser Begebenheit, und der endlichen Befriedigung für mich etwas unmusikalisches. Rousseau fragt irgendwo, was eine Sonate bedeute? Ich möchte ihm antworten: einen Roman. Wenn ich mir nun diesen Roman in eine Sonate übersetze, so wünschte ich nach einer so harten Dissonanz vor dem Schlusse noch einige beruhigende Takte zu hören.

Sollte nicht auch die Deutlichkeit gewinnen, wenn mehr angedeutet wäre, wie bey Natalien allmählich eine Leidenschaft für Meistern entsteht? Ueberhaupt scheint mir der leichte Rhythmus, der in den drey ersten Bänden die Begebenheiten herbeyführt, sich im vierten zu ändern. Doch war dieß vielleicht absichtlich zum Behuf der größern tragischen Wirkung, oder um die Spannung überhaupt zu erhöhen.

Bis hieher etwa gieng die ästhetische Pflicht des Künstlers, aber nun begann das Werk der Liebe. Das Gebäude war aufgeführt und die Totalwirkung erreicht, aber ohne dieser zu schaden, konnte es noch im Einzelnen durch mannichfaltigen Schmuck bereichert werden. Dahin gehören die Gedichte, die Gespräche über Hamlet, der Lehr-

brief und so manche köstliche Nahrung des Geistes, die in den zerstreuten Bemerkungen über Kunst, Erziehung und Lebensweisheit enthalten ist. Von allem diesem durfte nichts als bloß angefügte Verzierung erscheinen; jedes mußte als ein nothwendiger Theil in das Ganze verwebt werden.

Serto paßt vortrefflich zu einem Gespräch mit Meister. Ihr Contrast ist nicht grell, aber stark genug um den Dialog zu beleben, und gleichsam vor unsern Augen entspringt die Meynung aus dem Charakter. Abgesonderte Gespräche ähnlicher Art zwischen diesen beyden Personen, die wir nun kennen, wären gewiß ein höchstwillkommnes Geschenk. Es fehlt uns noch so sehr an dieser Gattung von Kunstwerken. Auch wünschte man wohl den Abbe' und Natalien zusammen über Erziehung zu hören; nur möchten sie nicht geneigt seyn, miteinander darüber zu sprechen.

Bey Betrachtung eines Kunstwerks, wie dieses, giebt es einen gewissen Punkt, bis wie weit man dem Künstler nachspüren und sich von seinem Verfahren Rechenschaft geben kann — aber weiter hinaus entzieht er sich unsern Blicken, so gern wir ihm auch ins innere Heiligthum folgen möchten. Wo er unterscheidet, wählt, anordnet, wird er uns immer deutlicher, je mehr wir mit seinem Werke vertraut werden; aber vergebens suchen wir den Genius zu belauschen, wenn er dem Bilde der Phantasie Leben einhaucht. Nur durch seine Wirkungen will er sich verkündigen. Der gemeine Leser ruft aus: „So etwas erfindet man nicht; hier muß eine wahre Geschichte zum Grunde liegen" — und den ächten Kunstfreund durchdringt ein elektrischer Schlag.

Klar ist der Aether und doch von unergründlicher Tiefe
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.

Innhalt
des ganzen Jahrganges
1796.

I.

1. Iduna oder der Apfel der Verjüngung, von Herder.
2. Zwo Gattungen des Epigramms, von eben Dems.
3. Elegien von Properz, von Hrn. v. Knebel.
4. Der unsterbliche Homer, von Herder.
5. Ueber Poesie, Sylbenmaaß und Sprache. Fortsetzung.
6. Der Dichter an seine Kunstrichterinn.
7. Ueber naive und sentimentalische Dichter. Beschluß.

8. und 9. Fabeln von Pfeffel.

II.

1. Herr Lorenz Stark. Fortsetzung.
2. Versuch über die Dichtungen, aus dem Französischen der Madame Stael, von Göthe.
3. Fortsetzung der Briefe über Poesie, Sylbenmaaß und Sprache, von A. W. Schlegel.
4. Der Ritter von Tourville, von Gerber.

III.

1. Elegien von Properz.
2. Der Ritter von Tourville. Fortsetzung.
3. Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten, von Schiller.
4. Scenen aus Romeo und Julie, von Shakespeare, von A. W. Schlegel.

IV.

1. Benvenuto Cellini, von Göthe.
2. Etwas über William Shakespeare bey Gelegenheit Wilhelm Meisters.

V.

1. Benvenuto Cellini. Fortsetzung.
2. Die Pulververschwörung in England, von Reinwald.
3. Elegie von Matthison.
4. Eine Nachahmung der ersten Satyre des Juvenal, von Alxinger.
5. Sehnsucht nach Frieden. Elegie von Tibull, von Voß.
6. Die Chariten, Idylle von Theokrit, von Voß.

VI.

1. Benvenuto Cellini. Fortsetzung.
2. Die Zauberin. Theokrits zweyte Idylle, von Voß.
3. Scenen aus Shakespeares Sturm, von A. W. Schlegel.
4. Nachtrag zu der Untersuchung über Idealisten und Realisten, aus Platons Theätetus, von Horrer.
5. Das Geständniß, von Rosegarten.
6. Unbenutztes Wissen, von Bürde.
7. An Cäcilia, von eben Demselben.

VII.

1. Benvenuto Cellini. Fortsetzung.
2. Ekloge, von Kosegarten.
3. Theoderich König der Ostgothen, von Woltmann.

VIII.

1. Theoderich. Fortsetzung.
2. Elegien aus dem Englischen des J. Scott, von Bürde.
3. Briefe auf einer Reise nach dem Gotthardt, von Göthe.
4. Gemil und Zoe, von Halem.

IX.

1. Benvenuto Cellini. Fortsetzung.
2. Der Aktische Sieg von Properz, von Herrn von Knebel.
3. Neueste Zimmerverzierung in Rom, von Meyer.
4. Nathan, aus dem Boccaz, von Sophie Mereau.
5. Die Dioskuren. Theokrits zwei und zwanzigste Idylle, von Voß.

X.

1. Theon an Theano, von Kosegarten.
2. Agnes von Lilien.
3. Benvenuto Cellini. Fortsetzung.

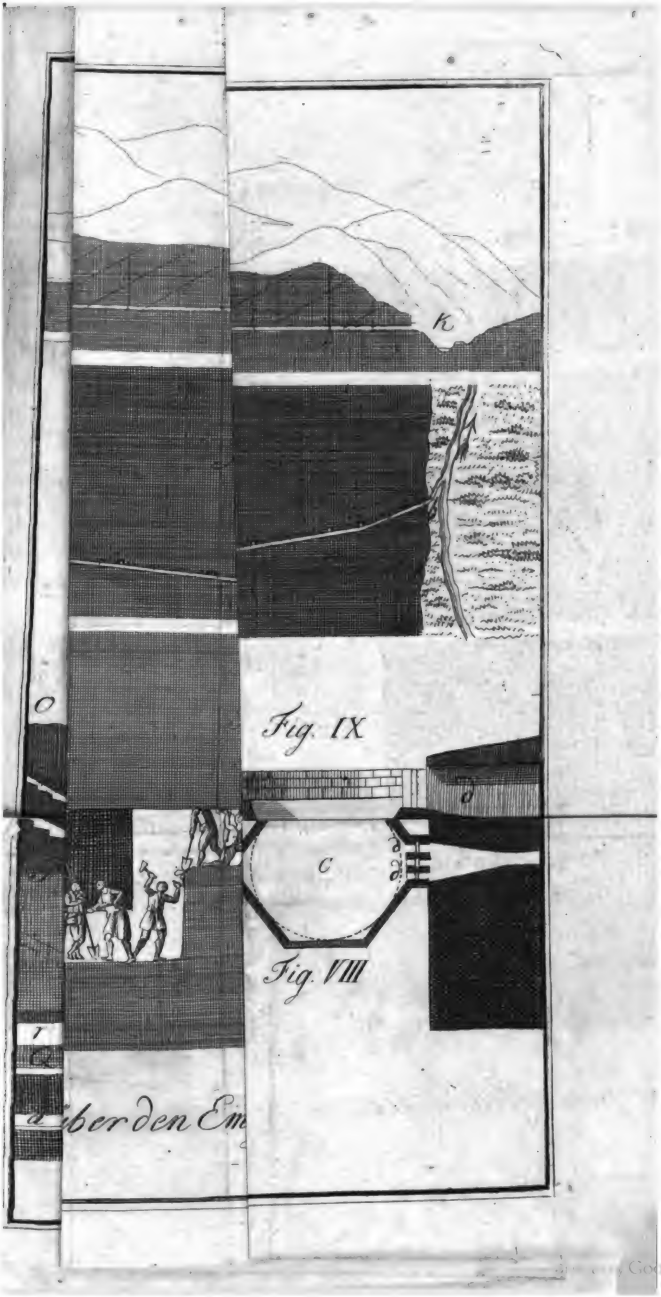
XI.

1. Benvenuto Cellini. Fortsetzung.
2. Reise nach dem Fucinischen See und Monte Cassino, von Hirt.
3. Herakles bei Augeias. Theokrits fünf und zwanzigste Idylle.
4. Cynthiens Schatten. Elegie von Properz.

5. Ich denke Dein, von Fridrike Brun.
6. Die Trösterinnen, von Herder.

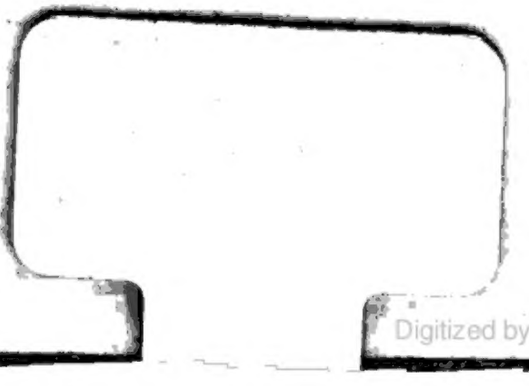
XII.

1. Reise nach dem Fucinischen See und Monte Cassino. Fortsetzung.
2. Der Pilger, von Boje.
3. Agnes von Lilien. Fortsetzung.
4. Ueber Wilhelm Meisters Lehrjahre. (Aus einem Brief an den Herausgeber der Horen.)


K
O
Fig. IX
d
C
Fig. VIII
I
ber den Em

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google